

# Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins  
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde  
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung  
der angrenzenden Bistümer

*135. Band*

*2015*

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27147-3

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Milan Media  
Heidelberger Straße 16, 76344 Eggenstein-Leopoldshafen  
2015

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13  
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
gemäß DIN ISO 9706

## INHALTSVERZEICHNIS

150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein – Jubiläumsveranstaltung am 28. April 2015 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum Von Christoph Schmider . . . . .	7–8
Das „Freiburger Diözesan-Archiv“ (FDA) – Seine Entstehung und seine Schriftleiter Von Christoph Schmider . . . . .	9–14
<i>Das Interesse der Leser wachhalten –</i> Themenspektrum und regionale Vielfalt im FDA Von Christine Schmitt . . . . .	15–20
Reflexionen zum Mittelalterbild im Freiburger Diözesan-Archiv Annäherungen an einen komplexen Gegenstand Von Thomas Martin Buck . . . . .	21–26
Die Bedeutung von „Ökumene“ im Freiburger Diözesan-Archiv Von Barbara Henze . . . . .	27–32
Die Aufklärung im Spiegel des FDA Von Wolfgang Hug . . . . .	33–40
Freiburger Diözesan-Archiv Von Hugo Ott . . . . .	41–44
„Vorsitzende und deren Ausrichtungen“ Von Karl-Heinz Braun . . . . .	45–54
150 Jahre „Kirchengeschichtlicher Verein“ – Einige Aspekte zur Bedeutung des geschichtlichen Bewusstseins und der Kultur der Erinnerung für die Entwicklung unserer Diözese Von Eugen Maier . . . . .	55–58

Von der ZSKG zur SZRKG Zur Namensänderung einer kirchenhistorischen Zeitschrift in der Schweiz Von Mariano Delgado . . . . .	.59–66
150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein Von Erzbischof Stephan Burger . . . . .	.67–72
Kirche und Kleinstadt Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein Von Jörg W. Busch . . . . .	.73–78
Pluralität und Fluidität Zur Überlieferung der Konstanzer Konzilschronik des Ulrich Richental Von Thomas Martin Buck . . . . .	.79–100
Echte Urkunden, unechte Reliquien? Der Inhalt des Breisacher Reliquienschreins Von Christoph Schmider . . . . .	.101–114
„... trete beiseite und laß sie vorbeiziehen, die Oberaffen und ihr Gefolge ...“ Aus dem Briefwechsel des Kirchenhistorikers Karl August Fink mit dem Wehrer Stadtpfarrer Stephan Wildemann Von Dominik Burkard . . . . .	.115–206
Konrad Josef Heilig (1907–1945) – Mediävist und politischer Publizist Von Helmut Maurer . . . . .	.207–246
Sinti und Roma im Erzbistum Freiburg. Eine noch zu schreibende Geschichte Von Barbara Henze . . . . .	.247–266
Jahresbericht 2014 . . . . .	.267–270
Kassenbericht 2014 . . . . .	.271

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Braun, Prof. Dr. Karl-Heinz  
 Albert-Ludwigs-Universität  
 Freiburg  
 Institut für Biblische und  
 Historische Theologie  
 Lehrstuhl für Mittlere und  
 Neuere Kirchengeschichte  
 Platz der Universität 3  
 79085 Freiburg

Buck, Prof. Dr. Thomas Martin  
 Pädagogische Hochschule  
 Freiburg  
 Institut für Politik- und  
 Geschichtswissenschaft  
 Abteilung Geschichte  
 Kunzenweg 21  
 79117 Freiburg

Burger, Erzbischof Stephan  
 Erzbischöfliches Ordinariat  
 Büro des Erzbischofs  
 Schoferstraße 2  
 79098 Freiburg

Burkard, Prof. Dr. Dominik  
 Julius-Maximilians-Universität  
 Würzburg  
 Lehrstuhl für Kirchengeschichte  
 des Mittelalters und der Neuzeit  
 Sanderring 2  
 97070 Würzburg

Busch, Prof. Dr. Jörg W.  
 Heinrich-Heine-Straße 23  
 65201 Wiesbaden

Delgado, Prof. Dr.  
 Dr. Mariano  
 Institut für das Studium  
 der Religionen und den  
 interreligiösen Dialog  
 Institut pour l'étude des religions  
 et le dialogue interrreligieux  
 Universität Freiburg/Université  
 de Fribourg  
 Av. de l'Europe 20  
 CH-1700 Fribourg

Henze, Dr. Barbara  
 Albert-Ludwigs-Universität  
 Freiburg  
 Institut für Biblische und  
 Historische Theologie  
 Frömmigkeitsgeschichte und  
 Kirchliche Landesgeschichte  
 Platz der Universität 3  
 79085 Freiburg

Hug, Prof. Dr. Wolfgang  
 Hagenmattenstraße 20  
 79117 Freiburg

Maier, Domkapitular em.  
 Dr. Eugen  
 Seilerweg 1  
 79108 Freiburg-Hochdorf

M a u r e r, Prof. Dr. Helmut  
Lindauer Straße 5  
78464 Konstanz

S c h m i d e r, Dr. Christoph  
Erzb. Archiv Freiburg  
Schoferstraße 3  
79098 Freiburg

S c h m i t t, Christine  
c/o Kirchengeschichtlicher  
Verein  
Erzbischöfliches Ordinariat  
Schoferstraße 2  
79098 Freiburg

**150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein –  
Jubiläumsveranstaltung am 28. April 2015 im  
Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum**

von Christoph Schmider

Im Jahr 1865 erschien der erste Band der vom „Kirchengeschichtlichen Verein für das Erzbistum Freiburg“ (KGV) herausgegebenen Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ (FDA). Kurz zuvor, im Herbst 1864, hatte sich der Verein nach einer mehrjährigen Vorbereitungsphase konstituiert. Dies waren zwei mehr als hinreichende Gründe dafür, die im Jahr 2015 veranstaltete Mitgliederversammlung für das Jahr 2014 als Jubiläumsfeier anlässlich des 150-jährigen Bestehens des Vereins auszurichten. Dass das Datum der Feierlichkeit – der 28. April – weder mit dem Datum der Vereinsgründung noch mit dem Erscheinungsdatum des ersten FDA-Bandes tagesgenau zusammenfällt, passte dabei ganz gut zu dem Umstand des nicht eindeutig festlegbaren „Geburtstags“.

Bei der Planung dieser Veranstaltung hatte sich der Vorstand dafür entschieden, nicht etwa einen möglichst prominenten Redner mit einem in jeder Hinsicht groß angelegten Überblicksvortrag zu betrauen, sondern mehrere Personen darum zu bitten, in kurzen, prägnanten Stellungnahmen wichtige Aspekte der Arbeit und der Geschichte des Kirchengeschichtlichen Vereins darzulegen; im Einzelnen waren dies der Protektor, Erzbischof Stephan Burger, die amtierenden Vorstandsmitglieder, der langjährige Schriftleiter des FDA, Hugo Ott, und schließlich Mariano Delgado, Vorsitzender des schweizerischen Nachbarvereins.

Diese Ansprachen dokumentieren wir durch den Abdruck im vorliegenden 135. Band unserer Vereinszeitschrift, dem FDA-Band für das Jubiläumsjahr 2015. Auf redaktionelle Eingriffe wurde bewusst so weit wie möglich verzichtet, um die bunte Vielfalt der Beiträge zu erhalten. Es blieb also den einzelnen Verfassern überlassen, ob sie die Vortragsform beibehalten oder den Text stilistisch „verschriftlichen“, ob sie ihn

mit einem wissenschaftlichen Apparat versehen oder es bei der auf Belege verzichtenden quasi „mündlichen“ Gestaltung belassen, ob sie beim ursprünglichen knappen Format bleiben oder den Text um zusätzliche interessante oder wichtige Aspekte erweitern, ob sie ihn bis ins Detail ausformulieren oder es bei schlagwortartigen Thesen belassen wollten. Herausgekommen ist dabei eher ein impressionistisches Mosaik als ein fotorealistisches Historiengemälde – also ein buntes Bild, das bestens zur abwechslungs- und facettenreichen Geschichte von KGV und FDA passt.



## Das „Freiburger Diözesan-Archiv“ (FDA) – Seine Entstehung und seine Schriftleiter\*

von Christoph Schmider

Unter den drei Buchstaben FDA verstehen Mitglieder und Freunde des Kirchengeschichtlichen Vereins nichts anderes als unsere Vereinszeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“. In der großen, weiten Welt steht diese Abkürzung für etwas viel Bedeutsameres, nämlich für die US-amerikanische „Food and Drug Administration“, eine einflussreiche Behörde mit rund 13 500 Mitarbeitern. Aber das ficht uns nicht an. Als Schriftleiter bin ich natürlich der Ansicht, dass unser FDA das Beste, Schönste und Wichtigste ist, was unser Verein in seinen 150 Lebensjahren hervorgebracht hat.<sup>1</sup> Allerdings ist dies nicht nur meine Privatmeinung: Am 18. August 1862 hatte der provisorische Vorstand „*alle Freunde der Geschichte unseres Landes*“ und „*deßgleichen ganz Schwabens und der deutschen Schweiz*“ dazu eingeladen, dem Kirchengeschichtlichen Verein beizutreten.<sup>2</sup> Und schon damals war als wichtigstes Ziel die „*Gründung einer ‚Kirchlich-Historischen Zeitschrift für die Erzdiocese Freiburg‘*“ genannt.<sup>3</sup> Zunächst waren die Initiatoren noch vorsichtig gewesen und hatten verlautbart, es solle erst dann „*an die Ausführung des Unternehmens geschritten werden*“, wenn „*sich eine genügende Betheiligung von Seiten des hochwürdigen Klerus und wohlwol-*

---

\* Kurzvortrag, gehalten beim Jubiläum „150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein“ am 28. April 2015 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum. Die Vortragsform wurde beibehalten.

<sup>1</sup> Zur Geschichte siehe: Christoph Schmider, Der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg e.V. – Grundzüge seiner Geschichte, in: FDA 125 (2005), S. 277–288.

<sup>2</sup> Vgl. „*Prospectus*“, in: FDA 1, 1865, S. VII–IX, hier S. IX: „*Wir laden den hochwürdigen Klerus der Erzdiocese Freiburg, sowie alle Freunde der Geschichte unseres Landes ein (deßgleichen ganz Schwabens und der deutschen Schweiz), dieses unser Unternehmen durch ihre fördernde Theilnahme zu unterstützen.*“

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. VIII.

*lender Laien, woran wir nicht glauben zweifeln zu dürfen, gezeigt haben wird“.*<sup>4</sup>

Der erste Band des FDA erschien im Jahr 1865, 133 weitere folgten. Der bislang letzte, Band 134 für 2014, kam gerade eben erst heraus. Zusammen sind das reichlich drei Regalmeter oder grob geschätzt etwa 45 000 Seiten. Der Name führt gelegentlich zu Irritationen – aber woher soll man auch wissen, dass sich hinter dem „Freiburger Diözesan-Archiv“ eine historische Zeitschrift verbirgt, während das „richtige“ Diözesanarchiv den Namen „Erzbischöfliches Archiv Freiburg“ trägt. Auch die Bandzählung ist eher etwas für Fortgeschrittene: Seit Band 130 zählen wir nur noch durch, doch davor war es deutlich komplexer: Band 68 aus dem Jahr 1941 war zugleich Band 41 der „Neuen Folge“, deren erster Band 1900 erschienen war, und 1949 wurde eine „Dritte Folge“ noch einmal mit Band 1 begonnen – der zugleich Band 69 der gesamten Reihe war.

Was den Inhalt angeht, so hatten die Gründerväter – Mütter waren selbstredend keine dabei – ein paar Prinzipien aufgestellt, die im Grunde bis heute gelten. Historische Aufsätze waren vorgesehen sowie „*Biographien historischer oder sonst bedeutender Personen*“. Doch auch statistische Angaben und Buchbesprechungen sollten aufgenommen werden, und nicht zuletzt Editionen von Urkunden und anderen historischen Quellen.<sup>5</sup>

Diese Grundsätze gelten noch immer, allerdings mit einer wesentlichen Ausnahme: Vor einigen Jahren hat der Vorstand beschlossen, künftig keine Rezensionen mehr zu veröffentlichen. Warum? Weil es mit unserer „Personalausstattung“ längst unmöglich geworden ist, bei der Besprechung von interessanten Neuerscheinungen auch nur halbwegs aktuell und umfassend zu bleiben.

Der erste Band erschien also vor anderthalb Jahrhunderten, und sein Inhalt ist idealtypisch für die Intention des Vereins: Eine umfangreiche Quellenpublikation – der berühmte „*Liber decimationis*“ von 1275, ediert von Wendelin Haid.<sup>6</sup> Dann Biografisches über zwei Konstanzer

<sup>4</sup> Ebd., S. IX.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. VIII-IX.

<sup>6</sup> Wendelin Haid (Hrsg.), *Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275*, in: FDA 1 (1865), S. 1–303. Die Schreibweise variiert: Auf S. 1 findet sich „decimationis“, im Inhaltsverzeichnis „decimationis“.

Bischöfe, nämlich „Gebhard von Zäringen“ und „Cardinal Andreas von Oesterreich“.<sup>7</sup> Auch die Theologiegeschichte war vertreten, in Form einer Abhandlung über den als Pfarrer in Kappelrodeck wirkenden „Polemiker“ oder „Kontroverstheologen“ Johann Nicolaus Weislinger<sup>8</sup>, und mein damaliger Amtsvorgänger Franz Zell lieferte eine Zusammenstellung der im Erzbischöflichen Archiv verwahrten „*Urkunden und Acten über den Cardinal Andreas von Oesterreich*“.<sup>9</sup>

Verantwortung für das FDA trägt der Schriftleiter. Anders als bei vergleichbaren historischen Zeitschriften ist es nicht ein mehrköpfiges Komitee, sondern eine Person – und bisher immer ein Mann. Im Idealfall stimmt dieser Schriftleiter sich mit dem Vorstand ab und versucht, dessen Richtungsangaben zu folgen. Doch ein Mindestmaß an Eigenständigkeit hatte und hat der Schriftleiter immer, und letztlich muss er für den Inhalt geradestehen, heimst das Lob ein, wenn es etwas zu loben gibt, kassiert aber gegebenenfalls auch die Prügel.

Es wäre interessant, en détail zu verfolgen, ob und wie sich die Handschrift des jeweiligen Schriftleiters in einzelnen Bänden widerspiegelt, doch dafür reicht uns heute die Zeit sicherlich nicht. Aber falls jemand sich dazu berufen fühlen sollte, diese Arbeit auf sich zu nehmen, dann will ich ihm den Anfang etwas erleichtern, indem ich zumindest die Namen nenne.

Den Anfang macht der Philologieprofessor und Politiker Karl Zell, unterstützt von Pfarrer Wendelin Haid.<sup>10</sup> Zell war sicherlich die prominentere und nach außen hin gewichtigere Persönlichkeit, doch im Verein war Haid der Herr im Haus. Er war nicht nur die treibende Kraft hinter der Gründung, sondern er hatte mit seiner Edition des „*Liber decimatis*“ auch gleich eine Publikation vorgelegt, die Maßstäbe setzte. Mit

<sup>7</sup> Karl Zell, Gebhard von Zäringen, Bischof von Constanz, in: FDA 1 (1865), S. 305–404; Theodor Dreher, Cardinal Andreas von Oesterreich, in: Ebd., S. 437–443.

<sup>8</sup> Johann Baptist Alzog, Ueber Johann Nicolaus Weislinger, „Pfarrherrn zu Capell unter Rodeck im Breyßgau“. Zur Verständigung über seine Person und seine literarische Thätigkeit, in: FDA 1 (1865), S. 405–436.

<sup>9</sup> Franz Zell, Verzeichnis der Urkunden und Acten über den Cardinal Andreas von Oesterreich, Bischof von Constanz, die sich in dem Erzbischöflichen Archiv zu Freiburg vorfinden, in: FDA 1 (1865), S. 444–446.

<sup>10</sup> Wendelin Haid, \*16. Oktober 1803 in Bad Imnau, † 19. Oktober 1876 in Lautenbach. Zu seiner Biografie vgl. das von Joseph König verfasste Kurzbiogramm in „Necrologium Friburgense“, FDA 17 (1885), S. 105. Zu Karl Zell siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/Karl\\_Zell](http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Zell) (aufgerufen am 28. April 2015).

Band 5 übernahm der Theologieprofessor Joseph König den Posten und versah ihn rund dreißig Jahre lang – wobei ihn krankheitshalber zuletzt der Freiburger Stadtarchivar Peter Paul Albert vertrat.<sup>11</sup> Nach Königs Tod im Juni 1900 – inzwischen waren 27 Bände erschienen – wurde mit Karl Julius Mayer<sup>12</sup> wieder ein Theologieprofessor Schriftleiter.

Ihm folgte ab Band 35 Karl Rieder<sup>13</sup>, ein als Historiker wie Theologe gleichermaßen qualifizierter Mann, ehe dann für die drei Bände 46 bis 48 mit Friedrich Hefele<sup>14</sup> wieder einmal ein Archivar die Aufgabe übernahm. Für die nächsten 38 Bände waren zwei Theologen an der Reihe, die über bemerkenswerte Zusatzqualifikationen verfügten. Zunächst der in Straßburg geborene Joseph Clauss<sup>15</sup>, Elsassexperte und Archivar, verantwortlich für 13 Jahrgänge, und dann der Denkmalfleger und Kunsthistoriker Hermann Ginter<sup>16</sup>, auf dessen Konto 25 Bände gehen.

Und schließlich, mit Band 88 (bzw. Jahrgang 1968) übernahm der Mann die Verantwortung, der nicht nur die mit Abstand längste Amtszeit aller Schriftleiter hat, sondern auch für einen Paradigmenwechsel bei der inhaltlichen Ausrichtung verantwortlich ist: Hugo Ott, Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, öffnete das FDA für die Zeitgeschichte und griff immer wieder Themen auf – oder ließ sie aufgreifen –, die nicht in weiter, historischer Ferne lagen, sondern aktuell und brisant waren und noch richtig wehtun konnten. Ohne auf Details einzugehen wären beispielsweise zu nennen die *„Erlebnisberichte und Do-*

---

<sup>11</sup> Prof. Dr. theol. Joseph König, \*7. September 1819 in Hausen a. d. Aach, † 22. Juni 1900 in Freiburg (Nachruf: Cornelius Krieg, FDA 28 (1900), S. V–XVI). König versah die Schriftleitung teilweise in Zusammenarbeit mit Dr. iur.(?) Joseph Bader, \* 20. Dezember 1805 in Tiengen (Waldshut-Tiengen), † 7. Februar 1883 in Freiburg (kein Nachruf im FDA) sowie Dr. phil. Peter Paul Albert, \* 29. Januar 1862 in Mudau-Steinbach, † 27. November 1956 in Freiburg (Nachruf: Wolfgang Müller, FDA 77 [1957], S. 419). Schriftleiter der ersten Bände war Prof. Dr. Karl Zell, \* 8. April 1793 in Mannheim, † 24. Januar 1873 in Freiburg (Nachruf: Badische Biographien II, Heidelberg 1875, S. 534–537), zeitweilig unterstützt von Wendelin Haid.

<sup>12</sup> Prof. Dr. theol. Karl Julius Mayer, \* 12. März 1857 in Bühl, † 15. April 1926 in Bühl (Nachruf: Vorstand [Emil Göller] und Schriftleitung [Joseph Clauss], FDA 54 [1926], S. 1–8).

<sup>13</sup> Dr. phil. et theol. Karl Joseph Rieder, \* 9. Februar 1876 in Emmendingen, † 4. September 1931 auf der Insel Reichenau (Nachruf: Emil Göller, FDA 60 [1932] S. IX–XV).

<sup>14</sup> Dr. phil. Friedrich Hefele, \* 18. Juli 1884 in Walthofen/Allgäu, † 22. Juni 1956 in Buchenberg/Allgäu (kein Nachruf im FDA).

<sup>15</sup> Dr. theol. Joseph Maria Benedikt Clauss, \* 20. Mai 1868 in Straßburg, † 26. September 1949 in Freiburg (Nachruf: Hermann Ginter in „Necrologium Friburgense“, FDA 71 [1951], S. 237–239).

<sup>16</sup> Prof. Dr. theol. Hermann Ginter, \* 14. Februar 1889 in Freiburg, † 8. August 1966 in Freiburg (Nachruf: Wolfgang Müller in FDA 86 [1966], S. 5–8, Bibliografie ebd. S. 557–564).

*kumentationen von KZ-Priestern der Erzdiözese Freiburg*“ in Band 90 (1970). Sie sorgten nicht nur seinerzeit für viel Aufregung, sondern brachten auch die Erforschung dieses erschütternden Kapitels unserer Bistumsgeschichte erheblich voran. Oder – und damit soll es dann sein Bewenden haben – Max Josef Metzger: Wer weiß, ob es je zum derzeit in Rom anhängigen Seligsprechungsverfahren gekommen wäre, hätte nicht das FDA unter Otts Ägide immer wieder neue Fakten und Forschungsergebnisse zu Leben und Wirken dieses Priesters und NS-Märtyrers publiziert.



## *Das Interesse der Leser wachhalten – Themenspektrum und regionale Vielfalt im FDA\**

von Christine Schmitt

Stellen Sie sich vor, Sie müssten auf die berühmte Frage antworten, welches Buch Sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden. Würde Ihre Antwort lauten: selbstverständlich das FDA? Ich sehe, Sie zögern noch, daher möchte ich Ihnen einige Entscheidungshilfen geben.

Unsere Frage stellt sich ja nur, wenn wir davon ausgehen, dass die einsame Insel nicht im Erzbistum Freiburg liegt, was zugegebenermaßen nicht allzu unwahrscheinlich ist. Innerhalb unserer Diözese ist das FDA nämlich ohnehin stets in Reichweite. Dafür sorgte die Einführung der Pflichtmitgliedschaft für Pfarreien beim KGV im Jahre 1935, mit der die Verfügbarkeit des FDA vor Ort einherging.<sup>1</sup> Damit wurden und werden die Erträge kirchengeschichtlicher Forschung auch dort zugänglich, wo die nächste Universitätsbibliothek weit entfernt ist. An dieser Stelle möchte ich den Wunsch formulieren, dass das FDA in den Gemeinden in größerem Maß als bisher an zugänglichen Stellen, wie beispielsweise der Pfarrbibliothek, zur Verfügung gestellt und nicht nur auf dem Speicher gelagert wird.

Zurück zu unserer Frage nach der einsamen Insel: Sie werden vielleicht befürchten, das FDA könnte Ihr Reisegepäck zu sehr belasten. Diesen Einwand muss ich gelten lassen, schließlich umfassen die bisher erschienenen Bände ca. 3,5 Regalmeter. Allerdings ist es seit einigen Jahren möglich, das FDA bis auf die jeweils aktuellsten fünf Jahrgänge elek-

---

\* Bei dem hier vorliegenden Text handelt es sich um ein Kurzreferat anlässlich der Jahresversammlung am 28. April 2015. Für den Abdruck wurde der Vortragsstil beibehalten.

<sup>1</sup> Vom 14. 12. 1934 datiert der Erlass (Ord. Nr. 17994), dass „jede Pfarrei und Kuratie als solche Mitglied des Kirchengeschichtlichen Vereins werde“. Diese Neuregelung trete mit Anfang des Jahres 1935 in Kraft. In: Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg Nr. 32 vom 19. Dezember 1934, S. 299/300.

tronisch zu benutzen. Sie werden von der Universitätsbibliothek Freiburg über den Onlinekatalog bereitgestellt<sup>2</sup>, das Inhaltsverzeichnis ist unter *wikisource* zugänglich.<sup>3</sup>

Den meisten von Ihnen dürfte das FDA hinlänglich bekannt sein. Lassen Sie mich dennoch einige Beitragstitel herauspicken, die einen Überblick über die Bandbreite der behandelten Themen vermitteln.

Viele Aufsätze widmen sich ebenso zentralen wie naheliegenden Fragestellungen, für die stellvertretend der Vortrag unseres Vorstandsmitglieds Thomas Martin Buck im aktuellsten Band zu nennen ist, wo er anlässlich des Jubiläums des Konstanzer Konzils über dessen Aktualität und Bedeutung für die Gegenwart schreibt.<sup>4</sup> In Ausnahmefällen widmete das FDA sogar einen ganzen Band einem solch anlassbezogenen Thema, ich denke hier zum Beispiel an Band 95 von 1975, der ganz im Zeichen des 1000-jährigen Konradsjubiläums stand. Einige der großen Themenbereiche werden gleich in den folgenden Kurzvorträgen angesprochen, weshalb ich nun nicht darauf eingehe. Was unsere Zeitschrift jedoch von Anfang an auch auszeichnete, war ein breitgefächertes Interesse und die Wertschätzung auch für das Lokale und Regionale. Wo sonst könnte man etwas lesen über das „*Kirchweib-Festschießen zu Birnau-Maurach im Jahre 1764*“ (ein Beitrag von 1953)<sup>5</sup> oder „*Das Perückentragen der Geistlichen betreffend*“ (ein Beitrag des Erzbischöflichen Archivars Franz Zell von 1869).<sup>6</sup> Neugierde wecken Aufsätze wie „*Hinterlassenschaften zweier Pfarrer in Donaueschingen aus dem 17. Jahrhundert*“ von 1915<sup>7</sup> oder „*Wo sind Glasscheiben aus dem Kapitelsaal des Konstanzer Münsters?*“ von 1976.<sup>8</sup> Praktische Kenntnisse vermittelt der Aufsatz „*Bereitung und Behandlung der Malerfarben im 15. Jahrh.*“ von 1873<sup>9</sup> und ob aus folgendem Beitrag etwas für die Gegenwart gelernt werden könnte, müsste man nachlesen: „*Wie Gerichtstetten wieder*

<sup>2</sup> <https://www.freidok.uni-freiburg.de/inst/2268> (Stand: 3. November 2015).

<sup>3</sup> [https://de.wikisource.org/wiki/Freiburger\\_Diözesan-Archiv](https://de.wikisource.org/wiki/Freiburger_Diözesan-Archiv) (Stand: 3. November 2015). Die Seite ist zwar ein nützliches Hilfsmittel, enthält jedoch Fehler, so dass sie die Recherche in den FDA-Bänden nicht ersetzt.

<sup>4</sup> „In omnem terram exivit nomen Constance“ – Zur Aktualität und Bedeutung des Konstanzer Konzils für die Gegenwart, in: FDA 134 (2014), S. 71–96.

<sup>5</sup> Gustav Rommel, in: FDA 73 (1953), S. 219–224.

<sup>6</sup> Ein Dokument von 1724 in der Sammlung von „*Memorabilien aus dem Erzbischöflichen Archiv zu Freiburg*“, FDA 4 (1869), S. 321–323.

<sup>7</sup> A. Kupferschmid, in: FDA 43 (1915), S. 290–308.

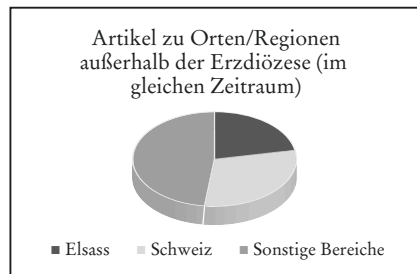
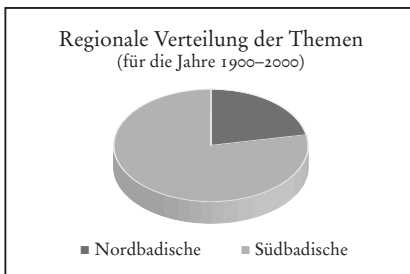
<sup>8</sup> Carl Johann Heinrich Villinger, in: FDA 96 (1976), S. 361–364.

<sup>9</sup> Franz Joseph Mone, in: FDA 7 (1873), S. 275–287.



*katholisch wurde*“ (von 1940).<sup>10</sup> Zuweilen wird der geografische Rahmen recht großzügig ausgelegt, so beim „*St.-Thomas-Becket-Kult in Danzig-Oliva*“ von 1962.<sup>11</sup> Nicht selten hilft das FDA, unsere Erzdiözese besser kennenzulernen. Ich zumindest musste den Realschematismus zu Rate ziehen, um festzustellen, dass der Titel „*Eine Tonform aus Paimar*“ von 1908<sup>12</sup> sich auf einen Ort in unserem Erzbistum bezieht.

Mit dem Hinweis auf die Geografie sind wir bei einem Thema, das regelmäßig in unserem Verein zur Sprache kommt, nämlich das eines regionalen Ungleichgewichts des FDA. Es schien mir interessant zu überprüfen, ob es sich – wie man beim Wetterbericht sagen würde – um eine gefühlte oder tatsächliche Südlastigkeit handelt. Setzt man als Trennlinie zwischen Süd- und Nordbaden die sogenannte Schäufelegränze, also die Sprachgrenze zwischen niederalemannisch und südfränkisch, die ungefähr auf Höhe der Oos verläuft, an und nimmt Hohenzollern zum Süden hinzu, so ergeben sich für die 100 Jahre des 20. Jahrhunderts folgende Zahlen: (gezählt wurden Artikel mit Bezug zu einzelnen Orten oder kleineren Einheiten wie Dekanaten): 92 nordbadischen stehen 330 südbadische gegenüber, das entspricht ungefähr dem 3,5-fachen. Mit der Karlsruher Kirchengeschichte beschäftigt sich beispielsweise nur ein einziger Artikel explizit. Auch der Kraichgau als kirchenhistorisch interessantes Terrain ist völlig unterrepräsentiert.



Viele Orte und sogar Gegenden sind nur über Buchbesprechungen im FDA vertreten. Das Verzeichnis für die Bände von 1900 bis 1984 enthält 537 Buchbesprechungen mit Bezug zu einzelnen Orten.

<sup>10</sup> Konrad Josef Heilig, in: FDA 67 (1940), S. 1–89.

<sup>11</sup> Medard Barth, in: FDA 82/83 (1962/63), S. 552/553.

<sup>12</sup> Michael Heer, in: FDA 36 (1908), S. 308–310.

Da das FDA sich laut Selbstbeschreibung auch angrenzenden Bistümern widmet, seien noch 22 Beiträge zu Themen aus dem Elsass, 16 zur Schweiz und 34 zu sonstigen Gegenden erwähnt, wobei diese gegen Ende des 20. Jahrhunderts zahlenmäßig stark nachlassen.

Dass ein solches zahlenmäßiges Erfassen von Themenbereichen zu sinnvollen Erträgen und neuen Sichtweisen führt, zeigen aktuelle Forschungsprojekte zu quantitativen Fragestellungen, wie sie beispielsweise der Kunsthistoriker Maximilian Schich in seinen in den letzten Jahren publizierten und viel beachteten Studien vornahm.<sup>13</sup> Wenn über kurz oder lang eine digitale Volltexterschließung des FDA, also ein elektronisches Register, vorhanden sein wird (und – während im Vorwort des zweiten Registerbands noch von den sich über acht Jahrzehnte erstreckenden Mühen des Erstellens die Rede ist<sup>14</sup>, wird das bald ohne unser Zutun in Kalifornien erledigt werden), lassen sich weiße Flecken auf der Forschungslandkarte leicht erkennen. Etwaige Korrelationen zwischen der konfessionellen Zusammensetzung einer Region und der Häufigkeit des Vorkommens als Forschungsgegenstand lassen sich sichtbar machen. Der Abgleich mit anderen kirchen-, landes- und regionalgeschichtlichen Zeitschriften über Metasuchen wird das eigene Profil des FDA quantifizierbar machen. Erkenntnisse zur Prosopografie des Erzbistums oder zur historischen Netzwerkforschung lassen sich gewinnen. Schon mit den jetzigen Möglichkeiten der Erschließung ist belegbar, dass bestimmte Orte oder Themenfelder ihr häufiges Vorkommen dem Engagement oder Produktionseifer Einzelner verdanken. Beispielsweise stammen die acht im 20. Jahrhundert erschienenen Beiträge über Meßkirch von lauter unterschiedlichen Autoren, während die zehn über Villingen zur Hälfte von einem Einzigem sind.

Der Blick auf die Autorinnen und Autoren spiegelt auch die Veränderungen der Forschungslandschaft über die 150 Jahre hinweg. Schon immer und bis heute waren und sind es Archivare und Professoren, die

<sup>13</sup> Vgl. zum Beispiel Maximilian Schich, *Rezeption und Tradierung als komplexes Netzwerk. Der CENSUS und visuelle Dokumente zu den Thermen in Rom*, München 2009, oder ders. et al., *A network framework of cultural history*, in: *Science* 345 (2014), S. 558–562.

<sup>14</sup> „Würde eines Tages die Geschichte des Kirchengeschichtlichen Vereins geschrieben, dann käme den Bemühungen um die Registerarbeit ein wichtiger Platz zu [...] Seitdem [dem Erscheinen des Registerbands von 1902, CS], also über mehr als acht Jahrzehnte, wähen die Anstrengungen, in gemessenen Abständen Registerbände erscheinen zu lassen. Bisher waren diesen Aktivitäten konkrete Erfolge versagt.“ Karl Suso Frank/Hugo Ott, Vorwort, in: FDA Registerband (1986), o. S. (3).

die meisten Beiträge veröffentlichen. Zunehmend geringer wird jedoch die Zahl derer, die unter keinem Publikationsdruck stehen, nämlich Pfarrer, Lehrerinnen und Lehrer. Sie können es sich angesichts gestiegener zeitlicher Belastungen des Berufs weitaus weniger erlauben, wie noch vom 19. Jahrhundert bis ins zweite Drittel des 20. Jahrhunderts, aufwändige ortsgeschichtliche Quellenstudien zu betreiben – auch dies ist gewissermaßen eine sozialgeschichtliche Erkenntnis, die zugleich zum Nachdenken darüber anregen kann, wie der KGV künftig sein breitgefächertes Interesse beibehalten und entsprechende Forschungen fördern kann. Ich fände es schön, wenn wir auch künftig so auf unsere Arbeit blicken könnten, wie es im Vorwort des 1902 erschienenen Registerbands für die ersten 27 Bände heißt: dass dieser uns nämlich *„als der beste Rechenschaftsbericht über das erschien, was der Verein in den 35 Jahren seines Bestehens geleistet hat“*.<sup>15</sup> Die Redaktion bemühe sich, Berührungspunkte zu älteren Aufsätzen herzustellen. *„So wird die Zeitschrift geistig ein Ganzes, hört auf eine Mehrheit von Teilen zu sein, und zugleich wird das Interesse der Leser für die ganze Serie der Zeitschrift dauernd wachgehalten und verhindert, daß die mit so vieler Mühe und oft mit so großen Opfern an Zeit und Geld zustande gekommenen Arbeiten der besten alten und neuen Freunde des Vereins und Mitarbeiter der Zeitschrift unverdient und zum Schaden der Forschung in Vergessenheit geraten.“*<sup>16</sup>

In einer im Januar in der *Süddeutschen Zeitung* erschienenen Besprechung eines kirchengeschichtlichen Werkes meinte der Rezensent: *„Nie könnte die Kirchengeschichte für den Katholizismus so wertvoll gewesen sein wie heute.“*<sup>17</sup> Ich hätte gern die Zeit auf einer einsamen Insel, um all das nachzulesen, was das FDA dazu beitragen kann.

---

<sup>15</sup> FDA (1902), Register zu Band I bis XXVII, bearbeitet von Heinrich Klenz, Vorwort von Peter P. Albert, S. V–IX, hier S. VIII.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Rudolf Neumaier, Sündenfall einer Weltreligion. (= Rezension zu Hubert Wolf, *Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte*, München 2015), in: *Süddeutsche Zeitung* vom 28. Januar 2015, S. 13.



**Reflexionen zum Mittelalterbild im  
Freiburger Diözesan-Archiv**  
Annäherungen an einen komplexen Gegenstand\*

von Thomas Martin Buck

Der Frankfurter Mediävist Johannes Fried hat einmal angesichts eines anderen Jubiläums – es handelte sich um das 50-jährige Bestehen des renommierten Konstanzer Arbeitskreises – betont, wer über das Mittelalter nicht hinausdenke, verstehe vom Mittelalter nichts.<sup>1</sup> Das gilt *cum grano salis* auch für unser Thema. Es lässt sich von vornherein nicht auf die Epoche des Mittelalters eingrenzen.<sup>2</sup> Vieles – und das gilt wohl für große Teile der Kirchen-, Religions-, Frömmigkeits- und Theologiegeschichte – beginnt zwar im Mittelalter, setzt sich aber bis in die Gegenwart fort. Das gilt für die Geschichte der Diözese und ihrer Kirchen, für die Bischöfe, für die Klöster, für die Gemeinden, für das religiöse Brauchtum, für die Frömmigkeit, die Pfarreien, die historischen Landschaften, die Kunstdenkmäler usw.

Ich nehme deshalb vorweg: In der 150-jährigen Geschichte des Freiburger Diözesan-Archivs (FDA) ist natürlich sehr viel über das kirchliche Mittelalter geschrieben worden. Nach Durchsicht der Inhalte der jeweiligen Bände des FDA würde ich sagen, ohne dass ich genaue Berechnungen angestellt habe, dass der Anteil der Vormoderne ungefähr bei 70–80 % liegt. Das ist beeindruckend viel, ist aber in der Natur der Sache

---

\* Dem Text dieser kleinen Miscelle liegt ein Vortrag zugrunde, der am 28. April 2015 anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums des Kirchengeschichtlichen Vereins im Collegium Borromaeum in Freiburg gehalten wurde. Die Vortragsform ist weitgehend beibehalten, Literatur wurde nur, sofern es nötig ist, ergänzt.

<sup>1</sup> Johannes Fried, *Mediävistik in heutiger Zeit. Fragen an die Geschichte*, in: *Fünfzig Jahre Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Die Gegenwart des Mittelalters*, hg. von Stefan Weinfurter, Stuttgart 2001, S. 27–45, hier S. 29.

<sup>2</sup> Das Thema bedürfte einer systematischen Untersuchung, die jedoch hier in der Dimension, wie es nötig wäre, nicht geleistet werden kann.

begründet, sind in der Spätantike und im frühen Mittelalter doch die Grundlagen unserer christlichen abendländischen Kultur gelegt worden, das heißt, man muss, wenn man die Kirchengeschichte des Bistums verstehen will, im frühen und hohen Mittelalter anfangen, um die Gegenwart zu verstehen.

Das FDA ist insofern ein Spiegel der bewegten Geschichte der Kirche in unserer Region, und zwar von den Anfängen bis in unsere moderne Zeit. Würde man alle Beiträge zusammennehmen, so würde man zwar eine nicht ganz systematische, aber doch sehr lebendige, sehr vielgestaltige und teilweise recht bunte Geschichte der Diözesen Konstanz und – ab 1821 – Freiburg erhalten. Das heißt aber auch, dass die hier zu würdigende Zeitschrift in gewisser Hinsicht das „historische Gedächtnis“ des Erzbistums darstellt. Sie führt zwar im Titel durchaus zu Recht das Wort „Archiv“, dabei aber an etwas Lebloses oder gar Totes zu denken, wäre verfehlt.

Jede und jeder, der diese Aufsätze und Artikel durchblättert, wird sehen, dass es sich um ein durchaus lebendiges „Archiv“ handelt. Denn hinter der Zeitschrift stehen nicht nur eine Vielzahl von Themen, sondern auch – und das macht das Archiv zu einer lebendigen Zeitschrift – eine Vielzahl von Menschen, die sich im Laufe von 150 Jahren aktiv, kritisch und reflektiert mit der Geschichte ihrer Diözese auseinandergesetzt haben. Es ist insofern kaum verwunderlich, dass am Anfang der mittlerweile auf 134 Bände angewachsenen Reihe ein Text mit dem Titel „*Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa*“ aus dem Jahr 1275 steht.<sup>3</sup> Es handelt sich dabei um die älteste amtliche Statistik des Bistums Konstanz, die im Zuge einer Besteuerung des Diözesanklerus erstellt wurde.

An dieser Stelle wird sogleich deutlich: Das Freiburger Diözesan-Archiv war seit seinen Anfängen keineswegs nur ein darstellendes Organ, es sollten auch für die Geschichte des Bistums wichtige Texte, Archivalien, Dokumente und Urkunden für die Nachwelt bewahrt und deshalb ediert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.<sup>4</sup> Wichtige Themen und Editionen ziehen sich oft über mehrere Bände hin. Wir stellen bei Durchsicht aller für das FDA verfassten Texte also fest, dass

<sup>3</sup> Band 1 (1865), S. 1–303.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu den in Band 1 (1865), S. VII–IX publizierten „*Prospectus*“, hier zu den Textsorten bes. S. VIII f.

in dem Periodicum ganz unterschiedliche Textsorten versammelt sind. Archivalische Untersuchungen und Texteditionen stehen neben biografischen und historisch-topografischen Texten, wobei, wen nimmt es wunder, die Geschichte einzelner Bischöfe von Konstanz immer wieder begegnet.

Ich nenne exemplarisch nur die Beiträge vom erzbischöflichen Archivar Franz Zell zu Kardinal Andreas von Österreich in Band 1<sup>5</sup> sowie von Joseph Riegel zu Bischof Salomo I. in Band 42 des FDA.<sup>6</sup> Es finden sich zudem zahlreiche Kloster-, Pfarr-, Stifts- und Gemeindegeschichten. So wurde 1911 etwa von Franx Xaver Zobel die Geschichte des Paulinerklosters in Bonndorf untersucht.<sup>7</sup> Auch der Reliquien, Nekrologien, Kapellen, Flurdenkmäler, Altäre, Heiligenkulte und Kunstdenkmäler wird ebenso gedacht wie der ehemaligen Konstanzer Bistumshiligen Konrad und Pelagius. Teilweise reichen die Beiträge bis weit ins Frühmittelalter zurück, weil dort vieles von dem, was heute noch Bestand hat und das kirchliche Leben der Gegenwart ausmacht, begründet und initiiert wurde.

Zuweilen führen die Beiträge mittelalterliche Entwicklungen bis in die moderne Gegenwart fort. Vor allem die Abteien und Klöster spielen in der Frühzeit der Diözesen Konstanz und somit auch Freiburg eine wichtige Rolle. Ihre Bibliotheken waren für die Entwicklung von Bildung, Kultur, Theologie und Bibelwissenschaft zentral. Die gelehrten Mönche am Bodensee und anderswo waren es, das wissen wir etwa von Arno Borst<sup>8</sup>, die die christliche Kultur in der Region verankerten. Ich nenne nur einige Beispiele, wie sie im FDA behandelt werden: St. Märgen, St. Blasien, St. Gallen, Petershausen, die Reichenau, die Mehrerau, Salem, Ettenheimmünster, die Kapuziner zu Haslach im Kinzigtal, Weißenau, Schuttern, Beuron usw.

Auffällig ist auch, dass in den Anfängen des FDA, wenn es um das Mittelalter geht, weniger professionelle Mediävisten als vielmehr historisch interessierte Laien und vor allem auch Geistliche schreiben.<sup>9</sup> Insofern ist es gewiss nicht falsch, wenn man sagt, das FDA bildet, historisch

---

<sup>5</sup> Band 1 (1865), S. 444–446.

<sup>6</sup> Band 42 (1914), S. 111–188.

<sup>7</sup> Band 39 (1911), S. 362–378.

<sup>8</sup> Arno Borst, Mönche am Bodensee 610-1525, Sigmaringen 1978.

<sup>9</sup> Am Ende des am 18. August 1862 verfassten „*Prospectus*“ (wie Anm. 4, S. IX) werden als potenzielle Verfasser die Laien und der Klerus angesprochen.

betrachtet, das kirchliche Leben des Erzbistums nicht nur thematisch, sondern teilweise auch personell ab. Das ließe sich bei genaueren biografischen Studien sicher verifizieren, würde hier aber zu weit führen. Festzuhalten bleibt: Die Menschen, die in der Erzdiözese lebten und wirkten, haben und hatten ein Interesse an ihrer Diözese und haben sich deshalb mit deren Geschichte befasst. Das FDA ist Ausdruck dieses Bemühens um die Geschichte der Diözese.

Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts – so jedenfalls mein Eindruck – schreiben vermehrt Universitätsmediävisten, Theologen und Kanonisten für das Organ. Stellvertretend möchte ich hier nur auf den Band 100 im Jahr 1980 verweisen, der zugleich als Festschrift für Wolfgang Müller fungierte und auch separat publiziert wurde.<sup>10</sup> Hier begegnen denn auch illustre Namen wie etwa Helmut Maurer, Karl Schmid, Eugen Hillenbrand, Joachim Wollasch, Karl Siegfried Bader, Hubert Mordek, Hartmut Zapp, Walter Berschin, Franz Quarthal, Karl Suso Frank, Remigius Bäumer usw.

Erst in neuerer Zeit – und hier möchte ich die exzeptionellen Untersuchungen von Hugo Ott, dem langjährigen Schriftleiter des FDA, hervorheben – rückt, wenn ich mich nicht täusche, das Mittelalter sukzessive in den Hintergrund. Das heißt nicht, dass es unwichtig wird, es heißt nur, dass es jetzt andere und teilweise ebenso wichtige Themen gibt, die behandelt werden wollen. Es geht, um einige Beispiele zu nennen, um Joseph Wirth<sup>11</sup>, Conrad Gröber<sup>12</sup>, Max Josef Metzger<sup>13</sup>, Martin Heidegger<sup>14</sup> und das Verhältnis der Kirche zum Nationalsozialismus.<sup>15</sup> Die Tendenz zur neueren und neuesten Geschichte erklärt sich aber wohl auch daraus, dass die ältere in den ersten 100 Jahren des FDA eindeutig vorherrschte.

Das Mittelalter war zwar keineswegs vollständig abgearbeitet, trat jetzt aber doch etwas zurück. Das FDA hatte hier, wie es bereits im ersten Band angekündigt war, in vieler Hinsicht Pionierarbeit geleistet. Ich erwähne in diesem Zusammenhang als Beispiel nur die Investiturproto-

---

<sup>10</sup> Kirche am Oberrhein. Festschrift für Wolfgang Müller, hg. von Remigius Bäumer, Karl Suso Frank und Hugo Ott, Freiburg 1980.

<sup>11</sup> Band 101 (1981), S. 244–261.

<sup>12</sup> Band 106 (1986), S. 161–171; Band 118 (1998), S. 357–372.

<sup>13</sup> Band 90 (1970), S. 303–315; Band 106 (1986), S. 187–255.

<sup>14</sup> Band 104 (1984), S. 315–325; Band 106 (1986), S. 141–160.

<sup>15</sup> Band 106 (1986), S. 161–171.



kolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert von Manfred Krebs, deren Publikation 1938 begann.<sup>16</sup> Insofern konnte man jetzt auch behutsam zu neuen Ufern und damit zu neuen Themen aufbrechen. Erstaunlich ist ebenfalls, dass im FDA von Anfang an nicht nur kirchen-, theologie-, religions- und kunstgeschichtliche Fragen thematisiert und traktiert werden, sondern auch Fragen der kirchlichen Sozial-, Alltags- und Frömmigkeitsgeschichte.

Es wäre jedenfalls eine Täuschung zu glauben, diese Fragen spielten in der Geschichte des FDA keine Rolle. Man muss nur genau hinschauen, um entsprechende Untersuchungen zu finden. Schon 1866 findet sich z. B. der erste Teil einer Studie von Wendelin Haid über den kirchlichen Charakter der Spitäler, besonders in der Erzdiözese Freiburg, die exemplarisch das St.-Andreas-Hospital in Offenburg behandelt.<sup>17</sup> Das Themenspektrum ist auch in diesem Bereich vielfältig. Im dritten Band findet sich eine Studie zum frommen Leben im Hegau von August Karg<sup>18</sup>, im vierten Band ein Hinweis des Weingartener Abtes zum Umgang mit ungetauften toten Kindern in Bergatreute bei Ravensburg<sup>19</sup>, im 48. Band eine Studie zu weiblichen Taufnamen in Freiburg von Hedwig Metzger<sup>20</sup>, im fünften Band werden zwei Urkunden zur St.-Oswalds-Kapelle im Höllental von Lorenz Werkmann publiziert, einer kleinen, aber schönen Kapelle, an der man heute meist achtlos mit dem Auto vorbeifährt.<sup>21</sup>

Erstaunlich ist auch, dass das FDA, blättert man es aufmerksam durch, sowohl was das Mittelalter als auch die Neuzeit anbelangt, kaum zeitgeschichtliche Aufregetheiten kennt.<sup>22</sup> Man hätte sich etwa im Umkreis von Vaticanum I und II Reaktionen im FDA erwartet. Entweder wurden diese Diskussionen an anderer Stelle geführt oder sie waren für die Herausgeber der Zeitschrift ohne Belang.

---

<sup>16</sup> Band 66 (1938), S. 1–104.

<sup>17</sup> Band 2 (1866), S. 279–341.

<sup>18</sup> Band 3 (1868), S. 111–121.

<sup>19</sup> Band 4 (1869), S. 319–321: „Die Taufe todter Kinder.“

<sup>20</sup> Band 48 (1920), S. 55–106.

<sup>21</sup> Band 5 (1870), S. 359–361.

<sup>22</sup> Das heißt allerdings nicht, dass man kirchenpolitische Veränderungen der Vergangenheit nicht genau beobachtete und u. U. auch kommentierte. An dieser Stelle sei etwa die Studie von Hugo Ott zur Arbeiterzyklika „Rerum novarum“ (1891) erwähnt, die in Band 102 im Jahr 1982, S. 118–133 erschien.

Ich fasse zusammen: Jede – auch geistliche – Institution, und das gilt in besonderer Weise für eine Diözese, lebt ganz wesentlich aus ihrer Geschichte. Diese reicht im Falle der wesentlich aus dem Bistum Konstanz erwachsenen Erzdiözese Freiburg weit ins Mittelalter zurück. Das macht das FDA in besonderer Weise deutlich. Die Zeitschrift hat deshalb seit ihren Anfängen versucht, die vergangene mittelalterliche Geschichte, ohne in diesem Bereich auch nur entfernt eine Systematik anzustreben, in all ihren Verästelungen und Diversifikationen möglichst authentisch und vollständig abzubilden.

Und sie tut dies bis heute auf eine Art und Weise, die sie zu einem ebenso renommierten wie geschätzten Organ der Kirchengeschichtswissenschaft gemacht hat. Man kann angesichts der Vielgestalt und Fülle, die das Periodikum über die Zeiten hinweg bietet, nur hoffen, dass sein Weg noch weit in die Zukunft hineinführen wird und sich die Diözese darüber klar ist, welche Perle die Zeitschrift für die kirchengeschichtliche Forschung nicht nur der Region darstellt.

## Die Bedeutung von „Ökumene“ im Freiburger Diözesan-Archiv\*

von Barbara Henze

Sowohl zur Vergewisserung als auch zur kritischen Überprüfung eigener Positionen ist es sinnvoll, das, was in der Gegenwart wichtig ist und einem selbst am Herzen liegt, an dem zu messen, was früher zu dem Thema gedacht und gesagt wurde. Was sehen wir heute anders und stellen daher neue Fragen an altbekannte Quellen? Welche Forschungsinteressen sind nicht mehr im Blick, weil sie als unmodern gelten? Was möchten wir gerne wissen und müssen uns dazu auf die Suche in unbekanntes Terrain begeben? So wie heute gefragt wird, weswegen die Themen zeitgenössischer historischer Arbeiten widerspiegeln, was die Forscherinnen und Forscher derzeit bewegt, wird es auch früher gewesen sein. Von daher erlauben die Artikel einer Zeitschrift – zumal über einen respektablen Zeitraum von 150 Jahren – Rückschlüsse auf das, was in den entsprechenden Jahren wichtig war.

Nur in Ausnahmefällen hat es durch die Schriftleitung des Freiburger Diözesan-Archivs Vorgaben bezüglich des Themas gegeben. Die eine Ausnahme ist der zu besprechende Band des Jahres 1917, der der Erforschung der Reformationsgeschichte gewidmet werden sollte, die andere die Festschrift für den langjährigen Vorsitzenden des Kirchengeschichtlichen Vereins, den Professor für Kirchliche Landesgeschichte, Wolfgang Müller (1905–1983). Sie erschien im Jahr 1980 zum 75. Geburtstag des Jubilars und trägt den Titel „*Kirche am Oberrhein*“. Da also in der Regel nicht gezielt Beiträge angefordert wurden, zumindest ist dies nicht in den Jahressbänden vermerkt – ob sich nicht nach Durchsicht der Kor-

---

\* Für den Druck überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des am 28. April 2015 anlässlich des 150-jährigen Bestehens des Kirchengeschichtlichen Vereins im Collegium Borromaeum in Freiburg gehaltenen Vortrags.

responzen der Schriftleiter und Vorsitzenden doch Hinweise darauf finden lassen, muss vorerst offen bleiben –, hat die Veröffentlichung der Artikel auch etwas Zufälliges, da sie davon abhängt, ob und wer welche Schriften zur Veröffentlichung anbietet. Es wäre daher eine leichtfertige These zu sagen, die Bedeutung des Themas Ökumene im Freiburger Diözesan-Archiv schwankte je nach Schriftleiter oder: sie war abhängig von der Einstellung der Pfarreien zur Ökumene, weil diese den größten Anteil an den Mitgliedern des Kirchengeschichtlichen Vereins stellen und als solche in der Mitgliederversammlung Einfluss auf das Publikationsorgan nehmen können. Vielleicht ist es angemessener, davon auszugehen, dass weder die Autorinnen und Autoren noch die Schriftleitung mit dem Vorstand des Vereins „über“ ihrer Zeit stehen, sondern Kinder ihrer Zeit mit deren Wertmaßstäben und Fragestellungen bleiben. Der Blick in 150 Jahre Freiburger Diözesan-Archiv zum Thema „Ökumene“ zeigt genau das.

1. Das Stichwort „Ökumene“ oder „ökumenisch“ findet sich in keinem Titel eines Aufsatzes. Weitet man die Suche aus und bezieht auch Stichworte ein, die ein Anliegen der Ökumene zum Ausdruck bringen, dann ist ein Artikel zu nennen, nämlich der von Bernd Mathias Kremer über Augustin Kardinal Bea, den „*Kardinal der [Kirchen]Einheit*“.<sup>1</sup> Und innerhalb des Artikels kommt nun auch das Wort „Ökumene“ vor, nämlich im vierten Abschnitt „*Die heutige Situation der Ökumene*“.<sup>2</sup>

2. Die Ausweitung von „Ökumene“ auf „Anliegen der Ökumene“ ist einerseits sinnvoll, da es plausibel erscheint, dass eine kirchengeschichtliche Zeitschrift mit Artikeln über Ereignisse und Personen aus Zeiten, in denen „Ökumene“ nicht im Wortschatz vorkam, auch selbst das Wort „Ökumene“ nicht benutzt. Dabei kann man sich natürlich fragen, warum die fünfzig Jahre Geschichte seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil so wenig berücksichtigt wird, dass nur ein einziger Artikel die Chance ergreift, das Stichwort „Ökumene“ zu verwenden. Die Ausweitung läuft aber andererseits Gefahr, subjektiv zu sein. Was für die Eine

---

<sup>1</sup> Bernd Mathias Kremer, Augustin Kardinal Bea. Zum Lebenswerk des Kardinals der Einheit und zum Kardinal-Bea-Museum in Riedböhringen, in: FDA 123 (2003), S. 125–147. Im Anschluss des Artikels finden sich auf 16 ungezählten Blättern 21 Abbildungen, auf denen Bea in jeweils unterschiedlichen Kontexten und mit verschiedenen Gesprächspartnern zu sehen ist.

<sup>2</sup> Ebd., S. 138.

„Anliegen der Ökumene“ ist, muss es für den Anderen nicht sein. Warum die Kircheneinheit zerbrach und welche Antworten die Menschen eher bei den neuen Kirchen als bei der römisch-katholischen Kirche fanden, das erklärten und erklären sich die Autorinnen und Autoren so, wie es für sie selbst plausibel ist. In Zeiten, wo katholische Kirche mit „Geschlossenheit“ verbunden wurde, waren „Ausbrüche“ nicht willkommen. Schaut man mit dieser Brille auf die *„Einführung der Reformation im Markgräfler Land“*, dann kann es zu folgendem Urteil kommen: *„Die Stürme rüttelten seit Jahrzehnten schon an allem Bestehenden: sowohl an der päpstlichen und kaiserlichen Autorität wie an verbrieften Rechten, am alten, von Gott geoffenbarten, jetzt vielfach barbarisch geheißenen Christenglauben ebensowohl wie an der mittelalterlichen, nun verachteten Bildung. Wohl besaß und entfaltete die Kirche ihre große Kraft [...] Aber daneben fand sich neben hellem Licht auch viel dunkler Schatten. Besonders den Oberhirten fehlte es bisweilen an der Einsicht in die Notwendigkeit von Reformen und in die Gefährlichkeit des Humanismus, welcher Wissenschaft und Kunst, das öffentliche Leben und die Staatsgewalt in seinen Bann zog [...] Auf der einen Seite erlahmte vielfach das christliche Leben in Stagnation und Verknöcherung, auf der anderen Seite lockten der Klassizismus, ein vor- und widerchristliches Kulturideal und ein ebenso oft unreifes wie ungestümes Rufen nach Reform und Geistesfreiheit.“*<sup>3</sup>

Reformprozesse oder Gedankengänge, die heute als wegweisend mit Blick auf das gemeinsame Anliegen aller christlichen Kirchen gelten, nämlich die Anliegen des Humanismus oder die Befreiung von unhinterfragten Autoritäten, konnten – wie das Zitat zeigt – in früheren Zeiten misstrauisch wahrgenommen werden. Ausdrücklich positiv gewürdigt werden sie in drei Artikeln aus den Jahren 1990, 1996 und 2006. Es handelt sich um die Artikel von Heribert Smolinsky über *„Die Kirche am Oberrhein im Spannungsverhältnis von humanistischer Reform und Reformation“*<sup>4</sup>, Eugen Hillenbrand über *„Paulus Volzcius Offenburgensis – Benediktinermönch zwischen Reform und Reformation“*<sup>5</sup> und Hans-

<sup>3</sup> Joseph Elble, Die Einführung der Reformation im Markgräfler Land und in Hochberg. (1556–1561), in: FDA 42 (1914), S. 1–110, hier S. 5.

<sup>4</sup> Heribert Smolinsky, Die Kirche am Oberrhein im Spannungsverhältnis von humanistischer Reform und Reformation, in: FDA 110 (1990), S. 23–38.

<sup>5</sup> Eugen Hillenbrand, Paulus Volzcius Offenburgensis – Benediktinermönch zwischen Reform und Reformation, in: FDA 116 (1996), S. 5–20.

Jürgen Günther über „*Markgraf Jacob III. von Baden (1562–1590). Ein konfessioneller Konflikt und sein Opfer*“.<sup>6</sup> Günther beschließt seinen Aufsatz mit einem Zitat des Katholiken Jacob III., das er als „*ermutigendes Wort*“ charakterisiert. Das Zitat lautet: „*Es ist eben wie mit dem Rhein. Ich stehe zu Straßburg und sehe den Rhein. Ich stehe zu Weyßweyl / zu Durlach / ich sehe den Rhein. Da sehe ich ein Stück vom Rhein / und gläub doch / dass es der gantze Rhein sey / den ich doch zumahl nicht kann sehen. Also gläub ich / dass da ein partikular Kirch / dort eine sey. Daraus gläub ich eine allgemeine Kirchen.*“<sup>7</sup>

3. Die Signalworte in den drei vorgenannten Aufsatztiteln zeigen an, dass sich die Forschungsfragen in der Kirchengeschichtsschreibung über das 16. Jahrhundert geändert haben. Sprechen Smolinsky und Hillenbrand von der Spannung zwischen „*Reform*“ und „*Reformation*“ und arbeiten sich an den Geschehnissen im Übergang von der alten einen zu den neuen getrennten Kirchen ab, so geht es bei Günther um den Übergang zu konfessionellen Kirchen. Bei ihm ist im Titel vom „*konfessionellen Konflikt*“ die Rede. Der Bezug zu dem neuen Paradigma „*Konfessionalisierung*“, das von Wolfgang Reinhard, von 1990 bis 2002 Professor für neuere Geschichte in Freiburg, stark gemacht worden ist<sup>8</sup>, wird im Freiburger Diözesan-Archiv ausdrücklich hergestellt im Artikel von Birgit Emich: „*Als ob es ein new bapstum were ... ‘Straßburg auf dem Weg zur Konfessionalisierung (1522–1549)*“.<sup>9</sup> Karl-Heinz Braun bezieht sich in seinem Aufsatz über „*Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612) – Spuren des Humanismus bei einem konfessionellen Theologen*“<sup>10</sup> ebenfalls auf das Konfessionalisierungsparadigma.

<sup>6</sup> Hans-Jürgen Günther, *Markgraf Jacob III. von Baden (1562–1590). Ein konfessioneller Konflikt und sein Opfer*, in: FDA 126 (2006), S. 201–269.

<sup>7</sup> Ebd., S. 265.

<sup>8</sup> Wolfgang Reinhard, *Gegenreformation als Modernisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 68 (1977), S. 226 bis 251; ders., *Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), S. 257–277.

<sup>9</sup> Birgit Emich, „*Als ob es ein new bapstum were ...*“ *Straßburg auf dem Weg zur Konfessionalisierung (1522–1549)*, in: FDA 113 (1993), S. 129–176.

<sup>10</sup> Karl-Heinz Braun, *Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612) – Spuren des Humanismus bei einem konfessionellen Theologen*, in: FDA 124 (2004), S. 41–60.

4. Ehe abschließend etwas über die Darstellung der Reformationszeit im Freiburger Diözesan-Archiv gesagt wird, ist zu konstatieren, dass die Frage der Kirchenspaltung nur in wenigen Artikeln mit Blick auf Geschehnisse nach der Reformationszeit und dann nie mit Blick auf Kircheneinheit gestellt wird. Leitender Gesichtspunkt ist immer: welcher Ort war wieder oder nicht mehr katholisch. Ein Beispiel: *„Wie Gerichtstetten wieder katholisch wurde. Ein Beitrag zur religiösen Geschichte des Erftales“* von Konrad Josef Heilig.<sup>11</sup>

5. So konzentriert auf das 16. Jahrhundert das Thema Kirchenspaltung ist, so wenig weit ist der Blick auf Auseinandersetzungen bzw. die gemeinsame Geschichte mit christlichen Kirchen, die zur weltweiten Ökumene dazugehören, aber nicht lutherisch oder reformiert sind. Eine Ausnahme gibt es, nämlich die alt-katholische Kirche. Der chronologisch früheste Artikel über sie stammt aus dem Jahr 1911 von Conrad Gröber, damals noch Stadtpfarrer in Konstanz, über *„Der Alt-Katholizismus in Konstanz. Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung“*.<sup>12</sup> Den gleichen Untertitel *„Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung“* wählt er für seine Abhandlung über den Alt-Katholizismus in Meßkirch ein Jahr später.<sup>13</sup> August Baumhauer schreibt 1931 über den Alt-Katholizismus in Waldshut<sup>14</sup> und Erwin Keller 1958 über den Alt-Katholizismus in Säckingen.<sup>15</sup>

6. Mit der Reformationsgeschichte einzelner badischer Städte oder Gebiete befassen sich sehr viele Artikel. Sie können hier nicht vorgestellt werden. Besonders würdigen möchte ich aber den Band von 1917. Im Vorwort schreibt Karl Rieder: *„Die Erinnerung an das Reformationsjahr 1517 legte dem Vorstand des Kirchengeschichtlichen Vereins den Gedanken nahe, den diesjährigen Band in den Dienst der Erforschung der Re-*

---

<sup>11</sup> Konrad Josef Heilig, *Wie Gerichtstetten wieder katholisch wurde. Ein Beitrag zur religiösen Geschichte des Erftales*, in: FDA 67 (1940), S. 1–89.

<sup>12</sup> Konrad Gröber, *Der Alt-Katholizismus in Konstanz. Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung*, in: FDA 39 (1911), S. 190–248.

<sup>13</sup> Konrad Gröber, *Der Alt-Katholizismus in Meßkirch. Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung*, in: FDA 40 (1912), S. 135–198.

<sup>14</sup> August Baumhauer, *Der Alt-Katholizismus in Waldshut*, in: FDA 59 (1931), S. 317–319.

<sup>15</sup> Erwin Keller, *Der Alt-Katholizismus in Säckingen 1874–1884*, in: FDA 78 (1958), S. 5 bis 81.

*formationszeit in Baden zu stellen. In entgegenkommender Weise fanden sich auch verschiedene Gelehrte bereit, zur Geschichte der einzelnen Landesteile Beiträge zu liefern.*<sup>16</sup> Es kamen so viele Aufsätze zusammen, dass insgesamt drei FDA-Bände, nämlich die Nummern 45, 46<sup>17</sup> und 47<sup>18</sup> von 1917–1919 den Titel trugen „*Beiträge zur Reformationsgeschichte Badens*“.

Aus heutiger Sicht fällt es leicht, die früheren Bewertungen der Reformation und der Reformatoren zu kritisieren. Ich würde mich nicht wundern, wenn man später auch uns unsere zeitgebundene Sicht vorwirft. Dass der Kirchengeschichtliche Verein mit seinem Freiburger Diözesan-Archiv das Reformationsjubiläum 1917 aber als Chance für die eigene Aufarbeitung der Geschichte genutzt hat, das finde ich lobenswert. Ich hoffe, dass auch wir dazu den Mut haben.

---

<sup>16</sup> Karl Rieder, Vorwort, in: FDA 45 (1917) = Beiträge zur Reformationsgeschichte Badens. Erste Hälfte, S. V/VI, hier S. VI.

<sup>17</sup> FDA 46 (1919) = Beiträge zur Reformationsgeschichte. Zweite Hälfte, erster Teil.

<sup>18</sup> FDA 47 (1919) = Beiträge zur Reformationsgeschichte. Zweite Hälfte, zweiter Teil.



# Die Aufklärung im Spiegel des FDA

von Wolfgang Hug

## I.

Nimmt man zur Kenntnis, dass die Aufklärung – als historische Epoche und als geistige Bewegung – für das Wesen der Kirche, der katholischen im Besonderen, ja für die Existenz des Christentums und der Religion überhaupt eine Schicksalsfrage geworden ist, dann bekommt das Thema eine enorm aktuelle Bedeutung. Sehen wir also, wie sich die regionale Kirchengeschichtsschreibung mit der Aufklärung befasst und auseinandergesetzt hat. In katholischen Kreisen ist das Aufklärungszeitalter äußerst kontrovers beurteilt worden. Dabei folgte der Wandel in der Einschätzung der Aufklärung offensichtlich den Veränderungen im Selbstbild der katholischen Kirche. Man kann das unmittelbar ablesen an den Ausführungen zum Stichwort „Aufklärung“ in den aufeinanderfolgenden Ausgaben des Lexikons für Theologie und Kirche. Im ersten „Buchberger“, dem zweibändigen „Kirchlichen Hand-Lexikon“ des Herder-Verlags von 1907 wird die Aufklärung noch ganz negativ eingeschätzt, sie habe die Verweltlichung des Klerus bewirkt, Schmähungen gegen Kirche und Papsttum und platten Utilitarismus betrieben. Sie (die Aufklärung) *„zersetzte und lähmte auch das praktische kirchliche Leben: Feindschaft gegen die Orden, Bewegungen gegen den Zölibat, die lateinische Kultsprache, Verwässerung der Gebet- und Gesangbücher sind die charakteristischen Zeichen der Aufklärung“*.<sup>1</sup>

Vielleicht haben gerade solche Urteile den Würzburger Kirchenhistoriker Sebastian Merkle veranlasst, auf dem Internationalen Kongress für historische Wissenschaften in Berlin im August 1908 einen Vortrag zu halten mit dem Thema *„Die katholische Beurteilung der Aufklärung“*.

---

<sup>1</sup> Kirchliches Hand-Lexikon. Freiburg 1907, Band 1, Sp. 404.

Er erreichte ungemein viele Zuhörer und hatte ein gewaltiges Presse-echo. Merkle veröffentlichte den Vortrag 1909 in erweiterter Form.<sup>2</sup> Er plädierte entschieden für eine Revision der in der katholischen Sicht verbreiteten Ablehnung der Aufklärung als „*missliebige Epoche*“ und betonte das Verdienst gerade auch der katholischen Spätaufklärung. Sie habe „*auf vieles, was veraltet und der Besserung bedürftig war, hingewiesen und den Kampf dagegen erfolgreich aufgenommen*“. Der Freiburger Ordinariatsassessor Dr. Adolf Rösch (nach 1932 Generalvikar der Erzdiözese) verfasste sogleich eine scharfe Entgegnung, die er in einer rund 150 Seiten starken Broschüre als „*Antwort auf Professor Merkles Rede*“ drucken ließ. Darin widersprach er in äußerst polemischer Weise der Position von Merkle, brachte sein eigenes vernichtendes Urteil über die Aufklärung zum Ausdruck und erklärte: „*Die Theologie der Aufklärungszeit bedeutet einen Tiefstand, wie er seit Jahrhunderten unerhört war.*“<sup>3</sup> Merkle antwortete auf die Kritik mit einer nicht weniger scharfen Entgegnung. Seine Schrift zur katholischen Beurteilung der Aufklärung ist aus den Freiburger Bibliotheken (zufällig?) ebenso verschwunden wie sein Buch über die theologischen Fakultäten, das Rom seiner kritischen Urteile wegen auf den Index setzte.

## II.

Im FDA fand der akademisch-kirchenpolitische Streit um die Aufklärung keinen Niederschlag. Rezensionen der strittigen Veröffentlichungen von Merkle und Rösch sucht man in der Zeitschrift vergebens.<sup>4</sup> Überhaupt waren keine Beiträge, die sich explizit und grundsätzlich mit dem Zeitalter der Aufklärung befassen, im FDA zu finden. War das Thema einfach zu gewaltig für einen Zeitschriftenaufsatz? Oder war es für Katholiken zu „heiß“, d. h. wurde man automatisch zum Ketzer, wenn man die Aufklärung nicht prinzipiell als Teufelswerk verdammt? Ganz totgeschwiegen ist die Aufklärung indes keineswegs. In den fol-

<sup>2</sup> Sebastian Merkle, *Die katholische Beurteilung der Aufklärung*. Berlin 1909.

<sup>3</sup> Adolf Rösch, *Ein neuer Historiker der Aufklärung. Antwort auf Professor Merkles Rede und Schrift „Die katholische Beurteilung der Aufklärung“*. Essen-Ruhr 1909, das Zitat S. 142.

<sup>4</sup> Rösch blieb zeitlebens bei seiner Haltung und galt stets als Anti-Wessenbergianer. Die Theologische Fakultät verlieh ihm 1927 die Ehrendoktorwürde, übrigens zusammen mit Heinrich Mohr, dem späteren Anhänger der NS-Bewegung und Intimfeind Gröbers.

genden drei Aspekten kommt sie implizit zur Sprache: a) Aufklärung in der Theologischen Fakultät, b) die große Säkularisation als angewandte Aufklärung, und c) der aufgeklärte Wessenberg und seine Bedeutung für die Freiburger Erzdiözese. Darauf ist im Einzelnen einzugehen.

### III.

Die Theologische Fakultät in Freiburg war um 1800 ganz wesentlich geprägt von den Reformmaßnahmen Josephs II., d. h. durch den Josephinismus bzw. die so genannte katholische Spätaufklärung. Eine Übersicht über die Fakultät verfasste Josef König, Ordinarius für Kirchengeschichte und Vorsitzender des Kirchengeschichtlichen Vereins, in Band 10 (1876) des FDA auf 65 Seiten – mit einem Nachtrag im Folgeband.<sup>5</sup> König bescheinigt dem von Kaiser Joseph 1783 eingerichteten „Generalseminar“ gute Arbeit. Es sollte eine einheitliche, qualifizierte Priesterausbildung in Vorderösterreich gewährleisten. Zuvor war „*der geistliche Stand*“, so König wörtlich, „*lange in eine traurige Beschränktheit gebannt durch den mageren Unterricht*“. König lobt die Berufung der Gelehrten Dannenmayer, Klüpfel, Leonhard Hug, Schinzinger, Schwarzel. Allesamt waren sie der katholischen Spätaufklärung verpflichtet.

Im Nachtrag des Folgebandes des FDA zitiert König die Kritik eines Eichstätter Professors Albert Stöckl. Der hatte die Universität Bonn als das „*Pandämonium des unseligen Geistes*“ (der Freimaurer und Illuminaten) bezeichnet und erklärt: „*Sie hatte ihre Filialanstalten, namentlich die Universität Freiburg, die an Wirksamkeit die Mutteranstalt noch übertraf*“ und weiter: „*Hier lehrten die Lumpen der Intelligenz [...], die die verheerende Fackel der Aufklärung schwangen.*“ Und ferner: „*Namentlich zeichnet sich das Seminar [gemeint war wohl das Generalseminar] durch die Immoralität und Verworfenheit seiner Professoren aus.*“<sup>6</sup> König wies die Kritik in aller Schärfe zurück, wies dem Kritiker sachliche Inkompetenz und fehlende Kenntnis nach und nahm auch die nach Gründung des Großherzogtums Baden aus Heidelberg nach Freiburg versetzten Theologen in Schutz. Eine eingehende Untersuchung der

<sup>5</sup> Joseph König, Beiträge zur Geschichte der Theologischen Facultät in Freiburg, in: FDA 10 (1876), S. 251–314, und 11 (1877), S. 273–296.

<sup>6</sup> König, Beiträge (wie Anm. 5), S. 276 und 283.

Spätphase des Freiburger Generalseminars hat Erich Will im Jubiläumsband 100 des FDA mit wichtigen Quellen vorgelegt.<sup>7</sup>

#### IV.

Über die meisten von Joseph II. berufenen Theologieprofessoren finden sich Beiträge im FDA. Das Interesse an jenen „aufgeklärten“ Theologen erwachte allerdings erst spät und führte dann nach dem Zweiten Vatikanum zu deutlich positiverem Urteil. Hervorzuheben ist die größere Arbeit von Erwin Keller in Band 103 (1983) über Engelbert Klüpfels Dogmatik.<sup>8</sup> Ganz eindeutig formuliert er: *„Mit seiner Dogmatik war Engelbert Klüpfel in die vorderste Reihe der führenden Theologen der katholischen Aufklärungszeit gerückt.“* Auch über die Fakultät nach der schon 1790 erfolgten Auflösung des Generalseminars hat der emsige Erwin Keller durchaus positiv geurteilt. Ganz vorzüglich finde ich seine Biografie von Leonhard Hug in Band 90 (1970), den Orientalisten und Bibelkundler, der – ein Jahrhundert vor Bultmann oder Vögtle – die historisch-kritische Bibelexegese lehrte, die natürlich ein Verdienst der Aufklärung war!<sup>9</sup> Mehrere Beiträge widmen sich Johann Baptist Hirscher, den man zu den Spätaufklärern rechnen darf. Schon in Band 78 (1958) schrieb Bernhard Adler über ihn.<sup>10</sup> Über Hirschers Kultreform hat Erwin Keller (wie immer aufgrund exakter Quellenstudien) einen klugen Aufsatz in Band 90 (1970) veröffentlicht.<sup>11</sup> Eberhard Schockenhoff hat Hirschers Ethik in Band 128 (2008) einer brillanten Analyse unterzogen und kam zu einem vorzüglichen Urteil.<sup>12</sup> Insgesamt werden die Freiburger Theologen der Aufklärungszeit in der Zeit seit dem

<sup>7</sup> Erich Will, Aus dem letzten Jahr des Freiburger Generalseminars, in: Kirche am Oberrhein. Festschrift für Wolfgang Müller, zugleich Band 100 des FDA. Freiburg 1980, S. 402–411.

<sup>8</sup> Erwin Keller, Der Freiburger Theologe Engelbert Klüpfel, in: FDA 103 (1983), S. 13–137, das Zitat S. 13.

<sup>9</sup> Erwin Keller, Der Freiburger Exeget Leonhard Hug. Beiträge zu einer Biografie, in: FDA 93 (1973), S. 5–233.

<sup>10</sup> Bernhard Adler, Johann Baptist von Hirschers Ansehen im Klerus zum Zeitpunkt seiner Berufung an die Universität Freiburg im Breisgau, in: FDA 78 (1958), S. 191–200.

<sup>11</sup> Erwin Keller, Kult und Kultreform bei Johann Baptist Hirscher, in: FDA 90 (1970), S. 333–456.

<sup>12</sup> Eberhard Schockenhoff, Johann Baptist Hirscher (1788–1865) und seine Bedeutung für die Ethik und die Moralthologie, in: FDA 128 (2008), S. 33–90.

Zweiten Vatikanischen Konzil durchweg positiv gewürdigt. Eine systematische Analyse einer „aufgeklärten Theologie“ oder des fundamentalen Formenwandels von Religion und Frömmigkeit durch die Aufklärung, das bietet das FDA freilich nicht.

## V.

Nun zum zweiten Aspekt, der „Großen Säkularisation“ von 1803. Sie hatte kirchenpolitisch, aber auch sozio-ökonomisch und kulturell die härtesten Auswirkungen der Aufklärung auf die Strukturen der katholischen Kirche in Deutschland. Dieses Thema wird sowohl explizit als auch implizit gründlich behandelt. Vorweg ist festzustellen: Während über Theologen ausschließlich Geistliche geschrieben haben, schreiben über die Säkularisation auch Laien. Allen voran ist Hermann Schmid zu nennen. Seine 1977 vorgelegte, von Hugo Ott und Remigius Bäumer betreute Dissertation ist eine meisterliche Leistung, höchst verdienstvoll. In den Bänden 98 (1978) und 99 (1979) des FDA wurde die Arbeit komplett gedruckt.<sup>13</sup> Die Buchfassung 1980 hat der Kirchengeschichtliche Verein finanziell unterstützt. Schmid's Werk „*Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811*“ stellt die Verstaatlichung der Klöster mit ihren Ursachen, Bedingungen und Folgen systematisch dar.

Die ideengeschichtlichen Zusammenhänge werden allerdings nicht behandelt. Sie findet man eher in den zahlreichen Beiträgen über einzelne Orden und Klöster. Von ihnen gibt es über 200 im FDA. Sie einzeln vorzustellen, würde mich – und Sie, die Hörer bzw. Leser – überfordern. Was durchaus in vielen dieser Beiträge dargelegt wird, ist die spannungsreiche Spätphase von Klöstern im Zeitalter der Aufklärung z. B. in St. Blasien, in Salem, in St. Peter oder St. Trudpert. Dass die Klöster zu „Heim- und Brutstätten des Aberglaubens“ geworden seien, wie dies Joseph II. meinte, ist schwer überzogen, aber der Reformbedarf war unübersehbar geworden. Die Gegensätze zwischen Sympathisanten und Gegnern der Aufklärung kommen vor allem in den prominenteren Konventen zum Austrag. Eine systematische Studie bietet der Beitrag von

---

<sup>13</sup> Hermann Schmid, *Die Säkularisation der Klöster in Baden*; Teil 1 in: FDA 98 (1978), S. 171–352; Teil 2 in: FDA 99 (1979), S. 173–375.

Leonhard Hell in Band 114 (1994) über „*die eine Theologie und ihre Teile*“ (so der Titel) bei Martin Gerbert von St. Blasien.<sup>14</sup>

Für die Säkularisation im Ganzen hat Bernd Mathias Kremer in Band 112 (2002) auch die ideengeschichtlichen Zusammenhänge im einleitenden Teil „*Von der Aufklärung zur Säkularisation*“ herausgearbeitet.<sup>15</sup> Er hat auch die Säkularisierung der Hochstifte aufgezeigt, die von Schmid nicht behandelt wurde. Sie wird auch von einigen Autoren in Beiträgen zur Spätphase der Bistümer berücksichtigt, so von Edgar Fleig für Konstanz in Band 56 (1928), von Wolfgang Müller für Speyer-Bruchsal in Band 80 (1960), von Georg Boner für Basel in Band 88 (1968), von Andreas Marcell Burg für Straßburg in Band 86 (1966) und von Alfred Wendehorst für Würzburg, ebenfalls in Band 86 (1966).

Wie fällt das Urteil über die Große Säkularisation im FDA aus? Hermann Schmid ist in seiner Arbeit zurückhaltend und erklärt in der „Schlussbetrachtung“, völkerrechtlich war die Säkularisation in Baden sanktioniert. Jahrzehnte davor sah man das noch ganz anders. Sie galt als willkürliche Beraubung der Kirche. Emil Göller zitierte (als Vorsitzender des KGV) in seinem Beitrag in Band 55 (1927) Papst Pius VII., der hinter dem „*furchtbaren Ereignis der Säkularisation die rächende Hand Gottes*“ sah.<sup>16</sup> Unstrittig ist der verhängnisvolle Verlust der kirchlichen Schulen durch die Säkularisation, was zu dem bis tief ins 20. Jahrhundert reichenden katastrophalen Bildungsdefizit der Katholiken in Deutschland führte. Sehr überzeugend ist die klare Stellungnahme von Bernd Mathias Kremer: Die Säkularisation „*hat durch das Ende der Adelskirche [...] die Kirche zu einer freiheitlicheren Entwicklung geführt*“.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Leonhard Hell, Die eine Theologie und ihre Teile. Martin Gerberts Beitrag zur Geschichte der theologischen Enzyklopädie, in: FDA 114 (1994), S. 7–20.

<sup>15</sup> Bernd Mathias Kremer, Das Ende der Reichskirche und der Klöster. Die Säkularisation des Jahres 1803, in: FDA 122 (2002), S. 17–64.

<sup>16</sup> Emil Göller wechselte 1917 von seinem Lehrstuhl für Kirchenrecht auf den frei gewordenen Lehrstuhl der Kirchengeschichte und wurde Vorsitzender des Kirchengeschichtlichen Vereins. Sein Aufsatz in FDA 55 (1927) „*Zur Vorgeschichte der Bulle Provida solersque*“ enthält eine Reihe explizit negativer Urteile über die Wirkungen der Aufklärung in der Region; S. 143 bezeichnete er die „*gewaltige Katastrophe*“ (der Säkularisation) als Folge des Aufklärungsgestes; S. 146 das Zitat von Pius VII.; S. 147 verurteilt Göller, dass Dalberg und Wessenberg gemäß den Ideen der Aufklärung zum Schaden der Kirche handelten.

<sup>17</sup> Kremer, Ende (wie Anm. 15), S. 63.

## VI.

Zum dritten Aspekt: Wessenberg und das Erzbistum Freiburg. In Person und Wirken Wessenbergs kann man die Verschränkung der Aufklärung mit der katholischen Kirche in unserem Raum gleichsam verkörpert sehen. Für die Freiburger Diözesangeschichte war und blieb denn auch Wessenberg ein Prüfstein der Urteilsbildung. Es war Conrad Gröber, der als Stadtpfarrer in Konstanz und dann Freiburger Domkapitular über den letzten Oberhirten des Bistums Konstanz im FDA 1927/28 eine erste Biografie vorlegte.<sup>18</sup> Gleich zu Beginn stellte er Wessenberg in den Bezugsrahmen „Aufklärung“, die er in vierfacher Hinsicht auf Wessenberg bezieht. „*Kirchenrechtlich*“ sieht er Wessenberg als Vertreter des Staatskirchentums sehr kritisch. „*Gemütsrechtlich*“ nennt er Wessenbergs Kampf gegen Aberglauben in der Volksfrömmigkeit als „*theoretisch richtig, aber zu rigoros*“ in der Praxis. „*Vernunftrechtlich*“ zeigt Gröber Verständnis für Wessenbergs Ideen, weil „*der Sturm und Drang*“ der Aufklärer „*manches Morsche in der Kirche zu brechen und neues, gesundes Leben zu wecken vermochte*“.<sup>19</sup> Zugleich kritisiert er: „*Die Bischöfe aber überhörten entweder in den Prunkgemächern ihrer Schlösser die lauten Rufer im Streit, oder waren [...] starr vor Schrecken, oder klatschten im Geheimen und auch offen Beifall.*“<sup>20</sup>

Wessenbergs Maßnahmen zur Liturgiereform beurteilt Gröber durchaus positiv. In der Bilanz zählt er aber eine lange Reihe von grundlegenden Schwächen und Fehlern Wessenbergs auf.<sup>21</sup> Sehr deutlich hat Erwin Keller in seiner eingehenden Arbeit über die Konstanzer Liturgiereform das Wirken Wessenbergs gewürdigt.<sup>22</sup> Auch in dem umfangreichen Beitrag über das Meersburger Priesterseminar zur Zeit Wessenbergs, den Keller in den Bänden 97 und 98 veröffentlichte, sind die Verdienste Wessenbergs für die Grundlegung des neuen Priesterbildes (weg vom barocken Zeremoniar und Pfarrherrn zum Seelsorger) anerkannt.<sup>23</sup>

<sup>18</sup> Conrad Gröber, Heinrich Ignaz Freiherr von Wessenberg, in: FDA 55 (1927), S. 362–509, und FDA 56 (1928), S. 294–435.

<sup>19</sup> Gröber, Wessenberg 1927 (wie Anm. 18), S. 367.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Gröber, Wessenberg 1928 (wie Anm. 18), S. 429–435.

<sup>22</sup> Erwin Keller, Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: FDA 85 (1965), S. 3–526.

Auf die prägende Wirkung Sailers in Dillingen wird dabei deutlich hingewiesen. Das Theologiestudium in Freiburg und das Priesterseminar in Meersburg jener Zeit brachte eine Klerikergeneration hervor, die dann im 1821/1827 gegründeten Erzbistum Freiburg als ausgesprochen fortschrittlich galt. Den meist negativ beurteilten ersten Weihbischof von Freiburg, Josef Vitus Burg, hat Hubert Wolf gegen den Vorwurf verteidigt, er sei ein „*moralisch schielender Mensch*“ gewesen (wie oft behauptet wurde).<sup>24</sup>

## VII.

Zum Schluss will ich eine kleine Passage aus dem Band 2 des FDA zitieren, die dort von dem 1845 als Domkapitular verstorbenen Geistlichen Rat Conrad Martin aus dem Jahr 1831 abgedruckt wird: „*Das wollen wir nicht leugnen, dass der Glaube an Euch, Ihr Priester und an Eure Kirche [...] große Stöße erlitten hat und tagtäglich erleidet. Aber wer zertrümmert diesen Glauben? Nicht der Zeitgeist, sondern Ihr, die Ihr beansprucht, was Euch nicht gehört, die angemessene Herrschaft über die Kirche. Niemand gebührt die Herrschaft in der Kirche als der Gemeinde, welche die Kirche bildet!*“<sup>25</sup> Von der Kirche als Gemeinde ist im FDA wenig die Rede. Meistens geht es um Priester, Oberhirten, Theologen, um Institutionen und Rechtsverhältnisse, nur vereinzelt um das Kirchenvolk. Die wissenschaftliche Qualität der Beiträge hat mich allerdings in große Bewunderung versetzt. Mir wurde bei der Lektüre der vielen Bände des FDA richtig warm ums Herz: Zu sehen, was da an Forschungsfleiß und fachlicher Qualität versammelt und bewahrt ist.

<sup>23</sup> Erwin Keller, Das Priesterseminar Meersburg zur Zeit von Ignaz Heinrich von Wessenberg (1801-1827), in: FDA 97 (1977), S. 108–207, und 98 (1978), S. 353–447.

<sup>24</sup> Hubert Wolf, Staatsbeamter und katholischer Bischof – Joseph Vitus Burg (1768–1833) aus Offenburg zwischen Historiographie und Ideologie, in: FDA 116 (1996), S. 41–59. Hierzu auch: Christoph Schmider, Die Freiburger Bischöfe. Freiburg 2002, S. 49–61.

<sup>25</sup> FDA 2 (1866), S. 465 ff., das Zitat S. 467.



## Freiburger Diözesan-Archiv

von Hugo Ott

Im Bericht über das Vereinsjahr 1933 hatte der Chronist, der hoch angesehene Professor Joseph Sauer, auf die radikale Umgestaltung der politischen Führung Deutschlands hingewiesen. Der Protektor des KGV, Erzbischof Gröber, vertraue der neuen Regierung. Man könne zuversichtlich sein, weil sie die Gesundheit und Reinhaltung unseres Volkes garantiere und die Kulturwerte der Heimat und der deutschen Vergangenheit pflege. *„Auf dem Boden dieses Programmes werden wir unmittelbar und aktiv Mitarbeiter sein können.“* Dies war eine klare kirchenpolitische Linie seit dem überraschenden Schwenk Gröbers Ende März 1933 hin zu der neuen nationalen Regierung.

Dies musste auch für den KGV Konsequenzen haben: der Stadtarchivar von Konstanz und zugleich Schriftleiter des FDA, Pfarrer Dr. Josef Clauß, ein Elsässer, verlor aus politischen Gründen seinen Archivarposten und legte konsequenterweise 1934 sein Amt als Schriftleiter des FDA nieder – ein typisches Bauernopfer, wird man sagen können – zugunsten von Pfarrer Dr. Hermann Ginter, der dann in den schwierigen Folgejahren sich behaupten musste, durch die Kriegs- und Nachkriegszeit.

Nach Kriegsausbruch wurde das FDA eingestellt für nahezu zehn Jahre, und es kam 1940 die elsässische Phase zur Geltung. Ginter wurde als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Straßburg an das dortige Landesdenkmalamt versetzt. Diese Position freilich war 1945 nach der Rückkehr der Franzosen höchst problematisch. Es blieben ihm die Bitternisse des Konzentrationslagers in der französischen Version, die erwiesenermaßen nicht sonderlich human war, und die Überführung nach Zentralfrankreich in der Nähe von Vichy nicht erspart bis zum 17. September 1945. Ein Insider schrieb: Ginter habe die bittere Tragik auskosten müssen, auch weil seine Mutter und Schwester aus Straßburg ausgewiesen

wurden. „Trotz der bitteren Tragik, die Dr. Ginter seines Amtes wegen 1945 auskosten musste, liebte er das Elsass wie eine zweite Heimat“, schrieb Monsignore Medard Barth anlässlich seiner Ehrenpromotion 1966, von der Freiburger Philosophischen Fakultät verliehen (Freiburger Universitätsblätter, Heft 15, 1967). Den Freunden aus dem Elsass gelang seine Freilassung, zumal Chanoine Prof. Dr. Eugen Müller, sénateur du Bas-Rhin, dem Monsignore Professor Dr. Medard Barth, dem eifrigen Autor aus der elsässischen kirchlichen Landesgeschichte mit vielen Beiträgen im FDA, als dieses Organ nach der zehnjährigen Pause – von 1940 bis 1950 – wieder erscheinen konnte und weiterhin tatkräftig von Hermann Ginter, der inzwischen in Wittnau im Hexental heimisch geworden war, redigiert wurde. Ginter konnte seine umfangreiche Bibliothek aus dem Elsass heimholen.

Liest man den Sammelbericht über die Jahre 1941/49 im 69. Jahrgang des FDA, verfasst vom neuen Vorsitzenden Prof. Dr. Arthur Allgeier, Alttestamentler der Theologischen Fakultät, dann ist die außerordentlich prekäre Lage zu erkennen: 1948 Tod von Erzbischof Gröber, 1949 Tod von Prälat Sauer, die stärksten Stützen des KGV und des FDA. Es musste aber erst der Verein nach den Bestimmungen des Besatzungsrechtes neu begründet werden, was schließlich auf den 5. Januar 1948 vorläufig erfolgte. Die französische Militärregierung erteilte am 25. Juni 1948 die definitive Genehmigung. Doch: vor allem galt es, eine stabile inhaltliche Grundlage zu schaffen, wobei etwa eine gebührende Würdigung der Opfer des Krieges eine wichtige Funktion einnehmen sollte. Allgeier dachte an ein Martyrologium für die Konfratres Franz Anton Fränznick (Bollschweil), Dr. Metzger, Dr. Feurstein (Donaueschingen) und Willibald Strohmeyer (St. Trudpert). Da ging freilich fast nichts voran, weil die Arbeit am FDA erst allmählich Fahrt aufnahm – dann immerhin recht deutlich in den Bänden ab 1951 – z. B. kam das Necrologium Friburgense zustande, was als wichtige Publikation gewertet wurde und zugleich den Charakter einer historischen Quelle annahm.

Nach Ginters Tod 1966 wurde ein Nachfolger gesucht, wobei auch ich angefragt wurde. Für das Jahr 1968 sagte ich zu. Aus Ginters Nachlass waren in einem schweren Packen von Manuskripten die seit Jahren vorbereiteten Berichte der KZ-Priester der Erzdiözese Freiburg auf meinen Tisch gekommen. Hermann Ginter hatte aufgrund seiner bitteren Erfahrung mit der französischen Militärregierung wenig Neigung, die Veröffentlichung dieser Dokumente voranzubringen, was im

Grunde eher tiefenpsychologisch zu erklären ist. 1970 konnten die Berichte erscheinen, von mir mit erheblichem Aufwand redigiert, wobei ich auch mit Interviews arbeitete und in manchen Beiträgen dokumentarische Berichte formulieren musste. Es war im gewissen Sinn eine Vorarbeit für das Jahre später erschienene Standardwerk von Helmut Moll, *Zeugen für Christus*.

Im selben Jahrgang 1970 publizierte ich die „Dokumentation zur Verurteilung des Freiburger Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger und zur Stellungnahme des Freiburger Erzbischofs Dr. Conrad Gröber“. Das geschah auf Bitten von Erzbischof Schäufele, der durch die aus der DDR kommende Dissertation von Klaus Drobisch „Wider den Krieg. Dokumentarbericht über Leben und Sterben des katholischen Geistlichen Max Josef Metzger“ sehr verunsichert war. Das Parteiarchiv der SED hatte den alleinigen Zugriff auf die Unterlagen der Reichsbehörden aus der NS-Zeit, damit auch auf die Akten des Volksgerichtshofes unter Roland Freisler. Aus kirchenkritischen Kreisen der Bundesrepublik waren die bei Drobisch veröffentlichten Briefe von Erzbischof Gröber an Freisler und an den Reichjustizminister im Zusammenhang mit dem Prozess vor dem Volksgerichtshof höchst brisant eingestuft und dienten als weitere Belege für den „Braunen Conrad“, wenn er z. B. an Freisler schrieb: „Ich bedaure aufs allertiefste das Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hat.“ In der heftig geführten Auseinandersetzung waren die Argumente zugunsten des Erzbischofs nur schwer einzubringen.

In den Folgejahren konnten im FDA wichtige Arbeiten zu Dr. Metzger erscheinen, gerade auch in Zusammenarbeit mit dem Christkönigsinstitut in Meitingen besonders mit der rührigen unermüdlichen Archivarin Annemarie Weiß. Dass jetzt von der diözesanen Seite über viele Jahre alles bestens vorbereitet worden ist und das Seligsprechungsverfahren im Vatikan der Entscheidung harrt, ist auch ein Verdienst des KGV.



## „Vorsitzende und deren Ausrichtungen“\*

von Karl-Heinz Braun

Wenn hier ein kurzer Blick auf die Vorsitzenden geworfen werden soll, so nicht, weil mit diesen gleichsam der ganze Kirchengeschichtliche Verein zu fassen ist oder gar auf diese Persönlichkeiten zu reduzieren sei. Die Vorsitzenden waren oftmals Exponenten dessen, was in einer bestimmten Zeit an Geschichtszugängen und -vorstellungen, auch im spezifisch landeskirchengeschichtlichen Bereich, gedacht wurde.

Am Anfang des Kirchengeschichtlichen Vereins stand ein historisch interessierter Pfarrer, Dekan Wendelin Haid aus Lautenbach im Renchtal. Dieser Geistliche verstand es, seinen Kontakt zu Historikern und Theologen, zu Geistlichen und anderen Gebildeten zu nutzen, um für eine Vereinsgründung zu werben.<sup>1</sup> Dabei erhielt der Verein, wie schon angesprochen, mit seiner Zeitschrift, dem Freiburger Diözesanarchiv, das nach Vorarbeiten seit 1865 ziemlich regelmäßig erscheinen konnte, sein eigentliches Profil und Forum. Als Organisation dafür stand ein sogenanntes Comité von Gelehrten zur Verfügung. Die Schriftleiter, zunächst Pfarrer Wendelin Haid<sup>2</sup>, dann der Freiburger Alttestamentler Prof. Dr. Joseph König<sup>3</sup> brachten ihre – wie es hieß – „lokalhistorischen“ Interessen und Kompetenzen ein.

---

\* Bei diesem Text handelt es sich um die für den Druck überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des Vortrags, der am 28. April 2015 anlässlich des 150-jährigen Bestehens des Kirchengeschichtlichen Vereins im Collegium Borromaeum in Freiburg gehalten wurde.

<sup>1</sup> Vgl. Christoph Schmider, Der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg e. V. – Grundzüge seiner Geschichte, in: FDA 125 (2005) S. 277–287.

<sup>2</sup> Joseph König, Wendelin Haid. Necrologium Friburgense, in: FDA 11 (1885), S. 105; ders., Wendelin Haid, in: Badische Biographien, vierter Theil, hg. von Friedrich von Weech. Karlsruhe 1891, S. 164/165.

<sup>3</sup> Cornelius Krieg, Dr. Joseph König, in: FDA 28 (1900), S. V–XVI.

Kirchliche Landesgeschichte besaß noch nicht jene spezifischen, reflektierten Zugangsweisen, wie sie heute angewandt werden.<sup>4</sup> Vom früher aufgeklärt intellektuellen (vorderösterreichischen) Erbe her konnte Geschichte als Information und Qualität für die Gegenwart verstanden werden. Gerade die öffentliche Profilierung neuer historischer Verständnisse, die sich wie kulturelle Leitwissenschaften in Baden präsentierten<sup>5</sup>, wurden zum Anspruch für landeskirchengeschichtliches Engagement. Sich historischer Ereignisse bewusst zu sein, bot ein breites Reservoir an Inhalten, welche als gemeinsames Selbstbewusstsein und in gesellschaftlicher Kommunikation kirchenpolitisch gestaltet werden konnten.

War in den ersten Jahrzehnten die Leitung unseres Vereins über die Herausgeber, die Schriftleiter definiert, so organisierte sich im Jahre 1900 der Verein nach dem „Bürgerlichen Gesetzbuch“. Die Generalversammlung am 27. November 1900 verabschiedete eine Satzung – gültig ab 1. Dezember des gleichen Jahres –, nach der regelmäßig ein Vorstand für fünf Jahre gewählt werden musste.

Jetzt erst können wir die Vorsitzenden benennen. In dieser ersten Phase von 1900 bis 1914 zeigen sich als Leiter des Vereins unterschiedliche Persönlichkeiten mit diversen Zugängen zur Geschichte. Mit dem ersten Vorsitzenden, Dr. phil. et theol. Theodor Dreher, aus dem im hohenzollerischen Oberamt Sigmaringen liegenden Krauchenwies, war ein profilierter Religionspädagoge gewählt worden, der nicht nur über eine hohe Reputation in Hohenzollern verfügte.<sup>6</sup> Auch sein Nachfolger, der seit 1888 als ordentlicher Professor für Pastoraltheologie und Pädagogik an der Universität in Freiburg wirkende Cornelius Krieg<sup>7</sup>, zeigte nicht nur, wie stark die sogenannten praktischen Wissenschaften sich aus historischen Überlegungen und Themen geradezu konstituierten, sondern auch wie die pastoralen Tätigkeiten und Erfahrungen Einzelner als Qua-

---

<sup>4</sup> Vgl. Alois Gerlich, *Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme*. Darmstadt 1986; Volker Rödel, *Landesgeschichtliche Zeitschriften im deutschen Südwesten. Konzeptionen und Strukturen*, in: Thomas Küster (Hg.), *Medien des begrenzten Raumes. Landes- und regionalgeschichtliche Zeitschriften im 19. und 20. Jahrhundert*. Paderborn u.a. 2013, S. 209–230.

<sup>5</sup> Vgl. z.B. Lorenz Waibel, Ludwig Häusser (1818–1867). *Kleindeutsche politische Geschichtsschreibung an der Universität Heidelberg (= Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 80)*. Hamburg 2014.

<sup>6</sup> Adolf Rösch, *Domkapitular Dr. Theodor Dreher*, in: FDA 44 (1916), S. VII–XX.

<sup>7</sup> Karl Rieder, *Dr. Cornel Krieg*, in: FDA 39 (1911), S. VII–X.

lifikation für ein Engagement in unserem Verein verstanden wurden. Hierher gehört auch die Tatsache, dass alle Vorsitzende bisher Geistliche waren.

Noch stärker der Praxis verpflichtet und verbunden war Kriegs Nachfolger, Domkapitular Dr. theol. Peter Schenk, ein Franke aus Gerlachsheim. Sein knapper Nekrolog bezeichnete ihn als „*Mann unermüdlischer Arbeitslust und Schaffenskraft*“ mit der Einschränkung: „*Die Höhen und Tiefen der theologischen und fachwissenschaftlichen Probleme zu erforschen, war nicht seine Art, wiewohl er über ein reiches Wissen verfügte. Ihm war das Bemeistern der Zeitaufgaben, der Dienst am lebendigen Menschen Bedürfnis.*“<sup>8</sup> In die Zeit seines Vorsitzes fiel auch die Umbenennung des Vereins als „Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg“, so nennen wir uns seit dem 1. Januar 1912.

In der nächsten erkennbaren Phase, 1914 bis 1960, leiteten hoch profilierte Wissenschaftler, deren Arbeiten heute noch Respekt verdienen, den Verein. Von außen, nicht spezifisch von der Landesgeschichte her, bringen sie ihre Reputation mit.

Zunächst ab 1914 Emil Göller, Dr. phil. et theol., ebenfalls ein Franke, aus Berolzheim bei Tauberbischofsheim.<sup>9</sup> Nach seiner Promotion in der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg mit einer Arbeit über „*König Sigismunds Kirchenpolitik. Vom Tode Bonifaz' IX. bis zur Berufung des Konstanzer Konzils*“<sup>10</sup> hatte er über acht Jahre als Mitglied des Collegio Teutonico di Santa Maria in Campo Santo in den Vatikanischen Archiven geforscht. Als Assistent am Deutschen Historischen Institut 1903 begann er in Rom mit der geradezu gigantischen Arbeit am „Repertorium Germanicum“.<sup>11</sup> Einen Teil davon, den „*Liber Taxarum*“, reichte er in Freiburg als theologische Qualifikationsschrift ein, mit der er 1907 promoviert wurde. 1909 wurde er in Freiburg Professor für Kir-

<sup>8</sup> Julius Mayer, Peter Joseph Schenk, *Necrologium Friburgense*, in: FDA 54 (1926), S. 13–14.

<sup>9</sup> Remigius Bäumer, Emil Göller, in: *Badische Biographien NF 4*, hg. von Bernd Ottnad. Stuttgart 1996, S. 100–102 (mit Literaturhinweisen).

<sup>10</sup> Emil Göller, *König Sigismunds Kirchenpolitik. Vom Tode Bonifaz' IX. bis zur Berufung des Konstanzer Konzils (1404–1413)*. (= Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau 7). Freiburg 1902.

<sup>11</sup> Dieter Girgensohn, *Repertorium Germanicum*, in: *3LThK*, Band 8 (1999), Sp. 1113: „Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Clemens' VII. von Avignon vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1378 bis 1394.“

chenrecht und gestaltete diesen Lehrstuhl besonders aus dem Fundus seiner reichhaltigen Forschungen am Vatikanischen Archiv. In dieser Eigenschaft wurde er 1914 zum Vorsitzenden des Kirchengeschichtlichen Vereins gewählt, zwei Jahre später wechselte er auf die Professur für Kirchengeschichte in Freiburg. Zahlreiche Ämter in anderen Bereichen der Wissenschaft hatte er inne, so war er 1919 Rektor der Universität Freiburg. Ihn, den heute noch konsultierten Historiker, hier wissenschaftlich zu würdigen, sprengte den Rahmen.<sup>12</sup> Zweifellos gehört er zu den versiertesten Vorsitzenden unseres Vereins.<sup>13</sup>



Joseph Sauer,  
Foto: Uniarchiv Freiburg,  
D0013/0104.

Nach seinem Tod 1933 folgte ihm Joseph Sauer<sup>14</sup> als Vorsitzender. Aus dem mittelbadischen Unzhurst stammend, eine Zeit lang Schüler in der Lenderschen Privatlehranstalt in Sasbach, hatte er in Freiburg Theologie studiert, war hier 1900 promoviert worden und hatte sich zwei Jahre später habilitiert. Nach dem Tod seines liberalen, antiultramontanen Lehrers Franz Xaver Kraus 1901 besaß er keine Wertschätzung mehr in der Theologischen Fakultät, zumal er wie dieser als Liberaler den modernen – sagen wir es päpstlich: den modernistischen – Denkern verbunden war. Als Erzbischof Thomas Nörber ihn 1916 gezwungen hatte, den antimodernistischen Eid zu schwören, „*resignierte er innerlich*“.<sup>15</sup> Es waren

<sup>12</sup> Seine beiden Bände, „Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung 1316–1378“, sind besonders herausragende wissenschaftliche Leistungen, heute noch international geschätzt. Auch seine Rektoratsrede 1919 über die Periodizität kirchengeschichtlicher Epochen wurde sehr rezipiert.

<sup>13</sup> Michael Becht/Albert Raffelt, Bibliographie Emil Göller: [https://www.ub.uni-freiburg.de/fileadmin/ub/referate/04/theologen/goeller\\_02.htm](https://www.ub.uni-freiburg.de/fileadmin/ub/referate/04/theologen/goeller_02.htm) (Zugriff 7. Februar 2016).

<sup>14</sup> Claus Arnold, Joseph Sauer, Theologe (1872–1949), in: Badische Biographien NF 5, hg. von Fred L. Sepaintner. Stuttgart 2005, S. 244–247 (mit Literaturhinweisen).

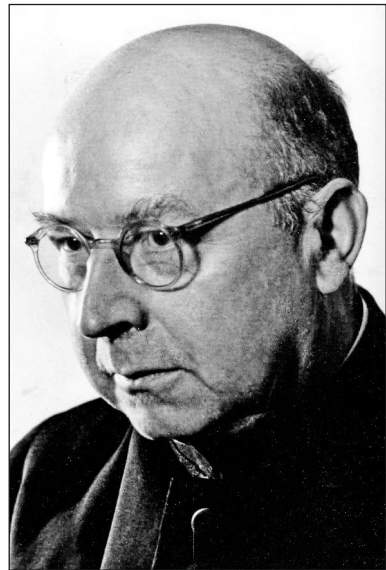
<sup>15</sup> Ebd., S. 245.



für ihn schwierige Zeiten, keineswegs nur ökonomisch. Was ihn dennoch nicht von der akademischen Bildfläche hatte beseitigen können, war seit 1909 sein Amt als Großherzoglich-Badischer Konservator der kirchlichen Denkmäler. Mit dieser Position konnte er 1912 ein sogenannter „etatmäßiger“ außerordentlicher Professor werden. Seit 1916 lehrte er als ordentlicher Professor für Patrologie, christliche Archäologie und Kirchengeschichte in Freiburg bis 1948, ein Jahr vor seinem Tod. Spannend war seine Rektoratszeit 1932/1933.

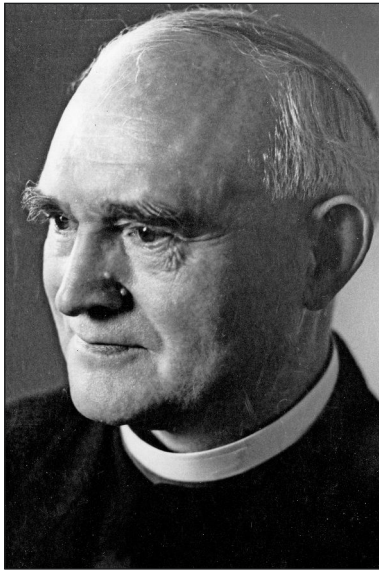
Maßgeblich engagierte er sich als wissenschaftlicher Archäologe bis in den Orient hinein. Sauer wurde im Laufe der Zeit zum besten Kenner der Kirchenräume in Baden. Gerade seine fachliche Sensibilität gegenüber den religiösen Aussagen von Kunst ist eigens hervorzuheben. Für unsere Landeskirchengeschichte besonders nachhaltig war seine aktive Arbeit an den Schongauer-Fresken im Breisacher Münster oder an der Restaurierung der Fresken in St. Georg auf der Insel Reichenau, die heute jedoch immer mehr verblassen. Er wirkte bei uns im Kirchengeschichtlichen Verein – abgesehen von den Unterbrechungen durch Nazizeit und den Krieg – als Vorsitzender von 1933 bis 1948.

Sein Nachfolger, mit ihm befreundet, war der Alttestamentler Arthur Allgeier aus Wehr am Hochrhein, 1882 geboren, der sich auch deshalb gern in die Landesgeschichte begab, weil, so sein Schüler Alfons Deissler, seine eigenen exegetischen Forschungen und Ergebnisse zu historisch, zu profiliert und damit zu gefährlich gegenüber einer restriktiven Beurteilung wissenschaftlicher Exegese durch die römische Papstkurie waren. Seine seit 1919 eifrige Tätigkeit als Professor für alttestamentliche Exegese und Hermeneutik gestaltete er darum mit historisch-philologischen Untersuchungen, die durch seine orientalistischen Studien, wo-



Arthur Allgeier,  
Foto: Uniarchiv Freiburg,  
D0013/0002.

für er sich 1915 in Berlin mit der Promotion zum Dr. phil. qualifiziert hatte, eine beachtenswerte Weite fanden. Alfons Deissler bescheinigte ihm 1982 in den Badischen Biographien, dass er ein wirklicher „Gelehrter“ gewesen sei, „in einem heute kaum mehr zu erreichenden Vollmaß [...], weil er als Theologe zugleich ein überaus sach- und methodenkundiger Philologe und Historiker war“.<sup>16</sup> Allgeier war seit 1929 maßgeblich in der Görres-Gesellschaft engagiert, sodass er kurz nach seiner Emeritierung im September 1951 noch deren stellvertretender Vorsitzender wurde. Zu seinen besonderen landesgeschichtlichen Forschungen zählen seine Archivrecherchen zu Martin II. Fürstabt Gerbert von St. Blasien.<sup>17</sup> Seit 1949 wirkte er zudem als Erster Vorsitzender des Alemannischen Instituts. Am 4. Juli 1952 verstarb er.



Johannes Vincke,  
Foto: Uniarchiv Freiburg,  
D0013/1113.

Danach folgte ein Westfale als Vorsitzender, Johannes Vincke aus Gretesch bei Osnabrück. Dr. theol., Dr. phil., Dr. rerum politicarum, 1930 für das Fach Kirchliche Rechtsgeschichte habilitiert. Seine Habilitationsschrift „*Kirche und Staat in Katalonien und Aragon während des Mittelalters*“ umriss den eigentlichen Schwerpunkt seiner Arbeit. Seit 1930 las er Kirchenrecht und Kirchenrechtsgeschichte, von 1939 bis 1944 in Braunsberg, dann wieder in Freiburg. Ordentlicher Professor konnte er aus politischen Gründen erst 1946 in Freiburg werden, diesmal für das gesamte Fach Kirchengeschichte, bei gleichzeitiger Vertretung des Kirchenrechts von 1946 bis 1948. Auf seine Initiative geht die Gründung des Instituts für Religiöse Volkskunde an der Theologischen Fakultät

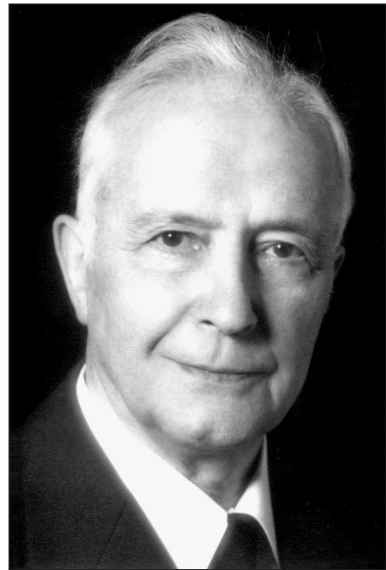
<sup>16</sup> Alfons Deissler, Arthur Allgeier, in: Badische Biographien NF 1, hg. von Bernd Otnad. Stuttgart 1982, S. 12/13, hier S. 13.

<sup>17</sup> Johannes Vincke, Prälat Arthur Allgeier, in: FDA 72 (1952), S. 7–20.

tät Freiburg zurück. Ihr stand er 1949 als Dekan vor, der gesamten Universität als Rektor 1951/1952 und dem Kirchengeschichtlichen Verein als Erster Vorsitzender von 1952 bis 1961. Mehrere Festschriften würdigten seine enormen und vielfältigen Leistungen.<sup>18</sup>

Johannes Vincke steht für bedeutsame Studien nicht nur zur spanischen Rechts- und Kirchengeschichte, auch über das Konzil von Pisa 1409 hat er profund gearbeitet und dessen Quellen erstmals erschlossen, sowie regionalgeschichtliche Arbeiten für das Osnabrücker Land vorgestellt. Remigius Bäumer bescheinigte ihm in seinem Nachruf<sup>19</sup> „zu den bedeutenden Gelehrten der Kirchen- und kirchlichen Rechtsgeschichte seiner Zeit“ zu gehören, auch wenn er seinen Zuhörern „kein mitreißender Lehrer“ sein konnte.<sup>20</sup>

Ein ganz anderes Profil besaß der 1960 zum Vorsitzenden gewählte Wolfgang Müller. Mit ihm wird ein ausgesprochener Landeskirchenhistoriker gewählt, der seit seiner Habilitation in Freiburg 1951 Kirchengeschichte lehrte, der hier von 1964 bis 1973 als ordentlicher und bislang einziger Professor für Kirchliche Landesgeschichte wirkte. Wolfgang Müller, der gebürtige Karlsruher<sup>21</sup>, über seine Vorfahren gleichzeitig Bürger von Zurzach in der Schweiz, war wohl wie kaum einer zuvor und danach von einer solch detaillierten Geschichtskennntnis und intellektuellen Versiertheit zugleich. Aus schier unzähligen Detailarbeiten, d.h. jahrzehntelangen regelmäßigen Archiv-



Wolfgang Müller,  
Foto: FDA 100 (1980), S. [2]  
(Frontispiz, ohne Zählung).

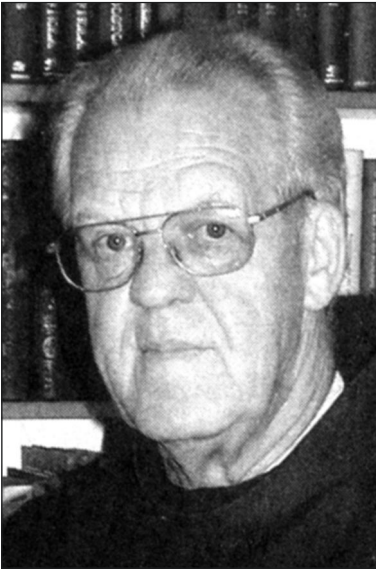
<sup>18</sup> Remigius Bäumer, Johannes Vincke, in: Badische Biographien NF 2, hg. von Bernd Ott-nad. Stuttgart 1987, S. 291–292.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd., S. 292.

<sup>21</sup> Karl-Heinz Braun, Wolfgang Müller, in: Baden-Württembergische Biographien 5, hg. von Fred Ludwig Sepaintner. Stuttgart 2013, S. 284–287.

recherchen baute sich sein Wissen zusammen. Ein im Keller des Erzbischöflichen Ordinariates stehender Zettelkasten, in einer Breite von ca. vier und einer Höhe von zwei Metern, ist nur ein Zeugnis dieser fast unvorstellbaren Forschertätigkeit. Wolfgang Müller, seit 1962 auch Vorsitzender des Alemannischen Instituts, seit 1956 Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, war nicht nur ein präziser Quellenbearbeiter, er war einer der Ersten, der die Kirchengeschichte in ihrer Methodologie reflektierte.<sup>22</sup> Sein Tod 1983 vernichtete jenes lebendige Wissen, das er in unzähligen Vorträgen – mit zunehmendem Alter umso mehr – in einer ihm eigenen froh und freundlich belebenden Art verbreitet hat.



Karl Suso Frank,  
Foto: FDA 125 (2005), S. 370.

Wer sollte ihm damals nachfolgen, ihm, der drei Doktoranden hatte kreieren können: Franz Kern<sup>23</sup>, der sich besonders als geschichtsbewusster Pfarrer von St. Urban in Freiburg-Herdern oder in Kirchzarten großer Beliebtheit erfreute, Franz Hundsnurscher<sup>24</sup>, der stets hilfsbereite und leutselige Erzbischöfliche Archivdirektor, sowie Peter Weigand<sup>25</sup>, der eine Zeit lang als Mitarbeiter in der Katholischen Akademie wirkte. Als neuer Vorsitzender konnte in dem Patrologen und Professor für Alte Kirchengeschichte, Karl Suso Frank, 1933 in Ulm-Wiblingen geboren, ein Alt-

Wer sollte ihm damals nachfolgen, ihm, der drei Doktoranden hatte kreieren können: Franz Kern<sup>23</sup>, der sich besonders als geschichtsbewusster Pfarrer von St. Urban in Freiburg-Herdern oder in Kirchzarten großer Beliebtheit erfreute, Franz Hundsnurscher<sup>24</sup>, der stets hilfsbereite und leutselige Erzbischöfliche Archivdirektor, sowie Peter Weigand<sup>25</sup>, der eine Zeit lang als Mitarbeiter in der Katholischen Akademie wirkte. Als neuer Vorsitzender konnte in dem Patrologen und Professor für Alte Kirchengeschichte, Karl Suso Frank, 1933 in Ulm-Wiblingen geboren, ein Alt-

<sup>22</sup> Wolfgang Müller, Über Wesen und Grenzen der kirchengeschichtlichen Erkenntnis. Geschichtslogische Probleme der Theologie. Habilitationsschrift (masch.), Freiburg im Breisgau 1951.

<sup>23</sup> Franz Kern, Philipp Jakob Steyrer, von 1749–1795 Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald. Studie zur Geschichte des vorderösterreichischen Benediktinertums. Freiburg (Univ. Diss.) 1957.

<sup>24</sup> Franz Hundsnurscher, Die finanziellen Grundlagen für die Ausbildung des Weltklerus im Fürstbistum Konstanz vom Tridentinischen Konzil bis zur Säkularisation mit einem Ausblick auf die übrigen nachtridentinischen Bistümer Deutschlands. Freiburg (Univ. Diss.) 1968.

<sup>25</sup> Peter Weigand, Die Arbeitsmöglichkeiten der Freiburger Kurie im staatskirchlichen Regiment zur Zeit der Erzbischöfe Boll und Demeter (1828–1842). Freiburg (Univ. Diss.) 1975.

kirchenhistoriker gefunden werden, der damals mit der Denkmethode einer Intellectual History atemberaubende Paradigmenwechsel präsentierte. Karl Suso Frank, für Baden ungewöhnlich ein Franziskaner, leitete von 1983 bis 1998 den Verein und brachte auch seine eigenen ordensgeschichtlichen Perspektiven mit ein. Als Bekenntnisschwabe weitete er unser Blickfeld über die Bistumsgrenzen hinaus nach Osten und organisierte gemeinsame Tagungen mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten oder auch interne Tagungen etwa im hohenzollerischen Sigmaringen. Die von ihm gestalteten Jahreshauptversammlungen besaßen ein eigenes spannungsgeladenes Flair im Blick auf die stets neuen und neuartigen Erkenntnisse, die hier in den Kirchengeschichtlichen Verein Eingang fanden.

Ihm folgte sein Freiburger Kollege, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte, Heribert Smolinsky, ab 1998 zehn Jahre lang. Ich möchte bei diesem, auch meinem Lehrer, neben vielen anderen, zwei Dinge nur hervorheben. Zum einen sein Engagement dafür, dass er die akademische Ratsstelle für Volksfrömmigkeit mit der Erforschung für Kirchliche Landesgeschichte in Verbindung bringen und im Bestand wenigstens als bescheidenen Ersatz für Wolfgang Müllers Landeskirchengeschichtlichen Lehrstuhl hatte retten können. Sein anderer ganz großer Verdienst liegt darin, dass er einen ansehnlichen ersten Band der Geschichte der Erzdiözese Freiburg erstmals organisiert und zur Veröffentlichung hat bringen können. Damit hatte er dem jahrelangen Insistieren der Freiburger Erzbischöfe Oskar Saier und vor allem Robert Zollitsch entsprochen und zunächst und zu Recht all das veröffentlicht, was an Forschungsbeiträgen bis dato eingeholt werden konnte. Heribert Smolinsky steht für eine kritische Kirchengeschichte, die von den



Heribert Smolinsky,  
Foto: Universität Freiburg,  
Theologische Fakultät.

großen Feldern der Geschichte herkommend neue Fragen an die kirchliche Landesgeschichte herantrug und so spannende Ergebnisse zeitigte.

Mit der kurzen Skizzierung – nicht wissenschaftlichen Würdigung – dieser Vorsitzenden, haben wir noch nicht die vielen anderen Engagierten und Mitglieder unseres Vereins gewürdigt, weder deren wissenschaftliche noch kulturelle oder auch religiöse Präsenz und Kompetenz, deren soziologische Zusammensetzung ebenso nicht, wie deren großzügige Unterstützungen. Das wäre noch zu tun, um noch näher an die Geschichte des Vereins zu kommen. Aber nicht in diesem kleinen, lebendigen Erinnerungsformat.

# **150 Jahre „Kirchengeschichtlicher Verein“ Einige Aspekte zur Bedeutung des geschichtlichen Bewusstseins und der Kultur der Erinnerung für die Entwicklung unserer Diözese\***

von Eugen Maier

Vorbemerkung: Ich spreche hier als Vertreter des Erzbischöflichen Ordinariats im Vorstand des „Kirchengeschichtlichen Vereins“.

## **Reflektion der aktuellen Entwicklung**

Da ist zunächst das Stichwort LEVI.<sup>1</sup> Es steht für „Lernen, Entwickeln, Vereinbaren, Inspirieren“ und ist eines der Leitworte, die die Entwicklung unserer Pastoral und unserer Diözese bestimmen. Wenn es gut geht, bedeutet das: Wir reflektieren unsere Prozesse, um sie zielorientiert zu gestalten und zu erneuern.

Dazu gehört Vieles. Notwendig ist auf jeden Fall: einen gewissen Abstand zu dem zu gewinnen, was gerade geschieht, um uns in ein Verhältnis zu unseren Entwicklungen zu setzen. Dazu können die Beschäftigung mit der Geschichte, die Entwicklung des geschichtlichen Bewusstseins und die Erinnerungskultur einen wichtigen Beitrag leisten.

Geschichte kann helfen, Verirrungen zu verhüten und Neues anzustoßen. Geschichte kann zu neuen Fragen und Antworten inspirieren.

---

\* Kurzreferat, vorgetragen beim Jubiläum „150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein“ am 28. April 2015 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum. Der genaue Wortlaut des frei gehaltenen Vortrags ist nicht dokumentiert; die hier abgedruckten Stichworte geben den Inhalt im Wesentlichen wieder.

<sup>1</sup> Nähere Informationen unter [www.ebfr.de/html/levi.html](http://www.ebfr.de/html/levi.html) (aufgerufen am 28. Januar 2016).



## Konfrontation mit verdrängten und vergessenen Anliegen

Die Entwicklung des geschichtlichen Bewusstseins, die Kultur der Erinnerung, konfrontiert uns mit Themen, Anliegen, Fragen, die formuliert, aber nicht genügend aufgegriffen und weitergeführt wurden.

Ich habe in Konstanz im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten darauf hingewiesen: Die Besinnung auf das Konstanzer Konzilsgeschehen erinnert uns an Anliegen, die bis heute nicht wirklich oder nicht ausreichend in die Entwicklung und Erneuerung unserer Kirche aufgenommen sind.

## Ohnmacht und Hoffnung der Geschichte

Das geschichtliche Bewusstsein konfrontiert uns mit der Ohnmacht und den Grenzen der Geschichte, angesichts des in der Geschichte geschehenen und in der Geschichte niemals wiedergutzumachenden Unrechts.

Gerade auch die Irreversibilität des vergangenen Leidens, des Unrechts an den Misshandelten, Entwürdigten und Umgebrachten hält unseren Sinn offen für eine Wirklichkeit, die das Unveränderliche zu ändern vermag.

Das gilt freilich auch für das Glück und das spezifische Leid der Liebe, die den anderen Menschen um seiner selbst willen zu achten und zu leiden vermag – das unsere geschichtliches Bewusstsein und unsere Erinnerungen durchdringt: Auch das vergangene Glück und das erinnerte Leid der Liebe fragt über die Geschichte hinaus nach einer Hoffnung, die nicht trügt.

Wer sich mit Geschichte befasst, wer sein geschichtliches Bewusstsein entwickelt, und darüber das eigene Leben nicht vergisst, der wird vielleicht mit einem der letzten Choräle, die Johann Sebastian Bach komponiert hat, beten:

*„Vor deinen Thron tret' ich hiermit,  
o Gott, und dich demütig bitt:  
Wend' doch dein gnädig Angesicht  
von mir, dem armen Sünder, nicht.“*

Damit bin ich auch beim nächsten mir wichtigen Aspekt:



### „Reinigung des Gedächtnisses“

Ich kann hier nicht diesen wohl von Papst Johannes Paul II. gefassten Begriff im Einzelnen erläutern. An dieser Stelle nur ein Hinweis:

Die Erhaltung des Freiburger Münsters bei der Bombardierung Freiburgs gegen Ende des Zweiten Weltkriegs<sup>2</sup> wurde schon bald als großes Hoffnungszeichen interpretiert.

Was wäre anders in der Erinnerungskultur unserer Kirche in Freiburg, was wäre anders in ihrer Wirksamkeit in der Gegenwart, wenn wir die niedergebrannte und zerstörte Synagoge als Ereignis annehmen würden, das unser geschichtliches Bewusstsein gleichrangig mit der Erhaltung des Münsters mitbestimmt?

### Beitrag zum Verständnis geschichtlichen Verstehens und der Kultur der Erinnerung

Eine so geschichtsträchtige Größe, wie es unsere Kirche ist, kann einen Beitrag erbringen zum Verständnis geschichtlichen Verstehens und zur Kultur der Erinnerung in unserer Gesellschaft.

Erinnerung ist Dialog. Unsere Erinnerungen bringen uns ja nicht einfach in Verbindung mit den Fakten.

Die uns zur Verfügung stehenden Zeugnisse sind von vornherein eine Auswahl ...

(Daniel Gaschik hat kürzlich im Rahmen des theologischen Kurses Menschen in ihrer Beschäftigung mit der Geschichte verglichen mit Bahnreisenden, die durch das Abteiffenster auf die Landschaft schauen: Der Eine sieht die Hochsitze, der Andere die Kirchtürme.)

Die uns zur Verfügung stehenden Zeugnisse sind von vornherein eine Auswahl ... und von Anfang an auch Interpretationen in Verbindung zu einem bestimmten Geschichtsverständnis der Zeuginnen und Zeugen und ihrem jeweiligen Gesamtverständnis der Wirklichkeit.

Die geschichtlichen Zeugnisse, mit denen wir uns befassen, kommen aus einem Dialog und einer Auseinandersetzung der Zeuginnen und Zeugen mit den von ihnen wahrgenommenen Phänomenen.

---

<sup>2</sup> Konkret: Am 27. November 1944, als weite Teile der Freiburger Altstadt völlig zerstört wurden und das Münster wie durch ein Wunder stehen blieb.

Von den sich bildenden Traditionssträngen wäre Analoges zu sagen.

Und nochmals Analoges von unserer Erinnerungskultur und von unserem geschichtlichen Bewusstsein: Wir treten mit unserem eigenen Verstehen ein in dieses vielfach dialogische Geschehen, in dem wir in Berührung kommen mit der Geschichte. Zwischen dem, was uns entgegenkommt und uns entstehen neue Bilder, neue Verständnisse, die warnen, herausfordern, weiterführen und weiter führen.

Dürfen wir darauf hoffen, dass dieser Dialog vom Heiligen Geist inspiriert ist. Dürfen wir darauf hoffen, dass darin das Licht des Glaubens wirksam ist: „*Kein Licht, das all unsere Finsternis vertreibt, sondern eine Leuchte, die unsere Schritte in der Nacht leitet, und das genügt*“ (So Papst Franziskus in der Enzyklika „Lumen fidei“ [2013], S. 57).

Kardinal Walter Kasper geht davon aus, dass dieser Satz von Papst Franziskus in die noch von Benedikt XVI. vorbereitete Fassung der Enzyklika eingefügt wurde.<sup>3</sup>

Dürfen wir mit dem Blick des Glaubens auf die Geschichte so hoffen? Ich hoffe, wir dürfen!

---

<sup>3</sup> Vgl. Kardinal Walter Kasper, Papst Franziskus. Revolution der Zärtlichkeit und der Liebe, Stuttgart 2015, S. 32.

# Von der ZSKG zur SZRKG Zur Namensänderung einer kirchenhistorischen Zeitschrift in der Schweiz\*

von Mariano Delgado

„*Alles, was ist, ist geschichtlich*“ – sagte bekanntlich Hegel. Und das Gesetz der Geschichte ist der Wandel. Dieser kann als Traditionsbruch oder in schöpferischer Kontinuität mit der Tradition erfolgen. Die Metamorphose von der „Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte“ zur „Schweizerische[n] Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte“ geschah, davon bin ich überzeugt, nach dem letzteren Prinzip.

## Ein Blick in die Geschichte

Am Ende des Kulturkampfes hatte der helvetische Katholizismus einen Nachholbedarf – auch auf der akademischen, wissenschaftlichen Ebene. Mit der Gründung der „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft“ 1876 hatten katholische Forscher und Publizisten in Deutschland selbstbewusst ein wissenschaftliches Forum geschaffen. In der Schweiz wurde 1889 die Universität Freiburg als katholische Kaderschmiede gegründet. Es fehlten allerdings ein Verein und ein wissenschaftliches Organ zur Erforschung der helvetischen Kirchengeschichte aus katholischer Sicht. Der erste Impuls dazu entstand 1903 beim ersten Schweizerischen Katholikentag in Luzern. Die Diskussionen führten zur Gründung eines Einheitsverbands aller katholischen Organisationen

---

\* Dem Text liegt der Vortrag zugrunde, der am 28. April 2015 anlässlich des 150-jährigen Bestehens des Kirchengeschichtlichen Vereins im Collegium Borromaeum in Freiburg gehalten wurde. Die Vortragsform ist weitgehend beibehalten, Literatur und Nachweise wurden wo nötig ergänzt.

und Institutionen unter dem Namen „Schweizerischer Katholischer Volksverein“ (SKVV). Darin formierte sich auch eine Historische Kommission, die im selben Jahr die Herausgabe eines neuen Fachorgans beschloss. Denn katholische Historiker hatten bisher keine nationale kirchenhistorische Zeitschrift, während die Reformierten seit 1897 die „Zwingliana“ besaßen.

Die Pläne reiften beim zweiten Katholikentag 1906 in Freiburg. Und 1907 war man dann soweit: Es erschien die erste Nummer der „Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte“ (ZSKG), und als Trägerverein wurde die „Vereinigung katholischer Historiker der Schweiz“ (VKHS) gegründet. Die Vereinigung, entstanden aus der Historischen Kommission des SKVV und mit diesem eng verbunden, nahm sich am Anfang ehrgeizige Forschungs- und Publikationsziele vor, etwa wie eine schweizerische Görres-Gesellschaft. Verwirklicht werden konnte aber auf die Dauer nur die Unterstützung der ZSKG.

Die ZSKG führt zwar den Begriff „Kirchengeschichte“ im Titel, war aber nie eine Zeitschrift von Kirchenhistorikern an den theologischen Fakultäten, sondern eben eine von katholischen Historikern, die sich mit kirchenhistorischen Themen befassten. Ihr profaner Charakter zeigt sich u. a. darin, dass die Chefredaktoren – von ihrer Gründung 1907 bis heute – Historiker an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg waren – zumeist jeweils der Fachvertreter für Schweizerische Geschichte – und natürlich Laien. Demgegenüber, quasi als Kompensation, waren die Präsidenten des Trägervereins Kirchenhistoriker aus dem Hause der Theologie, bis in die 1990er-Jahre hinein auch Geistliche.

Für die Zeit vor dem Konzil gilt in der Zeitschrift eine starke Verflechtung von Theologie und Geschichte sowie eine vorrangige Beschäftigung mit kirchenhistorischen Personen, Ereignissen und Institutionen, nicht zuletzt im apologetischen Interesse, um den katholischen Standpunkt in der helvetischen Historiografie zu markieren. Nach dem Konzil nimmt die Zahl der Autoren und Autorinnen zu, die methodisch und thematisch anders vorgehen – entsprechend den Wandlungen der profanen Historiografie und der stärkeren Berücksichtigung der Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte. In der Zeit der Schriftleitung von Urs Altermatt (1986–2011) entwickelte sich die Zeitschrift zu einem Referenzforum der Katholizismusforschung und für Fragen von Religion und Gesellschaft. Urs Altermatt selbst hat sich in mehreren Beiträgen mit der

Geschichte der ZSKG befasst, sodass ich es hier bei diesen Bemerkungen belassen kann.<sup>1</sup>

### Die Metamorphosen im Trägerverein und in der Zeitschrift

In der ersten Phase der nachkonziliaren Zeit findet die erste Metamorphose statt: die des Trägervereins. Bei der Jahresversammlung vom 6. April 1970 in Will wird bei 25 Ja-Stimmen, drei Enthaltungen und nur eine Ablehnung beschlossen, dass der Trägerverein künftig nicht mehr „Vereinigung katholischer Historiker der Schweiz“, sondern „Vereinigung für schweizerische Kirchengeschichte“ (VSKG) heißen soll. Anscheinend ohne große Diskussionen ging dies einher mit einer Distanzierung zum SKVV (das Verhältnis mit ihm wird durch einen besonderen Vertrag geregelt, heißt es in den neuen Statuten von 1970), der angefangen hatte, seine Bedeutung bei der Finanzierung der ZSKG zu verlieren. Die Namensänderung des Trägervereins wollte im Prinzip eine ökumenische Öffnung signalisieren. Doch die Mehrzahl der Vereinsmitglieder waren weiterhin Katholiken, und das Redaktionskomitee hatte erst 1993 mit dem Berner Kirchenhistoriker Rudolf Dellsperger das erste evangelische Mitglied. Gleichwohl hatte sich mentalitätsmäßig etwas nachhaltig geändert. So wurde im Schoße der VSKG das vom Reformierten Lukas Vischer angeregte Projekt „Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz“ freundlich aufgenommen, und Mitglieder der VSKG waren als Autoren und Mitherausgeber entscheidend daran beteiligt.<sup>2</sup>

Schwieriger wurde die Namensänderung der Zeitschrift. Als Schriftleiter hatte Urs Altermatt 1996 den ersten Anstoß dazu gegeben, indem er für den Namen „Religion und Gesellschaft“ plädierte. Sein Hauptargument war, dass die Kirchengeschichte, wie sie in der ZSKG erforscht wird, seit dem Konzil eine Entkonfessionalisierung, eine Profanisierung

---

<sup>1</sup> Vgl. Urs Altermatt, Säkularisierung der Kirchengeschichte – Notizen zur Biographie der ZSKG, in: ZSKG 90 (1996), S. 7–35; ders., Die „Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte“ als Forum der katholischen Geschichtsschreibung in der Schweiz, in: ders., Die Universität Freiburg auf der Suche nach Identität. Essays zur Kultur- und Sozialgeschichte der Universität Freiburg im 19. und 20. Jahrhundert (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz 50), Freiburg i. Üe. 2009, S. 355–376.

<sup>2</sup> Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz. Im Auftrag eines Arbeitskreises herausgegeben von Lukas Vischer, Lukas Schenker und Rudolf Dellsperger, Freiburg i. Üe./Basel 1998.

und eine Säkularisierung durchgemacht habe, und dies auf den verschiedenen Ebenen – „von der Redaktion über die Autoren bis zur organisatorisch-finanziellen Abstützung“.<sup>3</sup> In der Tat wurde die Zeitschrift seit den 1980er-Jahren immer weniger von kirchlichen Stellen finanziert, und immer mehr von der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften – und von den Abonnenten. Altermatt argumentierte auch damit, dass „Religion und Gesellschaft“ letztlich dem Profil der Katholizismusforschung entspräche, die unter seiner Schriftleitung die ZSKG immer mehr geprägt habe. „Religion und Gesellschaft“ verstand Altermatt zudem als neutralen Titel. Den Begriff „Religionsgeschichte“ lehnte er damals noch ab, weil er im Deutschen „eine schillernde Bedeutung aufweist“.<sup>4</sup> Für eine Namensänderung war die VSKG damals aber nicht empfänglich.

Wie Altermatt geschrieben hat, brachte ich nach meinem Amtsantritt als Präsident der VSKG 2000 „*Bewegung in die Angelegenheit*“.<sup>5</sup> Als ein Kirchenhistoriker, der Kirchengeschichte auch als Religions- und Kulturgeschichte des Christentums versteht, fiel mir bald auf, dass die ZSKG ihren Namen dem spätestens seit den 1980er-Jahren darin vorkommenden Inhalt anpassen sollte. In der Tat waren die Beiträge von Kirchenhistorikern aus den theologischen Fakultäten oder von solchen Profanhistorikern, die Kirchengeschichte als Personen-, Ereignis- und Institutionsgeschichte in konfessioneller Perspektive verstanden, eine Minderheit geworden. Und die akademische Kirchengeschichte der Schweiz konnte – nicht zuletzt aufgrund der wenigen Professuren – diesen Trend nicht umkehren. Die Mehrheit der Autoren und Autorinnen der ZSKG und langsam auch viele Mitglieder der VSKG waren Historiker neuer Prägung, die eher der Mentalitäts-, Sozial-, Religions- und Kulturgeschichte zuzurechnen waren. So eröffnete ich, unterstützt vom Redaktionskomitee, einen neuen Diskussionsprozess über die Namensänderung der Zeitschrift. Die Namensänderung verlief in drei Phasen: Mit einem Brief vom 5. März 2002 informierte ich die Mitglieder der VSKG über die Beratungen des Vorstands hinsichtlich der Namensänderung der ZSKG und bat sie, sich an diesem Prozess mit eigenen Vorschlägen oder Bedenken zu beteiligen.

<sup>3</sup> Altermatt, Säkularisierung der Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 31.

<sup>4</sup> Ebd., S. 29.

<sup>5</sup> Altermatt, Die „Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte“, S. 374.

Der Vorstand begründete die Namensänderung mit folgenden Argumenten: „*Um junge Forscher besser ansprechen zu können; um für nicht-kirchlich sozialisierte Forscher attraktiver zu sein; um den Anschluss an die internationale Forschung nicht zu verlieren [...]; um eine stärkere konfessionelle Öffnung zu signalisieren.*“<sup>6</sup> Der Vorstand betonte, dass er die Namensänderung als zeitgemäße Evolution und nicht als Revolution oder Bruch versteht. Danach folgten folgende Vorschläge des Vorstands zur Namensänderung: „Schweizerische Zeitschrift für Religion und Gesellschaft“; „Schweizerische Zeitschrift für Kirche, Religion und Gesellschaft“; „Schweizerische Zeitschrift für Christentum und Gesellschaft“; „Schweizerische Zeitschrift für christliche Religions- und Kulturgeschichte“; „Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Christentum und Gesellschaft“. Diese Vorschläge mögen sehr heterogen anmuten, haben aber alle bereits eine wichtige Stoßrichtung für die Namensänderung: Statt „Zeitschrift für Schweizerische ...“ sollte es künftig heißen „Schweizerische Zeitschrift für ...“, d. h. eine Zeitschrift aus der Schweiz, aber nicht nur für Themen im schweizerischen Kontext.

Bei der Jahresversammlung vom 13. April 2002 in Solothurn wurde über diese Vorschläge beraten, aber auch über andere Voten von einzelnen Mitgliedern der VSKG. Altermatt, der 1996 auf „Religion und Gesellschaft“ gesetzt und den Begriff „Religionsgeschichte“ für schillernd gehalten hatte, plädierte nun für „Schweizerisches Jahrbuch für Religions- und Kulturgeschichte“<sup>7</sup> als Ausdruck der kulturgeschichtlichen Wende sowie der Interdisziplinarität zwischen Geschichte, Soziologie und Kulturanthropologie. Francis Python, Mitglied der Redaktion und frankophoner Professor für Schweizerische Geschichte in Fribourg, argumentierte ähnlich und plädierte für die Anpassung des Titels zum Inhalt der ZSKG. Als Kompromisstitel schlug er auf Französisch vor „*Christianisme, Église et société. Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle*“.<sup>8</sup> Patrick Braun und Brigitte Degler-Spengler, Mitglieder der Redaktion von Helvetia Sacra, waren auch um einen Kompromiss bemüht, auch wenn sie am liebsten auf die Namensänderung verzichtet hätten. Mit ihrem Vorschlag („Schweizerische Zeitschrift für Kirchen-

---

<sup>6</sup> Debatte zur Namensänderung der „Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte“, in: ZSKG 96 (2002), S. 171–180, hier S. 171f.

<sup>7</sup> Vgl. Debatte zur Namensänderung (wie Anm. 6), S. 173–175.

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 175/176.

und Kulturgeschichte“) wollten sie vor allem den Begriff Kirchengeschichte im Titel retten, denn diesen sollte man „auf keinen Fall aufgeben“. <sup>9</sup> Urban Fink-Wagner, promovierter Kirchenhistoriker (heute noch Redaktor der „Schweizerischen Kirchenzeitung“) war eher gegen die Namensänderung und plädierte in einem mit einschlägigen Zitaten gespickten Beitrag für die wissenschaftliche Angemessenheit des Begriffs Kirchengeschichte – was allerdings nicht zur Diskussion stand. Gleichwohl plädierte er nicht für ein „*statisches Festhalten am Bestehenden*“, sondern für eine „*Entstaubung und Modernisierung*“ der Zeitschrift, wofür eine Titeländerung nicht nötig sei, es sei denn, man wolle damit auch die Perspektive der Zeitschrift ändern. <sup>10</sup> Franziska Metzger, derzeitige Redaktorin der Zeitschrift, plädierte schließlich im Namen der jungen Historikergeneration unter den Mitgliedern der VSKG für eine Namensänderung auf „Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte“, um dadurch den interdisziplinären Dialog zu fördern. <sup>11</sup> Dies war also der Stand der Diskussion bei der Jahresversammlung 2002.

Bei der Jahresversammlung vom 3. Mai 2003 in Freiburg wurde nun über die Namensänderung abgestimmt. Im Vorfeld teilten einige Mitglieder dem Präsidenten mit, sie möchten „christlich“ oder „Kirche“ oder „Christentum“ im Namen haben. Zur Abstimmung standen nun diese drei Vorschläge: „Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte“; „Schweizerische Zeitschrift für Kirchen- und Kulturgeschichte“; „Schweizerische Zeitschrift für Christentum und Geschichte“. Ich selber war als Präsident für den letzten Vorschlag – nicht zuletzt aus Rücksicht auf die vielen Vereinsmitglieder, die sich einen christlichen oder kirchlichen Bezug im Titel wünschten. Die Abstimmung verlief zweistufig: Zunächst wurde darüber abgestimmt, ob wir künftig eine „Schweizerische Zeitschrift für ...“ haben möchten, was so gut wie einstimmig beschlossen wurde. Die Abstimmung über die drei genannten Vorschläge ergab folgendes Ergebnis (bei 31 anwesenden Mitgliedern): für den ersten Vorschlag 20 Ja, 5 Nein und 6 Enthaltungen; für den zweiten 13 Ja, 7 Nein und 11 Enthaltungen; für den dritten Vorschlag 9 Ja, 10 Nein und 12 Enthaltungen.

---

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 176/177.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 177–179.

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 179/180.



Nach der Annahme der entsprechenden Statutenänderung mit Zweidrittelmehrheit bei der Jahresversammlung vom 24. April 2004 in Bern konnte im selben Jahr die Zeitschrift erstmals unter dem neuen Namen erscheinen. Schriftleiter Altermatt hielt darin im Editorial fest: „Die Namensänderung unterstreicht den Paradigmenwechsel von der Institutionen- und Personengeschichte der katholischen Kirche zur Mentalitäts-, Kultur-, Sozial- und Intellektuellengeschichte des Christentums. Man kann von einer eigentlichen religions- und kulturgeschichtlichen Wende sprechen, welche den Inhalt der Zeitschrift spätestens seit den 1980er-Jahren bestimmt [...] Der Fokus auf mentalitäts-, ideen- und diskursgeschichtliche Zugänge der Religions- und Kulturgeschichte rückt Themen der Frömmigkeit, von Riten und Symbolen sowie des Alltagslebens, Diskurse der Identitätskonstruktion, Prozesse der Inklusion und Exklusion und der Vergemeinschaftung, die Produktion und Verbreitung von Wissen und kulturellen Codes ebenso wie Phänomene der politischen Kultur in den Mittelpunkt. Für diese Ansätze soll die neu profilierte ‚Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte‘ (SZRKG) in innovativer Weise im Bereich der [...] Forschung eine Plattform darstellen.“<sup>12</sup>

### Ausblick

Aus meiner Sicht als Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät Fribourg und (seit 2000) Präsident der VSKG waren bei der beschriebenen Namensänderung zwei Dinge sehr wichtig, abgesehen von der Pflege einer Diskussionskultur nach den helvetischen Partizipationsstandards: Zum Ersten, dass die Namensänderung der Zeitschrift nicht zu einer Spaltung des Trägervereins wird, zu dem viele traditionell denkende Kirchenhistoriker aus verschiedenen Institutionen der Schweiz (z. B. Kantons-, Bistums- und Ordensarchive) gehören. Aus diesem Grund machte ich die Beibehaltung des Vereinsnamens zur Bedingung für die Namensänderung der Zeitschrift. Diese ist im neuen Kleid nach wie vor das Organ der „Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte“, und so steht es auch im Impressum, nicht nur pro forma. Denn zum Zweiten bestand ich darauf, dass auch unter dem

---

<sup>12</sup> Urs Altermatt, Editorial, in: SZRKG 98 (2004), S. 5/6.

neuen Namen die Zeitschrift eine „historische“ und ein privilegierter Publikationsort „kirchenhistorischer“ Forschung bleibt, wenn entsprechende Themen und Autoren sich bieten. Sieht man die Themenhefte der SZRKG seit der Namensänderung, so denke ich, dass dieser Wunsch durchaus in Erfüllung gegangen ist: „*Katholizismus und Kultur – Kultur des Katholizismus*“ (2004); „*Pluralisierung, Ausdifferenzierung, Umdeutung*“ (2005); „*Religion, Geschichte, Gedächtnis. Beiträge des Internationalen Kolloquiums zum 100-jährigen Jubiläum der Zeitschrift*“ (2006); „*Religion und Kommunikation*“ (2007); „*Religion und Migration*“ (2008); „*Karl Borromäus*“ (2009); „*1968: Religionsgeschichtliche Perspektiven*“ (2010); „*Mission: Transnationale Perspektiven*“ (2011); „*Religion und Politik*“ (2012); „*Religionsgeschichte transnational*“ (2013); „*Religion und Soldat*“ (2014); „*Konzil und Konziliarismus*“ (2015). Es hängt also letztlich von den Kirchenhistorikern selbst ab, ob sie sich dem interdisziplinären Dialog in der SZRKG stellen und Vorschläge zur Gestaltung von Heften mit einschlägigen kirchenhistorischen Themen machen. Offen dafür ist die SZRKG allemal, wie die genannten Themenhefte zeigen.

Der Wandel scheint der Zeitschrift gutgetan zu haben. Ein internationales Editorial Board zeugt für ihre Vernetzung und wissenschaftliche Qualität. Der Seitenumfang hat sich mehr als verdoppelt, weil sie ein sehr attraktives Publikationsforum geworden ist: Die „Call of Papers“ der Redaktion führen zu mehr publikationswürdigen Beiträgen, als wir darin aufnehmen können. Und in der Rezensionsplattform H-Soz-Kult wird der SZRKG bescheinigt, dass sie sich an die Spitze der internationalen religionsgeschichtlichen Forschung gestellt habe.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. Benjamin Ziemann, Rezension zu: Altermatt, Urs (Hrsg.): Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 99. Fribourg 2005, in: H-Soz-Kult, 21.08.2006, „<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-7962>“.

## 150 Jahre Kirchengeschichtlicher Verein\*

von Erzbischof Stephan Burger

Lassen Sie mich mein Grußwort mit zwei kurzen Zitaten aus einer römischen Verlautbarung beginnen: *„Durch die angemessene Nutzung aller von den kirchlichen Gemeinschaften hervorgebrachten Kulturgüter ist es möglich, den Dialog der Christen mit der heutigen Welt weiterzuführen und auszubauen.“*<sup>1</sup> So heißt es in einem Schreiben, das die „Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche“ am 2. Februar 1997 an alle Diözesanbischöfe gerichtet hat. An anderer Stelle im gleichen Text lesen wir: *„Die in den Archiven enthaltene Dokumentation ist ein Erbe, das erhalten wird, um weitergegeben und genutzt zu werden.“*<sup>2</sup>

Eigentlich bezieht sich die Päpstliche Kulturgutkommission in diesem Schreiben auf die Archive als Institutionen, also auf Bistums-, Dekanats- oder Pfarrarchive. Doch der Auftrag, das Erbe zu erhalten, es zu nutzen und weiterzugeben, scheint mir ebenso gut auch für gedruckte „Archive“ zu passen und zu gelten – so wie eben unser „Freiburger Diözesan-Archiv“, und natürlich gilt es auch für diejenigen, die es produzieren und publizieren, also für den „Kirchengeschichtlichen Verein“ und seine Mitglieder.

Damit habe nun auch ich die beiden „Festgegenstände“ genannt, die uns heute hier im Collegium Borromaeum zusammengeführt haben. Wir feiern ein Doppeljubiläum: Gut 150 Jahre sind vergangen, seit der Kirchengeschichtliche Verein gegründet wurde – dieses Jubiläum wäre

---

\* Grußwort des Protektors des Kirchengeschichtlichen Vereins, gehalten beim Jubiläum am 28. April 2015 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum. Die Vortragsform wurde beibehalten, einige Anmerkungen ergänzt.

<sup>1</sup> Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche: Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive. Schreiben vom 2. Februar 1997. Anhang: Dokumente zum kirchlichen Archivwesen für die Hand des Praktikers, 31. Juli 1998. Hg.: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 142), S. 37.

<sup>2</sup> Ebd., S. 32.

sogar im letzten Herbst schon fällig gewesen. Und vor fast 150 Jahren, gegen Ende des Jahres 1865, wurde die erste Ausgabe der Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ publiziert. Den 134. Band haben wir dieser Tage druckfrisch auf den Tisch bekommen. Besonders freue ich mich darüber, dass es wieder – und noch immer – Neues über Max Josef Metzger zu berichten gibt. Max Josef Metzger, jenen Märtyrer des Nationalsozialismus, mit dem ich mich intensiv beschäftigt habe, seit ich, damals noch Offizial, im Jahr 2012 das Amt des „judex delegatus“ übernommen und das diözesane Seligsprechungsverfahren zu Ende geführt hatte.

Mit Max Josef Metzger – und zugleich mit all den anderen Opfern der nationalsozialistischen Diktatur – sind wir bei einem Themenfeld, das allein schon fast die Existenzberechtigung für den Kirchengeschichtlichen Verein liefern könnte. Die schrecklichen Verbrechen des Nationalsozialismus aufzuarbeiten, seinen Opfern ein Gesicht zu geben, das ist eine von vielen Aufgaben, mit denen sich der Verein befasst, mit denen Sie sich befassen. Dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen.

Seit anderthalb Jahrhunderten betreibt der Kirchengeschichtliche Verein Geschichtsforschung für das Erzbistum Freiburg und seine historischen Vorläufer. Seit anderthalb Jahrhunderten sorgt er dafür, dass die Ergebnisse dieser Forschungen der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Seit anderthalb Jahrhunderten versucht der Verein, uns dabei zu helfen, aus der Geschichte zu lernen.

Beim Blick auf das Weltgeschehen, das uns durch die rasante Entwicklung der Medien in zuvor nie dagewesener Weise nahegerückt ist, könnten wir freilich mehr als skeptisch werden. Gibt es nicht noch immer in weiten Teilen der Welt Krieg und Völkermord, verbrecherische Diktaturen, mörderischen Fundamentalismus, Vertreibungen und massenhaftes Sterben auf der Flucht vor Verfolgung und Krieg, wie gerade vor wenigen Tagen erst wieder im Mittelmeer? „*Was wollen wir tun?*“, so ist in großen Lettern auf der Titelseite der aktuellen Ausgabe der Wochenzeitung DIE ZEIT<sup>3</sup> zu lesen. Sieht es nicht bisweilen so aus, als lerne der Mensch ganz und gar nichts aus der Geschichte? Werden nicht die gleichen Fehler immer wieder gemacht? Hat es unter diesen Umständen überhaupt einen Sinn, sich mit Geschichte zu beschäftigen? Aber ja! Es hat einen Sinn, unsere Geschichte zu erforschen und zu be-

---

<sup>3</sup> Ausgabe 17/2015.

schreiben. Es mag unsicher sein, ob wir Menschen wirklich viel daraus lernen – ganz sicher ist aber, dass wir dann auf keinen Fall etwas lernen können, wenn wir uns mit der Geschichte nicht befassen. Der Blick in so manche Länder dieser Erde macht es deutlich, was es heißt, die Vergangenheit zu verdrängen, zu beschönigen, sie nicht aufzuarbeiten.

Über die Arbeit und die Aufgaben des Kirchengeschichtlichen Vereins, darüber, was er in den letzten 150 Jahren getan und erreicht hat, wurde schon berichtet – das brauche ich nicht zu wiederholen. Dass ich den Verein für wichtig und seine Arbeit für sehr wertvoll halte, betone und bekräftige ich gerne an dieser Stelle nochmals – auch dass ich heute hier bin, soll ein Ausdruck meiner Wertschätzung sein.

Was aber macht aus Sicht des Erzbischofs von Freiburg, also aus Sicht seines Protektors, das Proprium, den Auftrag des Kirchengeschichtlichen Vereins aus? Die Erforschung und die Kenntnis der Geschichte ist wichtig für die menschliche Existenz, wichtig gerade auch für uns als Kirche, „*denn die geschichtlichen Quellen binden die Kirche in eine ununterbrochene Kontinuität ein*“<sup>4</sup> – so ein weiteres Mal die „Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche“. Doch es geht nicht nur um die Kontinuität. Es geht auch darum, wie wir mit unserer Geschichte umgehen, wie wir ihre Kenntnis nutzen – für unsere eigene Arbeit wie auch für unsere Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit. Dazu noch einmal ein Auszug aus dem schon zitierten Schreiben über die „pastorale Funktion der kirchlichen Archive“:

„*Einer Einrichtung, die die eigene Vergangenheit vergisst, wird es schwerlich gelingen, ihre Aufgabe unter den Menschen eines bestimmten sozialen, kulturellen und religiösen Umfeldes darzustellen.*“<sup>5</sup> Oder im Umkehrschluss: Genau deswegen ist die Arbeit, die der Kirchengeschichtliche Verein seit anderthalb Jahrhunderten verrichtet, wichtig und immer wieder von Neuem aktuell. Was Sie, lieber Herr Professor Braun, liebe Vereinsmitglieder, mit Ihrer historischen Arbeit erbringen, ist kein Selbstzweck, sondern eine Dienstleistung für unser Erzbistum, ja für die gesamte Kirche. Ihre Arbeit ist in unserer heutigen Zeit aktueller denn je. Wenn wir, wenn die Kirche, wenn wir Christen die Menschen wirklich ansprechen und sie mit der Botschaft des Evangeliums erreichen wollen, dann kann es nicht um ein Abkanzeln oder Maßregeln

---

<sup>4</sup> Päpstliche Kommission (wie Anm. 1), S. 12.

<sup>5</sup> Ebd., S. 18.

von oben herab gehen. „*Die Botschaft läuft sonst Gefahr, ihre Frische zu verlieren, und nicht mehr den Duft des Evangeliums zu haben*“<sup>6</sup>, so formuliert es Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii gaudium*“. Umso mehr müssen wir uns klarmachen: Auch wir sind Dienstleister – eigentlich noch viel mehr als dies in Gewerbe und Wirtschaft der Fall ist. Wir sprechen in der Kirche von den unterschiedlichen Diensten, tun uns aber mit der Haltung der Dienstleistung immer noch schwer. Die Kirche als Institution darf sich nicht selbst genügen. Wir sind von Gott beauftragt und gesandt, um für die Menschen da zu sein. Diese Erkenntnis müssen wir umsetzen.

Der Kirchengeschichtliche Verein versteht sich schon von Anfang an als Dienstleister für die Geschichtsforschung wie auch für die interessierte Öffentlichkeit und somit für uns alle. Sein Auftrag war und ist es, die Geschichte des Erzbistums Freiburg, der angrenzenden Bistümer und auch der Vorgängerbistümer zu erforschen. „Geschichte“ ist dabei durchaus in einem sehr umfassenden Sinn zu verstehen – und wurde auch immer so verstanden –, meint also im Prinzip alle historisch arbeitenden Wissenschaften. Nicht nur die eigentliche Geschichtsforschung, sondern natürlich vor allem die Kirchengeschichte, aber auch die Kunstgeschichte, die Musikgeschichte, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Philosophiegeschichte und – zunehmend wichtiger – die Zeitgeschichte.

Dafür, dass es so bleiben konnte, hat in schwieriger Zeit, während der nationalsozialistischen Diktatur, Erzbischof Conrad Gröber gesorgt, als er die Pfarreien zu Pflichtmitgliedern machte. Dadurch hat er nicht nur die Gleichschaltung und Auflösung des Vereins verhindert, sondern auch eine solide Grundlage für seine Finanzierung gelegt. Diese Konstruktion wurde unter den späteren Erzbischöfen, die allesamt dem Kirchengeschichtlichen Verein sehr zugetan waren, im Prinzip bis heute beibehalten. Die finanzielle Grundsicherung für den Kirchengeschichtlichen Verein ist somit gewährleistet. Dies ermöglicht es Ihnen, sehr geehrte Vereinsmitglieder, Ihre Arbeit im Dienst unserer Kirche, ihrer Geschichte und ihrer Kultur auch künftig so gut und effizient zu verrichten wie bisher.

Die Visitenkarte, oder das Aushängeschild des Vereins, ist vor allem die Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“, die Jahr für Jahr er-

---

<sup>6</sup> „Evangelii gaudium“ Nr. 39.

scheint. Sie stellt mittlerweile einen umfassenden und breit gefächerten Wissensfundus dar, der von Einzelnen kaum noch zu ermessen ist. Wenn das FDA es in 150 Jahren bisher „erst“ auf 134 Bände gebracht hat, dann ist dies fast ausschließlich der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft anzulasten. Hoffen wir, dass wir nie wieder etwas Ähnliches erleben müssen. Gute, objektive und vorurteilsfreie Geschichtsforschung, wie der Kirchengeschichtliche Verein sie seit anderthalb Jahrhunderten betreibt, kann dazu beitragen, dass wir auch weiterhin in einem offenen und demokratischen Gemeinwesen leben dürfen.

Dazu wird es wichtig sein, dass der Kirchengeschichtliche Verein nicht nur die historische Fachwelt, sondern auch jüngere und junge Menschen erreicht. Ich ermuntere Sie daher ausdrücklich dazu, entsprechende Angebote zu entwickeln und bereitzustellen. Gehen Sie an die Öffentlichkeit. Nutzen Sie die klassischen wie auch die neuen Medien. Sie brauchen sich mit Ihrer Arbeit ganz und gar nicht zu verstecken. Im Gegenteil. Ich weiß, wir als Kirche haben in dieser Hinsicht ein Imageproblem, an dem wir zumindest teilweise selbst Schuld tragen. Ein Medienfachmann hat einmal zu einem hohen Kirchenmann gesagt, die Kirche biete eigentlich vorzügliche „Produkte“ an, verkaufe sie aber schlecht. Ich will nicht sagen, dass der Kirchengeschichtliche Verein seine „Produkte“ nicht gut verkauft, aber ich denke, es gibt durchaus noch Luft nach oben.

Wissenschaftliche Arbeit ist selten bequem, sondern sie macht Mühe und strengt an. Auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit sind immer mal wieder unbequem. Gerade die Geschichtsforschung fördert mitunter Erkenntnisse zutage, auf die man vielleicht ganz gern verzichten würde. Die Kirchengeschichte weist viele „dunkle Punkte“ auf, doch dadurch, dass wir versuchen, sie zu verschweigen, schaffen wir sie nicht aus der Welt. Im Gegenteil: Wir sorgen dafür, dass sie eines Tages umso heftiger auf uns zurückfallen. Umgekehrt meine ich, dass wir durchaus Bonuspunkte sammeln können, wenn wir als Kirche unsere Leichen selbst aus dem Keller holen. Wenn wir nach außen zeigen, dass wir zu unserer Geschichte stehen, dass wir bereit sind, Fehler aufzudecken und aus ihnen zu lernen. Dann zeigen wir zugleich, dass es uns mit unserer Frohen Botschaft ernst ist, dass wir wirklich dazu beitragen wollen, unser irdisches Dasein und unsere oftmals so heillose Welt zu verbessern.

Ich bitte Sie, liebe Mitglieder des Kirchengeschichtlichen Vereins, bleiben Sie Ihrem Auftrag treu und machen Sie Ihre wichtige Arbeit

weiterhin so engagiert und so gut wie bisher. Und scheuen Sie sich nicht, Ihr „Produkt“ lautstark zum „Verkauf“ anzubieten, in den Medien und im Internet, durch Ihre Zeitschrift, durch Flyer und durch Tagungen – und verschieben Sie dabei ruhig hin und wieder den Akzent ein bisschen von „wissenschaftlich“ in Richtung „populär“. Ich als Erzbischof, und wir alle als Erzbistum Freiburg, wir brauchen den Kirchengeschichtlichen Verein, damit auch weiterhin das Erbe *„erhalten wird, um weitergegeben und genutzt zu werden“*. Daher wünsche ich von Herzen, dass dem 150. Geburtstag noch viele, viele weitere folgen werden.



## Kirche und Kleinstadt Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein<sup>1</sup>

von Jörg W. Busch

Das gotische Liebfrauenmünster in der westlichen Altstadt von Neuenburg am Rhein stürzte 1497 ein, als der Fluss, der schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts an dem Steilufer nagte, dieses endgültig untergrub und so Kirche, Rat- und Salzhaus sowie die Schule verschwinden ließ.<sup>2</sup> Nur der Münsterturm blieb lange als stummer Zeuge stehen, bevor auch er den Stadtzerstörungen durch Menschenhand zum Opfer fiel. Dreißigjähriger Krieg und Spanischer Erbfolgekrieg sowie die Europäischen Bruderkriege des 20. Jahrhunderts haben, was immer die Bewohner der Stadt Neuenburg wiederaufgebaut hatten, grundlegend zerstört.

Doch jedes Mal waren die Fluchtkisten gepackt und so haben die 417 Urkunden des Pfarrarchivs Neuenburg am Rhein bis heute überdauert, werden sie doch inzwischen als Depositum in dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg im Breisgau verwahrt. Doch nicht nur der Pfarrherr und die Kapläne, die an den 17 Altären in dem Münster zelebrierten, bevor es im Katastrophenjahr 1497 verschwand, hielten stets die Fluchtkisten mit ihren wertvollen, weil ihre Pfründeneinkünfte dokumentierenden Urkunden gepackt. Gleiches taten auch Bürgermeister und Rat der Stadt Neuenburg, die im Übrigen ein waches Auge auf die ganze Klerikerger-

---

<sup>1</sup> Jörg W. Busch/Jürgen Treffeisen (Bearbb.), *Urkundenregesten 1185–1350* [Regg. 1–396], (Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein [1185–1500], Band 1, Teil 2), Neuenburg am Rhein 2014, S. 128–533, und diess. (Bearbb.), *Urkundenregesten 1351–1413* [Regg. 397–833], (Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein [1185–1500], Bd. 2), Neuenburg am Rhein 2017 (in Druckvorbereitung).

<sup>2</sup> Der nie verwirklichte Plan Maximilians I., Neuenburg an anderer Stelle unter dem Namen Königsburg wiederaufzubauen, zeigt, wie katastrophal der Schaden gewesen sein muss, vgl. Johann Friedrich Böhmer/Hermann Wiesflecker (u. a. Bearbb.), *Ausgewählte Regesten des Kaiserreiches unter Maximilian I. 1493–1519*, 2.1: Maximilian I. 1496–1498 (Regesta imperii 14.2.1), Wien – Köln – Weimar 1993, S. 143, Nr. 4737 (1497 März 2).

meinschaft an „ihrer“ Kirche hatten, und zwar nicht nur auf die Hälfte, für deren Altarpfründen die weltliche Obrigkeit das Vorschlags-, das Präsentationsrecht besaß.<sup>3</sup> Der Vorsorge von Bürgermeister und Rat ist es zu verdanken, dass auch 260 Urkunden in dem Stadtarchiv Neuenburg am Rhein bis heute überdauert haben.

Weil aber die Urkunden des Pfarr- und des Stadtarchivs die einzigen Zeugnisse sind, die bis heute von der mittelalterlichen Stadt erhalten blieben, denn kein steinerner Überrest erinnert an sie in dem modernen Stadtbild, kamen Ende der 1980er-Jahre der damalige Neuenburger Bürgermeister Max Schweinlin, sein Hauptamtsleiter Winfried Studer und der angehende Archivar Jürgen Treffeisen überein, diese mittelalterlichen Schriftzeugnisse allen historisch Interessierten zugänglich zu machen, und zwar nicht durch den Abdruck der Urkundentexte, vielmehr (gerade im Blick auf ein allgemeineres Publikum) durch die Wiedergabe ihrer wichtigsten Bestandteile in einem modernen Deutsch, also in Form von Regesten. Doch war das damalige Ziel ein ehrgeizigeres, vielleicht letztlich unerreichbares: Denn keineswegs nur die 227 mittelalterlichen Urkunden des Neuenburger Pfarrarchivs und die 104 des Stadtarchivs bis 1500 sollten nachzulesen sein, vielmehr sollten alle mittelalterlichen Urkunden verfügbar sein, in denen die Stadt Neuenburg handelt oder erwähnt wird, in denen einzelne Bürgerinnen und Bürger der Stadt handeln oder erwähnt werden. Folglich war auch die Überlieferung zu berücksichtigen, die vor allem das Stadtarchiv Freiburg im Breisgau, das Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt und das Generallandesarchiv Karlsruhe bieten, vor allem mit seiner Breisgauer Abteilung 21, aber auch mit anderen, die aus aufgelösten geistlichen Einrichtungen stammen. Einzelne Funde werden dem Tiroler Landesarchiv Innsbruck sowie dem Straßburger Departements- und Stadtarchiv verdankt, vor allem aber gedruckten Regesten und Urkunden aus dem weiteren Oberrheingebiet.

Der ursprüngliche Plan ging dahin, alle Neuenburger Urkunden bis 1500 in einem einzigen Band darzubieten. Doch als 2002 ein weiterer, zudem auswärtiger Bearbeiter hinzustieß, zeichnete sich ab, dass der Plan des einen Bandes nicht mehr zu halten war: Denn der nun gedruckte erste Band enthält für die 166 Jahre bis 1350 bereits 396 Nummern und noch einige mehr, nämlich 437 Urkunden, wird für die nur 63

---

<sup>3</sup> Vgl. *Registra subsidii charitativi im Bisthum Konstanz am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts*, hrsg. von Fr. Zell/M. Burger, in: FDA 24 (1895), S. 183–238, S. 199f.

Jahre von 1351 bis 1413 der zweite Band enthalten, der gerade redaktionell bearbeitet wird und 2017 erscheinen soll. Für die Jahre 1414 bis 1500 sind augenblicklich 800 Urkunden bekannt (von denen aber erst knapp die Hälfte bearbeitet ist), so dass ein dritter Band bis zu dem Jahr 1462 und ein vierter bis zu dem Jahr 1500 geplant sind.

Das rasante Anwachsen der Urkundenzahlen ist nicht nur der besseren Überlieferungschance mit voranschreitender Zeit geschuldet, vielmehr war dafür ausschlaggebend ein tiefer und auch in illiterate Kreise der Stadt- und Landbevölkerung vordringendes Bedürfnis nach Rechtssicherheit, dem die Verwendung der Volks- als Urkundensprache seit den 1290er-Jahren Rechnung trug.<sup>4</sup> Doch die Rechtsgeschäfte der Laien untereinander blieben auch im Neuenburger Spätmittelalter nur in seltenen Fällen unmittelbar als solche erhalten, erst wenn das beurkundete Recht in geistliche Hand gelangte, sei es durch Verkauf oder Stiftung, haben entsprechende Zeugnisse überdauert. Und so werden die ersten beiden, voraussichtlich 2017 vorliegenden Bände mit den Regesten Neuenburger Urkunden vielfältige Einblicke ermöglichen in die vor allem materielle Seite kirchlichen und religiösen Lebens<sup>5</sup> nicht nur in dieser Breisgaukleinstadt.

Denn aus dem Anliegen, möglichst alle Urkunden vor 1500 zu erfassen, in denen Bürger der Stadt Neuenburg am Rhein oder diese als Gemeinschaft handeln, ergeben sich auch Einblicke in deren Beziehungen zu Pfarrkirchen außerhalb der Stadt, zu Klöstern und Stiften oder einzelnen auswärtigen Geistlichen. Damit sind also nunmehr bis 1350 nicht nur die mittelalterlichen Urkunden des Neuenburger Pfarrarchivs<sup>6</sup> ausführlich nachlesbar, von denen bislang wie für die des Stadtarchivs<sup>7</sup> nur Kurz-

---

<sup>4</sup> Vgl. Jörg W. Busch, Die Schulmeister in den Neuenburger Urkunden. Oder: Wer brachte Mathias von Neuenburg das Lesen und Schreiben bei?, in: Ursula Huggle/Heinz Krieg (Hgg.), Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 60), Freiburg/München 2016, S. 37–52.

<sup>5</sup> In dieser Hinsicht vorarbeitend bereits Jürgen Treffeisen, Die Breisgaukleinstädte Neuenburg, Kenzingen und Edingen in ihren Beziehungen zu Klöstern, Orden und kirchlichen Institutionen während des Mittelalters (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 36), Freiburg im Breisgau – München 1991.

<sup>6</sup> Bislang war verfügbar Otto Bihler, Archivalien des katholischen Pfarrarchivs Neuenburg am Rhein, in: Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission Nr. 33 (1911), = ZGO 65 (1911), S. m56-m115.

<sup>7</sup> Bislang war verfügbar A[lbert Julius] Sievert, Archivalien aus Orten des Amtsbezirks Müllheim. Neuenburg a. Rh. (Stadtarchiv), in: Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission Nr. 7 = ZGO 40 (N. F. 1, 1886), S. m7–m30.

regesten im Druck vorlagen und auf denen auch die damals verdienstvolle, nunmehr ergänzte und überarbeitete Darstellung des Neuenburger Stadtpfarrers Fidelis Huggle beruht.<sup>8</sup> Vielmehr lassen sich nun durch den Versuch, gleichsam alle Zeugnisse für Menschen aus dem mittelalterlichen Neuenburg zu erfassen, möglicherweise auch Erkenntnisse zu Sachverhalten außerhalb ihrer eigentlichen Stadt gewinnen. Weil die Bearbeiter die Interessen, die mögliche Nutzer ihrer Regesten verfolgen, nicht vorhersehen können, haben sie dem ersten und werden sie auch dem gerade zu redigierenden zweiten Band ausführliche Verzeichnisse beigegeben, nämlich der Orte, der Familien und Personen sowie der Sachen.<sup>9</sup>

Daher findet der Benutzer in dem Ortsregister regelmäßig unter dem Namen von Breisgauorten den Eintrag „*Besitz auswärtiger Klöster und Stifte*“, der sich umgekehrt auch erschließt unter den Namen geistlicher Einrichtungen wie Adelhausen, Bürgeln, Günterstal, Gutnau, Oberried, Rheintal, Säcking, St. Blasien, St. Peter, St. Trudpert oder Sitzenkirch, von heute außerhalb der Diözese gelegenen wie Beinwil, Beromünster oder Klingenthal ganz zu schweigen, allerdings jeweils nur unter der Einschränkung, dass Menschen aus Neuenburg oder die Stadtgemeinde insgesamt oder einzelne ihrer Amtsträger in Verbindung zu diesen geistlichen Gemeinschaften traten, wobei besonders die Neuenburg nahe gelegenen Konvente wie Gutnau, Rheintal oder Sitzenkirch stärker hervortreten, wenn ein Neuenburger als Schenker einen Konvent begünstigte<sup>10</sup> oder als Schiedsrichter über seine Ansprüche verhandelte.<sup>11</sup>

Die Stadt Neuenburg selbst ist in dem Ortsregister für den kirchlichen Bereich mit Einträgen wie Dekan, Heiliggeistspital, Kirche, Kirchensatz, Leutpriester, Pfarrherr oder Priester(pfründe) vertreten, wobei zu dem nächsten Band hin die Zahl solcher Einträge zunehmen wird. Erst recht werden sich die Belege in dem zur Hälfte noch unbearbeiteten

<sup>8</sup> F[idelis] Huggle, Geschichte der Stadt Neuenburg am Rhein aus den Manuscripten Hau-ry's (Dekans und Stadtpfarrers) und Vetter's beim Großh. Gen.=Landes=Archiv, unter Mithilfe einiger Freunde oberrheinischer Geschichte umgearbeitet, 1: Von den ältesten Zeiten bis 1332; 2: Von 1332 bis 1500, Freiburg im Breisgau 1876/1877.

<sup>9</sup> Busch/Treffisen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 1), S. 398–443 (Orte), S. 444–509 (Personen nach Familien bzw. Funktionen) und S. 510–533 (Sachen).

<sup>10</sup> So z. B. Busch/Treffisen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 1), S. 171f., Nr. 50f. (1273 Februar 1 und April 8), an die Klöster Tennenbach und Rheintal.

<sup>11</sup> So z. B. Busch/Treffisen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 1), S. 215f., Nr. 113 (1295 August), über die Rechte und Pflichten des Leutpriesters von Augen gegenüber dem Stift Beromünster.

15. Jahrhundert häufen, in dem an dem Neuenburger Liebfrauenmünster, eigentlich für eine Kleinstadt eher ungewöhnlich, eine eigene Klerikergemeinschaft bestand.<sup>12</sup> Eine weitere geistliche Einrichtung von eigenem Gewicht in der Stadt war die Neuenburger Johanniterkommende, zu der aber die Bürgergemeinde nicht durchweg in einem einträchtigen Verhältnis stand, hatten die geistlichen Herren doch beispielsweise vor 1312 einmal eine Türe in die angrenzende Stadtmauer gebrochen und einen Steg über den Graben gebaut, was die Verteidigungsfähigkeit der Stadt schwächte.<sup>13</sup> Die Urkunden dieser sehr eigenen geistlichen Gemeinschaft sind aber derart zahlreich überliefert, dass nur solche Neuenburger Johanniterurkunden Aufnahme unter die Neuenburger Regesten fanden und finden, in denen die Stadt insgesamt oder einzelne ihrer Bürger mit dieser Sondergemeinschaft in Beziehung traten.

Ein Benutzer, den nicht ein orts- oder institutionenbezogenes, sondern ein mehr systematisches Interesse leitet, wird in dem Sachregister alle Ränge der geistlichen Hierarchie, von dem obersten irdischen Hirten bis hinunter zu der Laienschwester<sup>14</sup>, vertreten finden, sofern diese mit der Stadt Neuenburg oder einzelnen ihrer Einwohner in Beziehung traten. Was deren jenseitiges Heil anlangte, ist naturgemäß der Eintrag „*Jahrzeit*“ (Jahrgedächtnis, Seelgerätstiftung) unter den Sachen vergleichsweise stark vertreten, weniger hingegen, was alle berührte, „*Exkommunikation*“ oder „*Interdikt*“.

Die „*Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein*“ nun in einem ersten und bald auch im zweiten Band vorlegen zu können, ist nur möglich dank der unermüdlichen Förderung und Unterstützung durch die moderne Stadtgemeinde, die damit nicht nur ihren Bürgerinnen und Bürgern die eigene Vergangenheit erschließt, sondern auch hofft, der regionalen wie überregionalen Forschung den Vergleichsfall einer Breisgaukleinstadt leicht zugänglich zu machen.

---

<sup>12</sup> Vgl. Jörg W. Busch, Die Kapläne an der Liebfrauenkirche in Neuenburg am Oberrhein. Absenzen und Mehrfachbepfändung in einer Klerikergemeinschaft des 15. Jahrhunderts, in: FDA 134 (2014), S. 97–224.

<sup>13</sup> Busch/Treffelsen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 1), S. 253, Nr. 186 (1312 Januar 4), § 3.

<sup>14</sup> In Neuenburg mit Zehn Armen Schwestern bezeugt, künftig Busch/Treffelsen, Urkundenregesten 2 (wie Anm. 1), Nr. 545 (1374 Mai 25–I).



# Pluralität und Fluidität Zur Überlieferung der Konstanzer Konzilschronik des Ulrich Richental\*

von Thomas Martin Buck

## 1. Einleitung

Nicht nur Bücher, sondern auch Texte haben ihre Geschichte.<sup>1</sup> Das gilt, wie man weiß, vor allem für die Vormoderne, wo Texte noch nicht – wie in der anbrechenden Moderne – durch den Buchdruck fixiert und beliebig multiplizierbar waren. Und es gilt, um das Thema noch stärker einzugrenzen, vor allem für handschriftlich überlieferte Texte, die sich in den meisten Fällen, das liegt in der Natur der Sache, durch mehr oder weniger große Divergenz oder Varianz auszeichnen.

Man spricht dann metaphorisch, um das Flüssige des Vorgangs zu verdeutlichen, von „Überlieferung“, die man, wie das Rudolf Schieffer in einer Arbeit über die *„lauteren Quellen des geschichtlichen Lebens“* 1995 getan hat, mit einem „Gewässer“ vergleichen kann, das über zahlreiche „Seitenarme“ und „Staustufen“ verfügt, also nicht nur von der „Quelle“ her zu verfolgen ist.<sup>2</sup>

---

\* Dem vorliegenden Text liegt ein Vortrag zugrunde, der am 13. Juli 2015 am „Historischen Kolleg. Institute for Advanced Study“ in München gehalten wurde. Für die Möglichkeit, im Rahmen eines Honorary Fellowships im Sommersemester 2015 am Historischen Kolleg wohnen und forschen zu dürfen, bedanke ich mich beim Kuratorium des Kollegs, bei dessen Geschäftsführer, Karl-Ulrich Gelberg, und bei dessen Vorsitzenden, Andreas Wirsching, sehr herzlich.

<sup>1</sup> „*Pro captu lectoris habent sua fata libelli.*“ Der Satz geht auf den römischen Grammatiker Terentianus Maurus (2. Jh. n. Chr.) zurück.

<sup>2</sup> Rudolf Schieffer, „Die lautereren Quellen des geschichtlichen Lebens“ in Vergangenheit und Zukunft, in: *Mittelalterforschung nach der Wende 1989*, hg. von Michael Borgolte (HZ Beihefte, Bd. 20), München 1995, S. 239–254, hier S. 244 f.

Von daher erklärt sich auch der Titel, den ich für diese Untersuchung gewählt habe: „Pluralität und Fluidität.“ Er soll das Lebendige, Bewegliche und Fluktuierende mittelalterlicher Textualität zum Ausdruck bringen. Die gewählten Begriffe stammen von dem Mediävisten Gerrit Jasper Schenk, der diese auf einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises im Herbst 2011 auf den Konzilschronisten Ulrich Richental und dessen historiografisches Werk angewandt hat.<sup>3</sup>

Schenk unternahm im Rahmen einer Untersuchung des päpstlichen Adventus-Zeremoniells auf dem Konstanzer Konzil den Versuch, das Komplexe der in diesem Zusammenhang wichtigen Chroniküberlieferung anhand dieser Begrifflichkeit zu fassen. Die gewählte Terminologie gemahnt zugleich aber auch an eine Selbstverständlichkeit, die wir als Historikerinnen und Historiker allzu oft verdrängen<sup>4</sup>, nämlich dass wir es mit einstmals „lebendigen“ Texten zu tun haben. Dass deren vergangenes „Leben“ heute weitgehend in die Fußnoten der kritischen Apparate verbannt ist<sup>5</sup>, heißt nicht, dass sie nicht einmal „flüssig“ und „lebendig“ waren.

Die Alterität mittelalterlicher Textualität besteht ja nicht zuletzt darin, „offen“, „variant“ und „fluide“, also nur mit einiger Mühe auf einen verbindlichen und letztgültigen Text fixierbar zu sein. Gemeint ist

<sup>3</sup> Gerrit Jasper Schenk, Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht und die Grenzen der Macht von Zeichen auf dem Konstanzer Konzil am Beispiel des Einzugs Papst Johannes' XXIII. (1414), in: Gabriela Signori/Birgit Studt (Hg.), Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis. Begegnungen, Medien und Rituale (Vorträge und Forschungen, Bd. 79), Ostfildern 2014, S. 255–304, hier S. 277.

<sup>4</sup> Zum „veränderten Verhältnis der Historikerinnen und Historiker zu ihren Quellen“ vgl. die Berichte von Michael Schaffner zur Tagung „Editionen! Wozu? Wie? Und wie viele? Zum Stand der historischen Edition in der Schweiz im digitalen Zeitalter“: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=5861> und Julian Schulz zur Tagung „Pourquoi éditer des textes médiévaux au XXI<sup>e</sup> siècle? 8<sup>e</sup> rencontre de la Gallia Pontificia“: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4946>. Grundsätzlich zu den „Schwierigkeiten beim Edieren“ im Bereich mittelalterlichen Kirchenrechts Wilfried Hartmann, Schwierigkeiten beim Edieren. Gelungene und gescheiterte Editionen von großen Kirchenrechtssammlungen, in: Fortschritt durch Fälschungen? Ursprung, Gestalt und Wirkungen der pseudoisidorischen Fälschungen. Beiträge zum gleichnamigen Symposium an der Universität Tübingen vom 27./28. Juli 2001, hg. von Wilfried Hartmann und Gerhard Schmitz, Hannover 2002, S. 211–226.

<sup>5</sup> Zur „künstlichen Isolierung“ von spätmittelalterlichen Texten in der modernen Edition vgl. Birgit Studt, Überlieferung und Interesse. Späte Handschriften der Chronik des Matthias von Kemnat und die Geschichtsforschung der Neuzeit, in: Kurt Andermann (Hg.), Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Oberrheinische Studien, Bd. 7), Sigmaringen 1988, S. 275–308, hier S. 276.



damit ein für Mediävisten wohl bekanntes Phänomen. Es ist in der philologischen Forschung als „variance“ (Bernard Cerquiglini) oder „mouvance“ (Paul Zumthor) angesprochen worden und hat zu einer Revision des älteren Textbegriffs geführt, wie er etwa noch die Editionen Karl Lachmanns (1793–1851) prägte.<sup>6</sup>

Kurz: Wenn wir mit mittelalterlichen Texten umgehen, haben wir es, wie vor allem die sogenannte „New Philology“ in den 1990er-Jahren noch einmal mit allem Nachdruck hervorgehoben hat<sup>7</sup>, also noch nicht mit modernen identischen Druckwerken, sondern mit einem „pluralistischen Textbegriff“<sup>8</sup> und allen damit einhergehenden Problemen einer skript-oralen Handschriftenkultur zu tun.<sup>9</sup>

Für den Editor, der einen mittelalterlichen Text im strengen Sinne des Wortes „fassen“ bzw. für die wissenschaftliche Öffentlichkeit aufbereiten, erschließen und bereitstellen will, ergeben sich daraus schwerwiegende Fragen: Was ist der „richtige“ Text? Gibt es überhaupt einen „richtigen“ Text? Und wenn dies nicht der Fall oder nicht mehr eruierbar ist: Wie bilde ich einen derart fluiden bzw. unfesten Text, von dem es eventuell sogar verschiedene Versionen bzw. Fassungen gibt, angemessen editorisch ab?

## 2. Das Dekret „*Haec sancta*“ als Beispiel fluktuierender Textualität

So schwer und komplex die Beantwortung dieser Fragen auch anmuten mag, die Lösung kann jedenfalls nicht darin bestehen, dass man das

<sup>6</sup> Vgl. Sebastiano Timpanaro, Die Entstehung der Lachmannschen Methode, 2., erw. und überarb. Aufl., Hamburg 1971.

<sup>7</sup> Vgl. Stephen Nichols, Introduction: Philology in a Manuscript Culture, in: *Speculum. A Journal of Medieval Studies* 65 (1990), S. 1–10; Karl Stackmann, Neue Philologie?, in: Joachim Heinzle (Hg.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, Frankfurt a.M./Leipzig 1994, S. 398–427; Jan-Dirk Müller, Aufführung – Autor – Text. Zu einigen blinden Stellen gegenwärtiger Diskussion, in: Nigel F. Palmer/Hans-Jochen Schiewer (Hg.), *Mittelalterliche Literatur und Kunst im Spannungsfeld von Hof und Kloster. Ergebnisse der Berliner Tagung, 9.–11. Oktober 1997*, Tübingen 1999, S. 149–166.

<sup>8</sup> Vgl. Patrick Sahle, *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 1: Das typografische Erbe* (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, Bd. 7), Norderstedt 2013, S. 8.

<sup>9</sup> Vgl. Karl Stackmann, *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*, in: Ders., *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*. Kleine Schriften I, hg. von Jens Hausteil, Göttingen 1997, S. 1–25.

vergangene „Leben“ des Textes einfach ignoriert, zumal dann, wenn es ein „Original“ bzw. einen Archetyp nachweislich nicht (mehr) gibt oder vielleicht gar nie gegeben hat.<sup>10</sup> Schon im ersten Band des „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ aus dem Jahr 1820 findet sich daher die für die Frühzeit der MGH wegweisende methodische Maxime: „*So viel möglich Vergleichung der Handschriften, so viel ihrer nur zu haben.*“<sup>11</sup>

Die „*Sorge um den rechten Text*“ beinhaltet demnach, wie dies Horst Fuhrmann 1969 im „Deutschen Archiv“ programmatisch formuliert hat, auch die „*Sorge um das rechte Verständnis der kritisch aufgearbeiteten Überlieferung*“.<sup>12</sup> Was aber, so ließe sich fragen, ist zu tun, wenn sich der „rechte Text“ aus der erhaltenen Überlieferung nicht im klassisch-finalen Sinne herausdestillieren lässt, wenn die ältere, sich auf Lachmann zurückführende „Rekonstruktionsphilologie“ also zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis führt?

Die hier vorliegende Untersuchung versucht am Beispiel eines historiografischen Textes aus dem Spätmittelalter eine Antwort auf diese Frage zu geben. Doch bevor ich auf den Sonderfall der von dem Konstanzer Bürger Ulrich Richental um 1420 verfassten Konstanzer Konzilschronik und ihrer Überlieferung näher eingehe, will ich mich einem anderen berühmten Text aus dem Umkreis des Konstanzer Konzils zuwenden, um einerseits das Grundsätzliche des editorischen Problems, um das es mir geht, und andererseits den geistes- und mediengeschichtlichen Kontext, vor dem die Chronik zu sehen ist, zu verdeutlichen.

Das Beispiel zeigt, dass Editoren nie nur den Text, sondern nach Möglichkeit auch die historische „Situation“, also die Umstände, be-

<sup>10</sup> Ein Problem, mit dem sich die Monumenta-Editoren schon in der Frühzeit der MGH beschäftigten. Vgl. Claudia Märkl, Wozu heute Quellen edieren?, in: Wozu Historie heute? Beiträge zu einer Standortbestimmung im fachübergreifenden Gespräch, hg. von Amalie Föbel und Christoph Kampmann (Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 10), Köln u. a. 1996, S. 17 bis 27, hier S. 20.

<sup>11</sup> Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 1 (1819/1820), S. 24.

<sup>12</sup> Horst Fuhrmann, Die Sorge um den rechten Text, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 25 (1969), S. 1–16, hier S. 15; wiederabgedr. in: Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme, hg. von Gerhard Schulz, Göttingen 1973, S. 9–23. Siehe in diesem Zusammenhang auch Rudolf Schieffer, Die Erschließung des Mittelalters am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica, in: Lothar Gall/Rudolf Schieffer (Hg.), Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München, 22./23. Mai 1998, München 1999, S. 1–15, hier S. 4–7.

rücksichtigen sollten<sup>13</sup>, aus der ein Text erwachsen ist<sup>14</sup>, erlaubt deren Rekonstruktion doch nicht selten „*Rückschlüsse auf seine Funktion im zeitgenössischen Kommunikationssystem*“.<sup>15</sup> Bei dem fraglichen Text, den ich kurz vorstellen möchte, handelt es sich um das berühmte Dekret „*Haec sancta*“, in dem das Konzil sein eigenes Selbstverständnis definierte.<sup>16</sup>

Es spielte bekanntlich in der Geschichte des Konstanzer, aber auch des nachfolgenden Basler Konzils – hier firmierte es unter dem Namen „*Sacrosancta*“ – eine wichtige Rolle. Das Dekret, das zu den wichtigsten Dokumenten der gesamten Konziliengeschichte zählt und in Basel sogar dogmatisiert wurde<sup>17</sup>, stand lange im Zentrum einer hitzigen ekklesiologisch-theologischen Diskussion, die 1959 durch die Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. noch zusätzlich an Schärfe gewann.

An dieser Stelle nur so viel: Die ältere Forschung hat dem Dokument revolutionäre Qualität bescheinigt.<sup>18</sup> Manche sahen in ihm sogar die Fundamente des modernen Papsttums grundgelegt.<sup>19</sup> In jedem Fall handelt es sich um einen einflussreichen Kulminationstext.<sup>20</sup> Seine Nachwir-

<sup>13</sup> Vgl. Peter Strohschneider, Situationen des Textes. Okkasionelle Betrachtungen zur „New Philology“, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 116 (1997) [Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte], S. 62–86.

<sup>14</sup> Vgl. Hugo Kuhn, Versuch über das 15. Jahrhundert, in: Hugo Kuhn, Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen 1980, S. 81, der den in diesem Zusammenhang wichtigen Begriff der „*Gebrauchssituation*“ prägte.

<sup>15</sup> Studt, Überlieferung (wie Anm. 5), S. 276. Vgl. auch Strohschneider, Situationen des Textes (wie Anm. 13), S. 66.

<sup>16</sup> Vgl. Ansgar Frenken, Das Konstanzer Konzil, Stuttgart 2015, S. 16 mit Anm. 9 auf S. 29. Siehe auch Ders., Art. *Sacrosancta*, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 1248f.

<sup>17</sup> Dass der Kampf um „*Haec sancta*“ erst eigentlich auf dem Basler Konzil (1431–1449) anhub, hat Thomas Prügl, „*Antiquibus iuribus et dictis sanctorum conformare*“. Zur anti-konziliaristischen Interpretation von „*Haec sancta*“ auf dem Basler Konzil, in: Annuario Historiae Conciliorum 31 (1999), S. 72–143 überzeugend gezeigt.

<sup>18</sup> Vgl. John M. Figgis, Political Thought from Gerson to Grotius 1414–1625. Seven Studies, Cambridge 1907, S. 41. Siehe hierzu Heribert Müller, Die kirchliche Krise des Spätmittelalters. Schisma, Konziliarismus und Konzilien (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 90), München 2012, S. 27, 49 und 74.

<sup>19</sup> Vgl. Giuseppe Alberigo, The Conciliar Church, in: Gerald Christianson/Thomas M. Izbicki/Christopher M. Bellitto (Hg.), The Church, the Councils, and Reform. The Legacy of the Fifteenth Century, Washington, D.C. 2008, S. 271–290, hier S. 285.

<sup>20</sup> Karl-Heinz Braun, Die Konstanzer Dekrete „*Haec sancta*“ und „*Frequens*“, in: 1414 bis 1418. Weltereignis des Mittelalters. Das Konstanzer Konzil. Essays, Darmstadt 2013, S. 82–86, hier S. 85.

kung reicht jedenfalls bis in die heutige Zeit, wenn er auch nicht mehr im Zentrum der aktuellen Konzilsforschung steht. Heribert Müller hat 2012 denn auch eine gewisse „Windstille“ um „*Haec sancta*“ konstatiert.<sup>21</sup>

Auf die historischen Umstände, die zur Promulgation des Dekrets in der fünften Sitzung des Konzils am 6. April 1415 geführt haben und die Personen, die an den Formulierungen im Einzelnen beteiligt waren, kann und will ich hier nicht näher eingehen.<sup>22</sup> Alle diese Dinge sind gut und zureichend erforscht. Wichtig in unserem Zusammenhang ist nur, dass das Dekret und sein Wortlaut bedeutsam waren, weil sie in einer überaus kritischen Phase der Synode die Voraussetzung für die Fortsetzung der mittlerweile papst- und damit führungslosen Kirchenversammlung boten.

Die Dramatik und der Ernst der Situation, in der um jede Formulierung gerungen wurde, kommt darin zum Ausdruck, dass der Text, wie das der amerikanische Mediävist Thomas E. Morrissey bereits 1978 formuliert hat, nicht einfach zu einem bestimmten Zeitpunkt „vorhanden“ war, sondern sukzessive Gestalt annahm.<sup>23</sup> Das Dokument, das in der Ausgabe der „*Conciliorum Oecumenicorum Decreta*“<sup>24</sup> von Giuseppe Alberigo gerade einmal eine gute Seite umfasst, ist nachweislich das Ergebnis eines längeren diskursiven Aushandlungsprozesses, der sich zwischen dem 26. März und dem 6. April 1415 in mehreren Stufen vollzog.<sup>25</sup>

Die sukzessive Entstehung des Textes zu betonen, ist insofern wichtig, als sich mit dieser Erkenntnis auch fachliche Kontroversen, wie sie etwa noch Walter Brandmüller 1991 im ersten Band seiner Konzils-geschichte mit Morrissey um die „richtige“ Textgestalt ausgetragen hatte,

<sup>21</sup> Vgl. Müller, Die kirchliche Krise (wie Anm. 18), S. 71f., 97 und 99, der von einer „*gegenwärtigen Windstille um „Haec sancta“*“ (S. 97) spricht.

<sup>22</sup> Auf die Rolle, die Kardinal Francesco Zabarella in diesem Zusammenhang spielte, ging Thomas Morrissey, The Decree „*Haec sancta*“ and Cardinal Zabarella. His Role in its Formulation and Interpretation, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 10 (1978), S. 145–176; wiederabgedr. in: Ders., *Conciliarism and Church Law in the Fifteenth Century. Studies on Franciscus Zabarella and the Council of Constance* (Variorum Collected Studies CS 1043), Farnham 2014, Nr. V ein. Siehe hierzu die Rezension von Dieter Girgensohn: <http://hsokult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2015-2-154>.

<sup>23</sup> Vgl. Morrissey, The Decree „*Haec sancta*“ (wie Anm. 22), S. 145–147.

<sup>24</sup> *Conciliorum Oecumenicorum Decreta*, curantibus Josepho Alberigo, Josepho A. Dossetti, Perikle-P. Joannou, Claudio Leonardi, Paulo Prodi, consultante Huberto Jedin, ed. tertia, Bologna 1973, S. 409f.

<sup>25</sup> Auf diesen Prozess hob vor allem Morrissey, The Decree „*Haec sancta*“ (wie Anm. 22), S. 149 eingehend ab.

erledigt haben.<sup>26</sup> Denn, so erstaunlich es vielleicht auch klingen mag, einen im Fuhrmann'schen Sinne definitiven oder „richtigen“ Text des Dekrets hat es, historisch betrachtet, offenkundig nie gegeben.

Es verwundert insofern auch kaum, dass es bis heute keine verbindliche Edition des Textes gibt. Dieser Mangel, der erstaunlicherweise bis in die neueste Zeit hinein unbemerkt blieb und auf den erstmals der belgische Mediävist Michiel Decaluwé in mehreren Arbeiten in den Jahren 2006 bis 2009 explizit hinwies<sup>27</sup>, ist aber nicht, wie man zunächst vielleicht meinen könnte, editorischem Unvermögen, sondern der „Offenheit“ der historischen Situation geschuldet, aus der der Text erwuchs.

Das heißt: Die veritable Krise, in der sich das Konzil nach dem 20. März 1415 befand und die durchaus zu einem abrupten Ende des Konzils und damit zu einer Perpetuierung des seit 1378 währenden Papstschismas hätte führen können, ließ einen „festen“ oder „finalen“ Text in unserem modernen Sinne einfach nicht zu. Was deshalb existiert, sind verschiedene Redaktions- oder Bearbeitungsstufen, die noch heute seine „strukturelle Offenheit“ dokumentieren.

Der langen Rede kurzer Sinn: Wir haben es nach Heribert Müller mit einer aus einer bestimmten historischen Situation resultierenden mehrdeutigen Offenheit<sup>28</sup> mittelalterlicher Textualität zu tun, die sich – je nach Redaktionsstufe, auf die man sich bezieht – unterschiedlich lesen und interpretieren lässt.<sup>29</sup> Thomas Morrissey sprach deshalb bereits 1978 von unterschiedlichen „Lesarten“ („*variant readings*“<sup>30</sup>) des De-

<sup>26</sup> Vgl. Walter Brandmüller, Das Konzil von Konstanz 1414–1418, Bd. I: Bis zur Abreise Sigmunds nach Narbonne, 2., überarb. und erw. Aufl., Paderborn 1999, S. 237–259, hier S. 253, Anm. 56. Brandmüller hielt Morrissey vor, auf die falsche Textedition, nämlich Mansi (Bd. 27, Sp. 590f.), und nicht auf die Conciliorum Oecumenicorum Decreta (wie Anm. 24), S. 409f., zurückgegriffen zu haben. Siehe jetzt auch Josef Wohlmuth (Hg.), Dekrete der ökumenischen Konzilien, Bd. 2: Konzilien des Mittelalters vom ersten Laterankonzil (1123) bis zum fünften Laterankonzil (1512–1517), Paderborn u. a. 2000, S. 409/410.

<sup>27</sup> Michiel Decaluwé, A new and disputable text-edition of the decree „*Haec sancta*“ of the council of Constance, in: *Cristianesimo nella storia* 27 (2006), S. 417–445; Ders., Three Ways to Read the Constance Decree „*Haec sancta*“ (1415). Francis Zabarella, Jean Gerson, and the Traditional Papal View of General Councils, in: *The Church, the Councils, and Reform* (wie Anm. 19), S. 122–139; Ders., Das Dekret „*Haec sancta*“ und sein gedanklicher Kontext auf dem Konzil von Konstanz und auf dem Konzil von Basel, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 41 (2009), S. 313–340.

<sup>28</sup> Vgl. Müller, Die kirchliche Krise (wie Anm. 18), S. 80.

<sup>29</sup> Michiel Decaluwé, Three Ways (wie Anm. 27), S. 122–139.

<sup>30</sup> So Thomas Morrissey, Introduction, in: *Conciliarism and Church Law* (wie Anm. 22), S. XIV.

krete. Decaluwé hat diesen Ansatz 2008 noch einmal explizit aufgenommen und präzisiert, indem er zeigte, dass es drei Arten und Weisen gebe<sup>31</sup>, wie man das Dekret lesen und interpretieren könne.

Das heißt aber schlussendlich, dass es einen „festen“ oder „finalen“ Text, nach dem wir uns verständlicherweise sehnen, der im Mittelalter aber wohl eher die Ausnahme als die Regel darstellte, überhaupt nicht gab. Der fluide Charakter des Dekrets spiegelt gewissermaßen die offene historische Situation wider, in der der Wortlaut zwar Gestalt annahm, aber letztlich doch unfest blieb, ja unfest bleiben musste, weil er so gefasst wurde, dass das Dekret auf unterschiedliche Arten gelesen und deshalb, was für diese Phase des Konzils von erheblicher Bedeutung war, von allen Synodalen des Konzils mitgetragen werden konnte.<sup>32</sup>

### 3. Das Konzil als kommunikatives und textuelles Ereignis

Nun wird sich der Leser vielleicht fragen, was ein knappes konziliares Dekret mit einem umfänglichen Chroniktext zu tun hat. Denn beide haben natürlich unmittelbar nichts miteinander zu tun. Der Chronist hat „*Haec sancta*“ im Gegensatz zu vielen anderen Texten, Urkunden und Dokumenten, die er in sein Werk inseriert hat<sup>33</sup> (etwa die Konvokationsbulle vom 9. Dezember 1413), nicht einmal in seine Chronik aufgenommen, obwohl er wohl an einer Stelle, worauf Odilo Engels hingewiesen hat<sup>34</sup>, explizit auf das Dekret verweist, es also wohl gekannt hat.

Dennoch ist die Textgenese des Dekrets, die ich andeutungsweise nachzuzeichnen versuchte, in unserem Zusammenhang wichtig, kann sie

<sup>31</sup> Decaluwé, *Three Ways* (wie Anm. 27), S. 122–139.

<sup>32</sup> Vgl. Decaluwé, *Das Dekret „Haec sancta“* und sein gedanklicher Kontext (wie Anm. 27), S. 319.

<sup>33</sup> Vgl. Thomas Martin Buck, *Fiktion und Realität. Zu den Textinserten der Richental-Chronik*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 149 (2001), S. 61–96.

<sup>34</sup> Odilo Engels, *Zur Konstanzer Konzilsproblematik in der nachkonziliaren Historiographie des 15. Jahrhunderts*, in: Remigius Bäumer (Hg.), *Von Konstanz nach Trient. Beiträge zur Geschichte der Kirche von den Reformkonzilien bis zum Tridentinum*. Festgabe für August Franzen, München/Paderborn/Wien 1972, S. 233–259, hier S. 235f. Siehe auch Wilhelm Matthiessen, *Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils. Studien zur Behandlung eines universalen Großereignisses durch die bürgerliche Chronistik*, in: *Annuaire Historiae Conciliorum* 17 (1985), S. 71–191, 323–455, hier S. 119 mit Anm. 46.

doch als Beispiel für mittelalterliche Textualität im Allgemeinen und für konziliare Textualität im Besonderen gelten.

Es geht also nicht um den unmittelbaren Zusammenhang der beiden Quellen. Ich will vielmehr darauf hinweisen, dass alle diese Texte vor einem bestimmten zeithistorischen Hintergrund zu sehen sind. Meine These lautet daher, dass wir am Beispiel des Dekrets „in nuce“ studieren können, was für die Chronik und viele andere konziliare Texte im Großen und Ganzen gilt: Diese Texte sind in der Regel keine festen und stabilen Autortexte gewesen. Sie wurden nicht nur aus einer bestimmten Situation heraus formuliert, sondern gezielt für einen bestimmten Zweck und auf ein bestimmtes Publikum hin geschrieben.

Die strukturelle „Offenheit“ dieser Texte hat nicht zuletzt wohl auch mit der Tatsache zu tun, dass das Konzil als Kirchenversammlung, bevor es ein „textuelles“ wurde, zunächst ein „kommunikatives“ Ereignis war.<sup>35</sup> Zu Beginn der Synode konnte niemand wissen, wie lange das Konzil dauern, wie es ausgehen und vor allem, wie es die zahlreichen Probleme („*causae*“), die es sich vorgenommen hatte, lösen würde. Um den lang anhaltenden Reformstau der Kirche zu beseitigen, musste deshalb viel beraten, gesprochen, verhandelt und geschrieben werden. Derartige „*Großtagungen*“, wie sie Jürgen Miethke genannt hat<sup>36</sup>, waren deshalb ihrer Natur nach „*ständige Disputationen*“.<sup>37</sup> Die hat man sich aber primär mündlich vorzustellen.

Das heißt aber auch, dass wir die vielen Texte, die uns aus dieser Zeit überkommen sind, nicht ohne ihre situationsbezogene Genese bzw. ohne ihre Überlieferungsbedingungen denken dürfen. Das Konzil war als Diffusions- und Transformationsphänomen, wenn wir Jürgen Miethke folgen, nicht nur ein „*Forum der öffentlichen Meinung*“<sup>38</sup>, son-

---

<sup>35</sup> Vgl. Johannes Helmrath, Kommunikation auf den spätmittelalterlichen Konzilien, in: Hans Pohl (Hg.), Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft. Referate der 12. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 22.–25. 4. 1987 in Siegen, Stuttgart 1989, S. 116–172, hier S. 117; Jürgen Miethke, Die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts als Medienereignis: Kommunikation und intellektueller Fortschritt auf den Großtagungen, in: University, Council, City. Intellectual Culture on the Rhine (1300–1550), hg. von Laurent Cesalli, Nadja Germann und Maarten J. F. M. Hoenen, Turnhout 2007, S. 291–322, hier S. 299, 311–321 und Müller, Die kirchliche Krise (wie Anm. 18), S. 81 und 103f.

<sup>36</sup> Vgl. Miethke, Die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts als Medienereignis (wie Anm. 35), S. 291.

<sup>37</sup> Vgl. Helmrath, Kommunikation (wie Anm. 35), S. 117.

<sup>38</sup> Miethke, Die Konzilien als Forum der öffentlichen Meinung im 15. Jahrhundert, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 37 (1981), S. 736–773.

dern auch ein „*diskursives Ereignis*“<sup>39</sup>, das unter mediengeschichtlichen Gesichtspunkten grundsätzlich an der Schnittstelle zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit stand. Das heißt: Wir dürfen die Schriftlichkeit, die uns erhalten ist (und das gilt auch für die Chronik), nicht vollständig losgelöst von der vorangehenden Mündlichkeit denken. Norbert H. Ott hat den „*mündlich-schriftlichen Doppelcharakter*“ der um 1500 entstehenden volkssprachlichen Literatur ausdrücklich betont.<sup>40</sup>

Bei dem Dekret „*Haec sancta*“ geht diese Interferenz oder Ambivalenz sogar so weit, dass der mit den Konzilsnationen vereinbarte schriftliche Text im Akt der konzilsöffentlichen Verlautbarung von Kardinal Zabarella am 30. März 1415 mündlich abgeändert wurde, weil er mit dem Wortlaut juristisch nicht einverstanden war, d. h. er las einen anderen Text vor als den, der auf seinem Blatt fixiert war.<sup>41</sup>

Es stellt sich in diesem Zusammenhang freilich sofort die Frage, welches denn nun der „richtige“ Dekrettext war – der auf dem Papier oder der, der mündlich in der Konzilsaula verlautbart wurde? Wie wenig wir an dieser Stelle einen modernen Textbegriff voraussetzen dürfen, geht auch aus einer anderen, während des Konzils geübten Praxis hervor, nämlich Texte zum Zwecke ihrer Verbreitung öffentlich verlesen und von jedem, der dies wünschte, abschreiben zu lassen.

Pierre d’Ailly, ein französischer Konzilsteilnehmer und Kardinal, ließ zu diesem Zweck die Konstanzer Pfarrkirche St. Paul für zwei Wochen sogar zum Hörsaal umfunktionieren, wo er seinen Traktat „*De reformatione ecclesie*“ in regelmäßigen Sitzungen langsam vortragen ließ.<sup>42</sup> Man kann sich vorstellen, wie unterschiedlich und variant die Texte waren, die hier durch Mitschrift entstanden.

Der Altgermanist Peter Strohschneider hat deshalb in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass mittelalterliche Literatur und die daraus hervorgehenden Texte in heute nicht mehr leicht nachvollziehbarer

<sup>39</sup> Vgl. Thomas Rathmann, *Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils. Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses*, München 2000, S. 48 f. und 268.

<sup>40</sup> Norbert H. Ott, *Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Illustration. Einiges Grundsätzliche zur Handschriftenillustration, insbesondere in der Volkssprache*, in: *Buchmalerei im Bodenseeraum 13. bis 16. Jahrhundert*, hg. von Eva Moser, Friedrichshafen 1997, S. 37–51, hier S. 41.

<sup>41</sup> Vgl. Morrissey, *The Decree „Haec sancta“* (wie Anm. 22), S. 148. Siehe auch Frenken, *Das Konstanzer Konzil* (wie Anm. 16), S. 87 f.

<sup>42</sup> Vgl. Miethke, *Forum* (wie Anm. 38), S. 754; Rathmann, *Geschehen und Geschichten* (wie Anm. 39), S. 220 und Frenken, *Das Konstanzer Konzil* (wie Anm. 16), S. 119.



Weise in unterschiedlichste soziale Praxen eingebettet waren, Praxen, welche vorwiegend interaktiv waren, also auf „*Kommunikation unter Anwesenden*“ beruhten.<sup>43</sup> Der britische Konzilshistoriker Antony Black hat im Blick auf die Disputationen, die im Münster stattfanden, sogar von einem „*face-to-face-milieu*“ gesprochen.<sup>44</sup> Das scheint mir ein Schlüsselbegriff zu sein für das, was sich in Konstanz vollzog.

Wenn man mittelalterliche Texte als Teil dieser ebenso offenen wie wechselseitigen Kommunikationsrelation begreift, wird jedenfalls deutlich, warum sie „unfester“, „pluraler“ und „transitorischer“ als moderne Texte sein müssen. Der Text passt sich unterschiedlichen Gegebenheiten an. Seine Gestalt ist nicht final, sondern variabel. Dass mittelalterliche Texte nicht als sakrosankte Autortexte verstanden wurden, geht nicht zuletzt auch aus den Formen ihrer Verbreitung hervor. Auf die sogenannte „*pronuntiatio*“<sup>45</sup>, eine Form der simultanen schriftlichen Vervielfältigung, habe ich bereits hingewiesen. Man könnte auch von einem öffentlichen Gruppendiktat sprechen.

Über das Konzil als Text-, Handschriften-, Buch- und Kopiermarkt ist von Paul Lehmann bis Stephen Greenblatt viel gesagt und geschrieben worden.<sup>46</sup> Traktate wanderten von Hand zu Hand. Schon die Entwürfe konziliarer Texte wurden ausgetauscht, kopiert und benutzt. Ein solcher Austausch konnte naturgemäß nicht nur auf konziliare Texte und kirchliche Dokumente im engeren Sinne beschränkt bleiben. Die große Chance des konziliaren Buchmarkts stand auch anderen Themen und Texten offen – womit wir bei unserem historiografischen Thema wären.

#### 4. Zur Konzilschronik Ulrich Richentials und ihrer Überlieferung

Im Falle des eingangs erwähnten Dekrets wissen wir, weil es für die Geschichte des Konzils von zentraler Bedeutung war, über seine Entste-

<sup>43</sup> Vgl. Strohschneider, Situationen des Textes (wie Anm. 13), S. 70 mit Anm. 34.

<sup>44</sup> Antony Black, Council and Commune. The conciliar movement and the fifteenth century heritage, London 1979, S. 159. Zitiert nach Helmrath, Kommunikation (wie Anm. 35), S. 127 mit Anm. 27.

<sup>45</sup> Vgl. hierzu Helmrath, Kommunikation (wie Anm. 35), S. 160f.

<sup>46</sup> Stephen Greenblatt, The Swerve. How the World Became Modern, New York/London 2011, dt. Die Wende. Wie die Renaissance begann. Aus dem Englischen von Klaus Binder, München 2012.

lungsgeschichte relativ gut Bescheid. Wir können uns, ich hatte das ausgeführt, historisch erklären, warum es einen offenen und fluiden Textcharakter hat und warum es bis heute keine verbindliche Edition desselben gibt. Bei dem historiografischen Text, dessen Überlieferungsgeschichtliche Problematik ich hier vorstelle, ist das nicht in derselben Weise der Fall.

Er entstand in der Form, wie wir ihn heute kennen, nicht während, sondern erst nach dem Konzil, ist aber doch auch vor dem skizzierten Hintergrund zu sehen. Denn – darauf hat der Berliner Altgermanist Thomas Rathmann im Jahr 2000 in seiner Habilitationsschrift hingewiesen<sup>47</sup> – die Chronik sei zwar „post eventum“, also um 1420 zusammengestellt worden, aber „in eventum“ entstanden. Des Weiteren ist als sicher anzunehmen, dass die Abfassung durch das Konzil veranlasst wurde. Es handelt sich um illustrierte Zeitgeschichte. Ein für die Stadtgeschichte singuläres Ereignis sollte für die Mit- und Nachwelt historiografisch festgehalten werden.

#### 4.1. Disproportionalität der Überlieferung

So prominent der Text auch sein mag, über seine Entstehung wissen wir, wenn wir von den Bemerkungen des Chronisten einmal absehen, nahezu nichts. Wir haben nur das fertige Produkt. Vom Prozess, der zu dem Produkt geführt hat, sind wir weitgehend abgeschnitten. Die ungefähr 40 Jahre, die zwischen der Genese und der erhaltenen Überlieferung des Werkes liegen, sind gewissermaßen die „dark ages“ der Richental-Forschung. Sie erstrecken sich von ungefähr 1420 bis 1460.

Diese Überlieferungslücke ist eklatant, wenn man weiß, dass das Konzil im Mai 1418 zu Ende ging und die Chronik um 1420 entstand, die ersten Textzeugen derselben aber erst den 1460er-Jahren entstammen. Diese Lücke wird sich, sofern sich nicht neue Textzeugen oder Dokumente finden, auch in Zukunft kaum schließen lassen.<sup>48</sup> Insofern ist alles, was die Wissenschaft zur Konzilschronik des Ulrich Richental zu vermelden hat, höchst spekulativ oder doch zumindest hypothetisch.

<sup>47</sup> Rathmann, *Geschehen und Geschichten* (wie Anm. 39), S. 56.

<sup>48</sup> So schon Bernd Konrad, *Die Buchmalerei in Konstanz, am westlichen und am nördlichen Bodensee von 1400 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, in: *Buchmalerei im Bodenseeraum* (wie Anm. 40), S. 109–154, hier S. 120, der zugleich darauf hinweist, dass die großen Schweizer Bilderchroniken auch erst ab 1470 entstanden sind.

Wir wissen nicht, warum das Werk verfasst wurde. Wir wissen nicht, welche Stellung der Chronist im zeitgenössischen Konstanz innehatte. Wir wissen nicht, ob der Verfasser selbst bereits mehrere Versionen oder Fassungen herstellte. Wir wissen nicht, warum die erhaltene Überlieferung erst so spät einsetzt und – vor allem – wie vollständig und repräsentativ diese ist. Vor allem aus dem letztgenannten Punkt resultiert das Hauptproblem der Forschung.

Wir fassen die erhaltene Überlieferung erst zu einem Zeitpunkt, zu dem sie bereits in verschiedene Versionen ausdifferenziert ist. Sie lässt deshalb auch kaum mehr Rückschlüsse auf einen Archetyp zu, den es vielleicht überhaupt nie gab – aber auch das wissen wir nicht. Wir sehen uns damit einem Phänomen konfrontiert, das Arnold Esch auf einer Münchener Tagung des Jahres 1998 als Disproportionalität der Überlieferung<sup>49</sup> angesprochen hat. Es bestehe, wie er formulierte, die Gefahr, dass wir das, „*was wir haben, unbewusst stärker gewichten als das, was wir nicht haben*“.<sup>50</sup>

Im Extremfall würde das bedeuten, dass wir eine Edition auf einer Überlieferung aufbauen, die aufgrund ihrer „Verspätung“ kaum repräsentativ ist. Dieses Risiko muss der Editor im Falle der Konzilschronik jedoch eingehen. Es ist jedenfalls geringer als – angesichts der beschriebenen Textsituation – am Modell eines autoritativen „Urtextes“ festzuhalten, der real vielleicht existiert hat, den wir aber aus der vorliegenden Überlieferung nicht mehr angemessen rekonstruieren bzw. herauschälen können, weil er eine Schimäre ist.

Der methodische Vorbehalt betrifft also nicht die Existenz des Chronisten oder gar seine Verfasserschaft, denn diese ist belegt. Richental war eine reale Person – das lässt sich historisch belegen.<sup>51</sup> Der methodische Vorbehalt rückt vielmehr die komplexe historische Überlieferung ins Licht, die bis 1992, als der grundlegende Artikel des Freiburger Medi-

---

<sup>49</sup> Vgl. Arnold Esch, Der Umgang des Historikers mit seinen Quellen. Über die bleibende Notwendigkeit von Editionen, in: Gall/Schieffer (Hg.), Quelleneditionen und kein Ende? (wie Anm. 12), S. 129–147, hier S. 133 betont, dass die Überlieferung durchaus „disproportioniert“ sein könne.

<sup>50</sup> Esch, Umgang (wie Anm. 49), S. 134.

<sup>51</sup> Zuletzt zur Familie des Chronisten Harald Derschka, Die Großeltern des Konzilschronisten Ulrich Richental. Ein Quellenfund aus den Lehenbüchern der Abtei Reichenau und seine Folgen, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 133 (2015), S. 39–53.

ävisten Dieter Mertens im Verfasserlexikon erschien, noch als editorisch „weitgehend“ unerschlossen galt.<sup>52</sup>

Seither ist hinsichtlich der Erfassung, Erschließung und Interpretation des Richental'schen Werkes zwar viel geschehen, aber die Frage, ob die erhaltene Überlieferung ein vollständiges und zureichendes Bild der vergangenen Textwirklichkeit bietet, ist nach wie vor unbeantwortet. Dass die Chronik bis heute, wie Gerrit Jasper Schenk 2011 formulierte, „ein wahres Wespennest der historischen und kunsthistorischen Forschung“ ist<sup>53</sup>, ist nicht zuletzt diesem Umstand geschuldet.

#### 4.2. Präferenzen der älteren Forschung

Auf die ältere Forschung kann und will ich hier nicht ausführlich eingehen<sup>54</sup>, möchte aber doch betonen, dass die bis zum Jahr 2010 maßgebliche Textedition, die 1882 zu Tübingen erstmals erschien, noch nicht alle Handschriften kannte.<sup>55</sup> Wilhelm Matthiessen, der 1985 bei Karl Schnith in München eine in jeder Hinsicht umfassende und grundlegende Untersuchung zu dem Chronisten vorlegte, hat denn auch zu Recht moniert, dass „eine kritische Ausgabe“, die „wirklich alle in Frage kommenden Texte“ berücksichtige, zu vermissen sei.<sup>56</sup>

Dass diese Ausgabe trotz ihrer in der Forschung immer wieder betonten Notwendigkeit erst so spät erschien, hat viele Ursachen. Neben der „Bildlastigkeit der älteren Forschung“, die schon Hermann Heimpel beklagte, weil sie vornehmlich kunsthistorisch ausgerichtet und auf die

<sup>52</sup> Dieter Mertens, Art. Richental, Ulrich, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 8, Berlin/New York 1992, Sp. 55–60, hier Sp. 55 f.

<sup>53</sup> Schenk, Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht (wie Anm. 3), S. 275.

<sup>54</sup> Vgl. Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental. Eingeleitet und herausgegeben von Thomas Martin Buck (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 41), 4. Aufl., Ostfildern 2014, S. XIII–XXIV.

<sup>55</sup> M. R. Buck kannte nur „fünf codices“, wie aus dem Vorwort seiner 1882 zu Tübingen erschienenen Edition hervorgeht. Er bezog sich dabei auf die damals noch Aulendorfer, die Konstanzer, die Wiener, die Wolfenbütteler und eine Winterthurer Handschrift. Die beiden heute in der BLB Karlsruhe liegenden Handschriften wurden erst später aufgefunden. Siehe zu den Handschriften Rudolf Kautzsch, Die Handschriften von Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 48 (1894), S. 443–496; Matthiessen, Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 34), S. 99–113 sowie das Verzeichnis in: Chronik des Konstanzer Konzils (wie Anm. 54), S. LVIII f.

<sup>56</sup> Matthiessen, Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 34), S. 99 und 404. Siehe auch Otto Feger, Die Konzilschronik des Ulrich Richental, in: Ulrich Richental. Das Konzil zu Konstanz. Kommentar und Text. Bearbeitet von Otto Feger, Starnberg/Konstanz 1964, S. 21–36, hier S. 22.

Illustrationen fokussiert war<sup>57</sup>, dürfte es vor allem die Komplexität der Überlieferung gewesen sein, die potenzielle Editoren davon abhielt, den wichtigen Text neu herauszubringen.

Der Kunsthistoriker Rudolf Kautzsch, der 1894 einen ersten grundlegenden Aufsatz zu den Handschriften der Chronik in der ZGO vorlegte<sup>58</sup>, hatte zwar versucht, einen Stammbaum (Stemma) der Chroniküberlieferung zu rekonstruieren<sup>59</sup>, dabei aber hauptsächlich auf die illustrierten Handschriften zurückgegriffen, wichtige Textzeugen, die über keine Bilder verfügen, aber vernachlässigt.<sup>60</sup> Die Suche nach einem Archetyp, den noch Gisela Wacker in ihrer 2001 in Tübingen erschienenen, aber ebenfalls kunstgeschichtlich ausgerichteten Dissertation betrieb<sup>61</sup>, führt jedoch angesichts der divergenten Überlieferungslage zu keinem befriedigenden Ergebnis.<sup>62</sup>

Hinzu kommt, dass es mit dem Konstanzer Chronisten Gebhard Dacher (ca. 1425–1471)<sup>63</sup> eine text- und überlieferungsgeschichtlich wichtige „Schaltstelle“ gibt, die mit ihrer „Schreibstube“ im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts mehrere handschriftliche Ausgaben der Richental-Chronik (und wohl auch den Frühdruck) verantwortete, die nicht unwesentlich von den beiden Haupthandschriften abweichen.<sup>64</sup> Auf Dacher führen sich nicht nur insgesamt fünf der 16 erhaltenden Textzeugen zurück, er hat nachweislich auch mit verschiedenen Vorlagen gearbeitet.

<sup>57</sup> Vgl. Chronik des Konstanzer Konzils (wie Anm. 54), S. XIII.

<sup>58</sup> Kautzsch, Die Handschriften (wie Anm. 55), S. 443–496.

<sup>59</sup> Vgl. Kautzsch, Die Handschriften (wie Anm. 55), S. 452–470, hier S. 464. Siehe auch Matthiessen, Ulrich Richentials Chronik (wie Anm. 34), S. 107f.

<sup>60</sup> Vgl. Kautzsch, Die Handschriften (wie Anm. 55), S. 444, wo er betont, dass ein abschließendes Urteil über das Textverhältnis der Handschriften nicht in seiner Absicht lag. Sein Hauptziel ist die Wiederherstellung des ursprünglichen Bilderkreises der Chronik. Siehe etwa auch die Einschätzung von Leo Baer, Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Formschnittes, Straßburg 1903, S. 142; Theodor Vogel, Studien zu Richental's Konzilschronik, Freiburg i. Br. 1911, S. 5.

<sup>61</sup> Gisela Wacker, Ulrich Richentials Chronik des Konstanzer Konzils und ihre Funktionalisierung im 15. und 16. Jahrhundert. Aspekte zur Rekonstruktion der Urschrift und zu den Wirkungsabsichten der überlieferten Handschriften und Drucke, Diss. Tübingen 2001 (<http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/voll-texte/2002/520/index.html>).

<sup>62</sup> Schenk, Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht (wie Anm. 3), S. 275.

<sup>63</sup> Zu seiner Person Sandra Wolff, Die „Konstanzer Chronik“ Gebhart Dachers. „By des Byschoffs zyten volgiengen disz nachgeschriben ding vnd sachen ...“ Codex Sangallensis 646: Edition und Kommentar (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 40), Ostfildern 2008, S. 52–77. Siehe auch Matthiessen, Ulrich Richentials Chronik (wie Anm. 34), S. 111f.

<sup>64</sup> Vgl. Wolff, Die „Konstanzer Chronik“ Gebhart Dachers (wie Anm. 63), S. 65.

Das Modell der klassischen Edition, wie es etwa Lachmann entwickelt hatte, ist hier zwar keinesfalls grundsätzlich zu verwerfen, aber auf die chronikalische Überlieferung nur in Teilen anwendbar, da es, wie dies Horst Fuhrmann formuliert hat, „*recht singuläre Überlieferungsverhältnisse*“<sup>65</sup> voraussetzt. Damit das klassische Editionsmodell greifen kann, muss am Anfang einer überschaubaren Tradition ein präzise fassbarer Archetypus stehen. Es darf keine Entstehungsvarianz, d. h. keine frühen Parallelfassungen oder Mehrfachredaktionen geben. Der zu edierende Text muss ferner, überlieferungsgeschichtlich betrachtet, weitgehend unkontaminiert tradiert sein.

Für einen Text, an dessen Anfang mit hoher Wahrscheinlichkeit kein fester Archetypus stand, ist dieses Editionsmodell mithin nur begrenzt anwendbar. Das Problem der „*Ursprungskontamination*“, „*d. h. dass schon beim Einsetzen der Überlieferung von mehrfachen Möglichkeiten des Zustandekommens des Textes ausgegangen werden muss*“<sup>66</sup>, kann es nicht lösen. Im Bereich pragmatischer Schriftlichkeit dürfte dies im Spätmittelalter allerdings eher die Regel als die Ausnahme gewesen sein.

Der Chroniktext war wegen des „Gebrauchs“, den die zeitgenössische Gesellschaft von ihm machte, im Laufe seiner Geschichte überdies starken Veränderungen unterworfen. Diese Transformationen sind nicht marginaler, sondern substanzieller Natur. Der Text, so könnte man etwas überspitzt formulieren, erlebt im Zuge seiner Geschichte einen Funktionswandel vom subjektiven „Ego-Dokument“ zur offiziellen städtischen Konzilshistoriografie<sup>67</sup>, um schließlich als Produkt eines durch den Buchdruck neu geschaffenen literarischen Marktes zu enden. Dass dieser Markt neben historischen auch andere, nämlich literarische Interessen bediente, geht aus der Veränderung der Textgestalt hervor. Sie bedient eine neue, nach historischer Unterhaltung strebende Lesewelt.

### 4.3. Zur Edition eines „multiplen“ Textes

Daraus folgt, dass eine nach dem klassischen Muster von *Recensio* und *Emendatio* rückschließende Anlage der Edition nicht möglich ist.

---

<sup>65</sup> Horst Fuhrmann, Überlegungen eines Editors, in: Probleme der Edition mittel- und neulateinischer Texte. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Bonn, 26.–28. Februar 1973, hg. von Ludwig Hödl, Boppard 1978, S. 1–34, hier S. 12.

<sup>66</sup> Fuhrmann, Überlegungen (wie Anm. 65), S. 12.

<sup>67</sup> Vgl. Matthiessen, Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 34), S. 126 mit Anm. 91.

Wir haben es vielmehr, wenn wir von der erhaltenen Überlieferung ausgehen, mit einem in der Altgermanistik als „offener“ Text bezeichneten Konglomerat zu tun, bei dem nicht nur die Intentionen des Autors, sondern auch die Rezipientenwünsche und der zeitgeschichtliche Kontext der Entstehung eine wichtige Rolle bei der Gestaltung von Text und Bildzyklus jedes einzelnen Überlieferungsträgers spielten.<sup>68</sup>

Die Textgestalt variiert derart stark, dass man nach Joachim Bumke, der dies an der Nibelungenklage durchexerziert hat, nicht mehr nur von Textvarianten, sondern von Textfassungen sprechen kann. Unter „Fassungen“ sind nach Bumke Versionen eines Textes zu verstehen, die so weit wörtlich übereinstimmen, „*dass man von ein und demselben Werk sprechen kann, die jedoch andererseits im Textbestand und/oder in der Textfolge und/oder in den Formulierungen so weit auseinandergehen, dass es die übliche Form der Variation zwischen verschiedenen Handschriften eines Textes deutlich übersteigt und ein je eigener Formulierungswille sichtbar ist*“.<sup>69</sup>

Es ist daher nicht ganz ausgeschlossen, dass wir, wenn wir an das denken, was eingangs zum Konzilsdekret „*Haec sancta*“ gesagt wurde, bereits für die Genese des Textes von einem textlichen Nebeneinander divergierender Chronikfassungen ausgehen dürfen. Hans Fromm hat diesbezüglich von dem bereits kurz nach seiner Entstehung „unfesten“ Text gesprochen, der in verschiedenen schriftlichen Repräsentationen vorkommt.<sup>70</sup> Man darf ja nicht vergessen, dass Gebrauchstexte, zu denen auch die Chronik zählte, eine „soziale Logik“ besaßen, die sich im Laufe der Zeit durchaus wandeln konnte.

Texte, verstanden als kommunikative Handlungen, passen sich in ihrer Geschichte neuen Situationshorizonten an.<sup>71</sup> Peter Johanek hat im Blick auf die Martinianen des Dominikaners Martin von Troppau bereits 1987 darauf hingewiesen, dass spätmittelalterliche Chroniken „*als eine Art offener Gebrauchsform*“ betrachtet wurden, „*als pragmatische Textsorte, nicht als sakrosankte Autorenleistung. Sie scheinen*“, so Johanek,

<sup>68</sup> Schenk, Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht (wie Anm. 3), S. 275.

<sup>69</sup> Joachim Bumke, Die „Nibelungenklage“. Synoptische Ausgabe aller vier Fassungen, Berlin u. a. 1999, S. 7f.

<sup>70</sup> Hans Fromm, Die mittelalterliche Handschrift und die Wissenschaften vom Mittelalter (1976), in: Ders., Arbeiten zur deutschen Literatur des Mittelalters, Tübingen 1989, S. 349–366, hier S. 349.

<sup>71</sup> Vgl. Strohschneider, Situationen des Textes (wie Anm. 13), S. 62–86, S. 63 und 71.

„vielmehr noch stärker als anderes mittelalterliches Schrifttum der Veränderung, Ergänzung und Interpolation ausgesetzt gewesen zu sein“.<sup>72</sup>

Das würde methodisch aber auch bedeuten, dass man Begriffe wie „Original“, „Urschrift“, „Autorpersönlichkeit“ und „Autor-Werk-Verhältnis“ vor dem Hintergrund der semi-oralen Handschriftenkultur des Mittelalters („*manuscript culture*“) kritisch hinterfragt und nur mit einiger Vorsicht auf mittelalterliche Zusammenhänge anwendet.

Das gilt vor allem dann, wenn sich die Überlieferung – wie im Falle unserer Chronik – durch eine starke Fluktuation bzw. Varianz auszeichnet und deshalb weder geschlossen noch vertikal verläuft. Es ist deshalb anzunehmen, dass es, wie dies Karl Stackmann 1994 angedeutet hat, im Mittelalter Texte gab, die in den Augen ihrer Urheber „offen“, „*d. h. frei für eine Umformung waren und dass die Autoren u. U. auch selbst Anteil an dem Umformungsprozess hatten*“.<sup>73</sup>

Das würde im Falle der Konzilschronik denn auch den sukzessiven Erzähler- bzw. Perspektivenwechsel und die Entstehung von redaktionell überarbeiteten Mischversionen erklären, die nicht zuletzt Ausdruck eines mit der Zeit veränderten Rezeptionsverhaltens sind. Der Text ändert seine soziale Logik. Man geht deshalb gewiss nicht fehl in der Annahme, dass der Text, den Richental schuf, nie als Autortext im modernen Sinne konzipiert, sondern als Gebrauchstext von vornherein offen für seine Veränderung war.

Hinzu kam, dass die Stadt Konstanz ein großes Interesse daran haben musste, ein Ereignis, von dessen Singularität und Bedeutung bereits die Zeitgenossen tief überzeugt waren, für die Nachwelt angemessen zu bewahren, mithin wohl schon sehr früh eine offizielle Fassung der ursprünglich wohl subjektiven Konzilschronik entstanden war.

## 5. Zusammenfassung

Man ersieht daraus, dass eine Edition, die den Anspruch erhebt, Richentals Konzilswerk zur Gänze und nicht nur in Teilen herausgeben zu

---

<sup>72</sup> Vgl. Peter Johaneck, Weltchronistik und regionale Geschichtsschreibung im Spätmittelalter, in: *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter*, hg. von Hans Patze (Vorträge und Forschungen, Bd. 31), Sigmaringen 1987, S. 287–330, hier S. 306.

<sup>73</sup> Stackmann, *Neue Philologie* (wie Anm. 7), S. 405. Siehe auch Strohschneider, *Situationen des Textes* (wie Anm. 13), S. 69.



wollen, auf einen finalen und letztgültigen Text wohl verzichten muss, weil es diesen in der historischen Ausprägung der Überlieferung, wie wir sie heute vorfinden, einfach nicht gibt. Deren „Verspätung“ gestattet uns, streng gesprochen, keinen klaren Rückschluss auf die Ursprungssituation, sondern vermittelt uns nur Einsichten in verschiedene, zeitlich kontingente Rezeptions-, Wirkungs- und Gebrauchsweisen des Textes. Der moderne Betrachter, dessen Sehnsucht nach einem „Original“ aus den genannten Gründen unbefriedigt bleibt, muss daher mit dem Eindruck eines fluktuierenden und sich in der Text- und Überlieferungsgeschichte wandelnden Textes vorliebnehmen.

Es ist technisch zwar möglich, die drei sich aus der Überlieferung herauskristallisierenden Chronik-Fassungen auf einen lesbaren Text zu reduzieren, indem man sich etwa auf eine der drei Haupthandschriften fokussiert, man schafft damit aber letztlich einen unhistorischen Text, weil die Unterschiede, die die Geschichte des Textes prägen, letztlich nivelliert werden, obgleich sie substantiell sind.<sup>74</sup> Damit tritt genau das ein, was die Freiburger Mediävistin Birgit Studt am Beispiel der Chronik des Matthias von Kemnat 1988 beklagt hat. Der Text wird in der Edition nicht nur künstlich isoliert<sup>75</sup>, sondern mit der Isolierung auch enthistorisiert. Er wird seines Gebrauchs- und Wirkungszusammenhangs und damit seines „Lebens“ beraubt.

Ein solches selektives Verfahren mag im 19. Jahrhundert, wo es vor allem darum ging, noch unedierte Texte der Öffentlichkeit schnell und unkompliziert zugänglich zu machen, noch vertretbar gewesen sein, heute ist es das nicht mehr.

Da wir es mit einem Text zu tun haben, der nachweislich in verschiedenen Fassungen existiert, dessen Varianten nicht einfach marginalisiert und in die Fußnoten verbannt werden können, habe ich mich deshalb zu einer digitalen Mehrtextedition entschlossen. Sie wird der „*Realität der Überlieferung*“<sup>76</sup> gerechter, als dies bei einer finalen Eintextedition der Fall gewesen wäre.

<sup>74</sup> Vgl. noch die diesbezügliche Fehleinschätzung von Vogel, Studien (wie Anm. 60), S. 7: „Die Unterschiede, die zwischen den einzelnen weit zerstreut liegenden Handschriften bestehen, sind [...] nur geringfügig und für meine Untersuchungen ohne Belang.“

<sup>75</sup> Vgl. Studt, Überlieferung (wie Anm. 5), S. 276f. Siehe auch Dies./F. J. Worstbrock, Art. Matthias von Kemnat, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 6, Berlin/New York 1987, Sp. 186–194.

<sup>76</sup> Sahle, Digitale Editionsformen (wie Anm. 8), S. 195.

Man könnte, wie dies Claudia Märkl oder Patrick Sahle vom Institut für Dokumentologie und Editorik (IDE) tun, diesbezüglich auch von einer „dynamischen“ oder „genetischen“ Editionsform sprechen.<sup>77</sup> Sie bildet, weil alles andere willkürlich wäre, den Text in seiner Fluktuation ab. Schon Karl Stackmann hatte, um die Varianz und Dynamik mittelalterlicher Texte stärker kenntlich werden zu lassen, eine Edition eingefordert, „*die ihr Fluktuieren unabgemildert zum Ausdruck bringe*“.<sup>78</sup>

Es ist das Verdienst der in den 1990er-Jahren entwickelten „New Philology“ gewesen, das Konzept von der Rekontextualisierung und damit der Historizität mittelalterlicher Texte entwickelt zu haben.<sup>79</sup> Diesem Konzept liegt bekanntlich eine „*Dynamisierung des Textbegriffs*“<sup>80</sup> zugrunde. Der methodische Neuansatz machte deutlich, dass der mittelalterliche Text nicht isoliert, sondern immer auch in seinem sozialen und historischen Kontext zu sehen ist.

Das heißt: Man kann mittelalterliche Texte nicht von den materiellen Artefakten ihrer Überlieferung abtrennen. Sie existieren nur mit und durch ihre Überlieferung. Dieser Befund gilt in besonderer Weise für die Richental-Chronik. Das heißt nun allerdings nicht, dass ich die von Rudolf Kautzsch über Wilhelm Matthiessen bis zu Gisela Wacker reichenden Versuche, den sogenannten „Urtext“ der Chronik über ein Stemma zu rekonstruieren, für abstrus halte, aber für einen Editor, der einen Text erstellen will, ist damit im Falle Richentals wenig gewonnen.<sup>81</sup>

Denn selbst wenn man sich entschliesse, einfach eine Version, was philologisch und texthistorisch nicht haltbar ist, also die A-, K- oder G-Version, als finalen Text abzudrucken, käme man nicht umhin, dem Leser auch die anderen Versionen anzubieten, damit er das chronikali-

<sup>77</sup> Märkl, Wozu heute Quellen edieren (wie Anm. 10), S. 25 und Sahle, Digitale Editionsformen (wie Anm. 8), S. 202.

<sup>78</sup> Stackmann, Neue Philologie (wie Anm. 7), S. 418.

<sup>79</sup> Vgl. hierzu auch Johannes Helmraht, (Humanisten) Edieren in den Deutschen Reichstagsakten, in: Humanisten edieren. Gelehrte Praxis im Südwesten in Renaissance und Gegenwart, hg. von Sabine Holtz, Albert Schirrmeister und Stefan Schlelein (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, Bd. 196), Stuttgart 2014, S. 209–244, hier S. 212f.

<sup>80</sup> Helmraht, (Humanisten) Edieren (wie Anm. 79), S. 213 und 222.

<sup>81</sup> Vgl. Johannes Helmraht, Das Konzil von Konstanz und die Epoche der Konzilien (1409 bis 1449). Konziliare Erinnerungsorte im Vergleich, in: Signori/Studt, Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis (wie Anm. 3), S. 19–56, S. 50 und Schenk, Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht (wie Anm. 3), S. 275.

sche Werk in seiner Überlieferungsgesamtheit verstehen und die Fassungen vergleichen kann. Schon Feger hatte 1964 sein Faksimile damit gerechtfertigt, dass die Konstanzer Handschrift „*nicht nur eine Überarbeitung der Aulendorfer ist*“<sup>82</sup>, sondern, vom Erzählerwechsel einmal abgesehen, vieles darüber hinaus bringt, aber auch manches weglässt.

Was ich damit sagen will, ist, dass die Frage nach dem „Original“ durch meine Edition, wenn sie denn einmal fertig ist, obsolet würde, weil sie bewusst unentschieden bleibt. Denn der Benutzer hat alle drei Fassungen zu seiner Verfügung und kann sich, wenn er möchte, sein eigenes Urteil bilden. Die digitale Präsentation ermöglicht ihm zudem den Vergleich der Versionen. Er wird leicht feststellen können, dass alle interpoliert bzw. kontaminiert sind. Alle drei enthalten in der einen oder anderen Weise Elemente, die in den jeweils anderen nicht vorhanden sind. Hinzu kommt, dass alle Textzeugen vor dem Hintergrund der Kenntnis verschiedener Vorlagen gearbeitet sind. Am deutlichsten wird dies in der heute in Karlsruhe liegenden Ettenheimer Handschrift (Codex E. M. 11).

Daraus folgt: Es gibt im Falle der Konzilschronik nicht nur „eine“ gültige Lösung des Editionsproblems. Der Text der Chronik ist vielmehr in seiner Pluralität und damit in seiner Fluidität zur Kenntnis zu nehmen. Das heißt aber deshalb nicht, dass „Richental“, wie die moderne Forschung bei ähnlichen Thesen gerne annimmt, ein „Mythos“ ist, der etwa „dekonstruiert“ werden müsse.

Es heißt schlicht und einfach nur, dass die Überlieferung erst sehr lange nach dem Ereignis einsetzt und wir daher über die Genese des spätmittelalterlichen Textes nur wenig Sicheres zu sagen vermögen. Es sind also text- und überlieferungsgeschichtliche Gründe, die uns zu einer Präsentationsform greifen lassen, die die Frage nach dem „Urtext“ bewusst nicht entscheidet, sondern in der Schwebe lässt.

Der methodische Vorbehalt betrifft also, wie ich bereits eingangs betont habe, nicht die Existenz des Chronisten oder gar seine Verfasserschaft, sondern rückt die komplexe historische Überlieferung ins Licht. Sie gebietet es, von einem, wie dies Johannes Helmrath 2011 auf der Rei-

---

<sup>82</sup> Otto Feger, Vorwort, in: Ulrich Richental. Das Konzil zu Konstanz. Kommentar und Text (wie Anm. 56), S. 7–9, hier S. 7.

chenau formuliert hat, „*multiplen Text*“ in seiner historischen Fluktuation auszugehen.<sup>83</sup> Ein multipler Text, so könnte man resümierend schließen, benötigt eine multiple Edition.<sup>84</sup>

---

<sup>83</sup> Vgl. Helmuth, Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 81), S. 50. Zum Begriff des multiplen Textes auch Sahle, Digitale Editionsformen (wie Anm. 8), S. 181 und 188.

<sup>84</sup> Die Edition ist im März des Jahres 2013 unter der Präsidentschaft von Claudia Märkl in das Programm der MGH aufgenommen worden.

## Echte Urkunden, unechte Reliquien? Der Inhalt des Breisacher Reliquienschreins

von Christoph Schmider

Der Schreck muss Stadtpfarrer Hugo Höfler Ende März 1941 kräftig in die Glieder gefahren sein. So kräftig, dass er selbst im nüchtern-bürokratischen Ton jenes Schreibens noch deutlich nachklingt, das er am 9. April 1941 unter dem Betreff „*Reliquien der Breisacher Ortspatrone Gervasius und Protasius*“ an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg richtete:<sup>1</sup>

*„Dieses Untersuchungsergebnis ist begreiflicherweise für die hiesige Gemeinde von überaus schmerzlicher Bedeutung. Seit Jahrhunderten wird das Fest dieser Ortspatrone in hiesiger Gemeinde gefeiert wie nur wenige kirchliche Volksfeste unserer Erzdiözese. In früheren Jahren kamen Hunderte und Aberhunderte von Pilgern, besonders aus dem benachbarten Elsass, zum Gervasiusfest nach Breisach. [...] Diese Tatsachen allein schon genügen, um darzutun von welcher tiefeinschneidender Bedeutung das oben erwähnte Untersuchungsergebnis für die seelsorgerlichen Belange in hiesiger Gemeinde ist.“<sup>2</sup>*

Was war geschehen? Am 24. März 1941 hatte P. Timotheus Stumpf, wie er in einem ausführlichen Bericht am 30. März schrieb, „*auf Wunsch*

---

<sup>1</sup> Erschrocken sind auch die Organisatoren der Feierlichkeiten zum großen 850-Jahr-Jubiläum, das 2014 in Breisach gefeiert wurde, als sie diesen, eigens für die Festschrift in Auftrag gegebenen, Text zu lesen bekamen. Die Gefahr, er könne die Feierlaune trüben, oder gar bei manchem die Vermutung aufkommen lassen, das Fest werde zu Unrecht gefeiert, schien ihnen so groß, dass sie ihn als ungeeignet zurückwiesen und nicht in die Festschrift aufnahmen. Da die im Jahr 1941 vorgenommene Untersuchung des Reliquienschreins ansonsten im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten nicht näher thematisiert wurde, und da auch die „Wirren“ der Jahre 1874 und 1875 anscheinend nicht zur Sprache kamen, möge der Beitrag via FDA den Weg in die möglicherweise interessierte Öffentlichkeit finden.

<sup>2</sup> EAF, B2-36-4, Schreiben vom 9. April 1941. Hier, wie auch in den folgenden Zitaten, wurden offensichtliche Tippfehler stillschweigend korrigiert, zudem wurde im Interesse der besseren Lesbarkeit die Interpunktion vorsichtig modernisiert.

des H[ochwürdigen] H[errn] Stadtpfarrers von Breisach“ den Inhalt „des derzeit in Säckingen aufbewahrten Schreines der hhl. Gervasius und Protasius“ untersucht.<sup>3</sup> Das Ergebnis war ebenso eindeutig wie aus Breisacher Sicht unerfreulich:

*„Im Innern befand sich eine Blechkiste mit Pfarramtssiegel versehen [...]. Die ganze Kasette war mit Gebeinstücken aufgefüllt. Bei näherer Untersuchung des Inhaltes liess sich bald erkennen, dass Reste verschiedener Skelette vorhanden sind. Es liess sich auch tatsächlich noch teilweise das Skelett eines grossen, älteren Menschen zusammenstellen, von einem zweiten und dritten waren kleinere Teile vorhanden [...]. Auch der Gesichtsschädel eines 1–2 jährigen Kindes nebst anderen Kinderknochen kam zum Vorschein, sowie Gebeinfragmente eines etwa 10–14 jährigen Kindes. Ferner fanden sich auch einige wenige Tierknöchel vor. Diese Überreste sind sicher mittelalterlichen Ursprungs und handelt es sich ganz gewiss nicht um Gebeine aus der Römerzeit, daher es schon deshalb als ausgeschlossen gelten muss, dass hier Gebeine der hhl. Gervasius und Protasius vorliegen könnten.“<sup>4</sup>*

Timotheus Stumpfl galt damals als ausgewiesener und anerkannter Experte und untersuchte im Auftrag der Erzdiözese Freiburg noch weitere bedeutende Reliquienschreine wie etwa den des heiligen Fridolin in Säckingen oder den des heiligen Landelin in Ettenheimmünster.<sup>5</sup> Stumpfls Renommée in der Freiburger Kirchenleitung wurde zwar bald darauf sehr getrübt<sup>6</sup>, als bekannt wurde, dass er sein Fachwissen nicht durch akademische Zeugnisse belegen konnte, sondern autodidaktisch erworben hatte, und dass er zudem in religiös-kirchlicher Hinsicht eine mehr als schillernde Gestalt war.<sup>7</sup> Doch die Befunde, die er in Breisach

<sup>3</sup> EAF, B2-36-4, Bericht vom 30. März 1941.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Vgl. EAF, B2-36-4, wo sich teils umfangreiche Berichte Stumpfls über seine Untersuchungen finden. Zumindest bis Ende 1941 scheint er im Erzb. Ordinariat als anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der Reliquienforschung gegolten zu haben.

<sup>6</sup> Der damalige Archivar und Registrator Pfarrer Johann Adam Kraus beispielsweise machte in handschriftlichen Randvermerken wiederholt sehr unfreundliche Bemerkungen über Stumpfl.

<sup>7</sup> Leben und Wirken Stumpfls wären durchaus einer näheren Untersuchung wert, denn die zugänglichen Informationen sind recht spärlich. Einer im Internet auffindbaren Kurzbiografie zufolge (vgl. <http://www.breitwieser.cc/Gemeinden/gemtaufkirchen.htm>, aufgerufen am 21. Januar 2015) existiert eine unveröffentlichte Diplomarbeit (Otto Winkler, Bischof Pater Timotheus Alois Stumpfl. Linz 1979), der die nachfolgenden biografischen Angaben zu entnehmen sind. Demnach kam Alois Stumpfl am 1. Mai 1900 in Taufkirchen (Österreich) zur Welt und

und anderswo erhoben und in der Regel akribisch belegt hatte<sup>8</sup>, scheinen durchaus glaubwürdig – zumindest insoweit, als dies ohne heutige naturwissenschaftlich fundierte Methoden überhaupt möglich war –, und zudem war die kirchliche Verwaltungsmaschinerie bis dahin längst ange-  
laufen und hatte neue Fakten geschaffen.<sup>9</sup>

Streng genommen freilich hätte Stadtpfarrer Höfler überhaupt keinen Grund zum Erschrecken haben dürfen, denn an und für sich war das, was ihn im Kriegsfrühling 1941 so erschütterte, bereits seit vielen Jahrzehnten bekannt. Am 15. April 1875 hatte nämlich der damalige Bis-tumsverweser Weihbischof Lothar von Kübel dem Pfarramt Breisach klar und unmissverständlich mitgeteilt, dass Papst Pius IX. mit der Bulle „*Qui attingit*“ vom 7. Dezember 1873 die Echtheit der in der Ambrosiusbasilika zu Mailand aufgefundenen Leiber der heiligen Märtyrer Gervasius und Protasius bestätigt hatte – womit kraft päpstlicher Autorität klargelegt war, dass die Breisacher Reliquien nicht ebenfalls echt sein können.<sup>10</sup> Zugleich hatte Kübel verfügt, dass die Reliquien, „*die so lange Zeit unter den Namen der hl. Gervasius u. Protasius verehrt worden sind [...] am Feste dieser Heiligen, der Schutzpatrone der Stadt Breisach, zur Verherrlichung dieses Festes u. zur Erhöhung der Feierlichkeit als die Reliquien unbekannter Heiligen bei der üblichen Procession herumgetragen u. überhaupt, wie seither, der öffentlichen Verehrung ausgesetzt werden*“.<sup>11</sup>

Weiterhin hatte der Diözesanadministrator angeordnet, „*daß die erwähnten Reliquien unter dem Siegel der Stadtpfarrei Breisach derart*

---

wurde, ohne eine höhere Schule abgeschlossen oder gar studiert zu haben, am 12. Juni 1923 zum Priester einer „*altchristlichen*“ Kirche geweiht. Am 3. Juni 1924 folgte in Bern die Bischofsweihe als „*Apostolischer Missionar der altchristlichen Gläubigen Österreichs und Wanderbischof*“. Am 21. Juli 1947 soll Stumpfl in England erneut zum Priester geweiht worden sein und am 27. Juli 1947 ein weiteres Mal die Bischofsweihe erhalten haben. Er selbst soll einen orthodoxen Mönch zum Bischof, zwei Männer zu Chorbischöfen sowie einige andere zu Priestern und Diakonen geweiht haben. Außer mit der Reliquienforschung befasste er sich intensiv mit altchristlicher Liturgie und mit der Archäologie der Katakomben. Ab 1942 lebte er in Obernberg/Inn, ab 1947 in St. Johann in Pongau, wo er am 11. September 1951 starb. Nach eigenem Verständnis war Stumpfl syrisch-orthodoxer Bischof und gehörte, losgelöst von Rom, der heiligen, apostolischen und katholischen Kirche an.

<sup>8</sup> Über Stumpfls Untersuchung des Säckinger Fridolins-Reliquienschreins beispielsweise existiert eine ausführliche Akte, in der P. Timotheus seine Befunde nicht nur verbal niedergelegt, sondern auch mit Fotos dokumentiert hat (vgl. EAF, B4/10526).

<sup>9</sup> Vgl. EAF, B2-59-57.

<sup>10</sup> Vgl. EAF, UV 162.

<sup>11</sup> EAF, UV 162.

*verschlossen werden, daß ohne Verletzung dieses Siegels kein Theil derselben aus dem Behälter herausgenommen werden kann*“.<sup>12</sup> Der Stadtpfarrer wurde schließlich noch dazu aufgefordert, die Versiegelung, die „*im Beisein von wenigstens drei Zeugen zu geschehen*“ hatte, zu protokollieren und das Protokoll „*mit diesem unserem Erlaß in dem Pfarrarchiv aufzubewahren*“.<sup>13</sup>

Stadtpfarrer Franz Xaver Lender war dieser Aufforderung am 19. Juni 1875 nachgekommen. Als Zeugen hatte er Münsterpräbendar Ferdinand Hund, Kaplan Lorenz Löffler, Stiftungsrechner Jakob Schmidt, Gemeinderat August Schmidt und Münstermesner Franz Feßler hinzugezogen.<sup>14</sup> In diesem Protokoll erwähnt Pfarrer Lender ein auf den 15. Juni 1874 datiertes Hirtenschreiben von „*Erzbisthumsverweser Dr. Lothar v. Kübel*“, mit dem er die Gemeinde über den Mailänder Fund informiert und gleichzeitig angeordnet hatte, dass die Reliquien, „*die seither in Breisach als die der hhl. Gervasius u. Protasius verehrt worden sind, nicht mehr als solche zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt u. in Procession herumgetragen werden können*“.<sup>15</sup> In Breisach, so das Protokoll weiter, sei daher „*zum großen Schmerze der Einwohner – im Jahre 1874 am Feste der hl. Stadtpatrone die öffentliche Aussetzung der sonst so hochverehrten Reliquien*“ unterblieben.<sup>16</sup>

Die Breisacher wussten also schon in den 1870er-Jahren, dass ihre Gervasius- und Protasiusreliquien nach Maßgabe hoher und höchster kirchlicher Autoritäten als unecht zu gelten hatten, aber dieses Wissen scheint in den folgenden Jahrzehnten wieder in Vergessenheit geraten zu sein. Dazu hatte sicherlich der Umstand beigetragen, dass ab 1875 die traditionellen Feierlichkeiten wieder erlaubt waren und die beiden Stadtpatrone ihre Funktion ja ohnehin behalten hatten, unabhängig davon, wie echt ihre vermeintlichen Reliquien tatsächlich waren. Insofern ist es leicht nachvollziehbar, warum Pfarrer Höfler 1941 aus allen Wolken fiel.

Timotheus Stumpfl hatte bei seiner Untersuchung des Schreins freilich noch mehr gefunden als jede Menge „*ossa incognita*“, nicht identifi-

---

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. EAF, UV 161. Der Name des Mesners ist in dem von Ferdinand Hund gefertigten Protokoll als „*Fessler*“ geschrieben, während er selbst mit „*Feßler*“ unterschreibt.

<sup>15</sup> EAF, UV 161.

<sup>16</sup> Ebd.



zierbare Gebeine. In seinem Bericht schreibt er dazu: *„Auch mehrere Urkunden auf Pergament oder Papier lagen bei den Gebeinen im Schreine, die älteste stammt aus dem 15. Jahrhundert. Eine schön geschriebene Pergamenturkunde des 17. Jahrhunderts ist schlecht erhalten, stellenweise von Schimmel bedeckt. Es wäre nötig, diese Urkunden, wenn sie nicht in absehbarer Zeit zugrunde gehen sollen, aus dem Schrein herauszunehmen und trocken aufzubewahren. Vielleicht könnte man sie im Pfarrarchiv zu Breisach verwahren.“*<sup>17</sup>

Diesen Rat Stumpfls befolgte Stadtpfarrer Ludwig Herr von Säckingen, der während der Kriegsjahre außer für den Fridolinschrein auch für den Breisacher Gervasiuschrein verantwortlich war, am 30. April 1941 insofern, als er die Urkunden ans Erzbischöfliche Ordinariat schickte: *„Hiermit übergebe ich die Urkunden, die im Breisacher Reliquienschrein sich befanden zur Einsicht und event[uellen] dortigen Aufbewahrung oder aber zur Rückgabe nach Breisach. Die Rücksendung in das Grenzstädtchen Breisach möchte der Unterzeichnete jetzt nicht riskieren. Das Ordinariat hat jedenfalls die Möglichkeit einer gelegentlichen persönlichen Übergabe.“*<sup>18</sup>

Wann genau die Rückgabe der Urkunden nach Breisach erfolgte, ließ sich bislang nicht ermitteln. In den 1990er-Jahren jedenfalls kamen sie, zusammen mit einigen Urkunden aus dem Dekanatsarchiv Breisach, wieder ins Ordinariat, oder, um genau zu sein, ins Erzbischöfliche Archiv, das seinerzeit noch im Keller des Ordinariatsgebäudes untergebracht war. Die Urkunden befanden sich in einem versiegelten Päckchen, das aufgrund offensichtlich falscher Lagerung feucht geworden war. Es wurde von einem Restaurator geöffnet, der die Urkunden fachmännisch trocknete, glättete und vorsichtig restaurierte. Gleichwohl sind mehrere von ihnen nach wie vor in so fragilem Zustand, dass sie tunlichst nicht benutzt werden sollten. Zudem ist auf mehreren der Urkunden die Schrift durch Feuchtigkeit und Schimmel so stark geschädigt und verblasst, dass sie nicht mehr vollständig entziffert werden kann. Inhaltlich erschlossen wurden die insgesamt elf von 1498 bis 1875 datierenden Schriftstücke 1997 nach erfolgter Restaurierung im Erzbischöflichen Archiv durch Thomas Wieners, der nicht nur präzise Regesten, sondern auch umfassende Orts-, Personen- und Sachindizes erstellte. Im

<sup>17</sup> EAF, B2-36-4, Bericht vom 30. März 1941.

<sup>18</sup> EAF, B2-36-4, Schreiben vom 30. April 1941.

Jahr 2014 schließlich wurden die Urkunden, ebenfalls im Erzb. Archiv, digitalisiert, so dass mittlerweile nicht mehr nur die Regesten, sondern auch Reproduktionen der Urkunden selbst eingesehen werden können.

Stumpfl hatte 1941 noch auf ein weiteres Problem mit den Reliquien hingewiesen: Was deren Bezeichnung als Gebeine „*unbekannter Heiliger*“ betreffe, so könne er „*nicht umhin zu betonen, dass für diese Annahme nicht nur jeder Grund, sondern auch jede Wahrscheinlichkeit fehlt. Man kann nur behaupten, dass es sich um unbekannte Knochen handelt. Wenn es nicht die Reliquien der Heiligen sind, für die man sie ausgab, dann sind es eben unechte Reliquien*“. <sup>19</sup> Es wäre also nur richtig und konsequent, meinte er, „*auf eine Weiterverehrung der doch in jeder Beziehung wertlosen Knochen*“ zu verzichten.

Freilich beließ es Stumpfl nicht dabei, sondern machte gleich einen Vorschlag, wie die theologischen Probleme in dieser „*für die Breisacher Kirche so traurigen Angelegenheit*“ elegant gelöst werden könnten: „*Es wäre demnach wohl am besten, den hochwürdigsten Herrn Erzbischof zu bitten, sich an Kardinal Schuster von Mailand zu wenden und unter Darlegung der Gründe um Überlassung einiger authentischer Partikeln von den Leibern der hhl. Gervasius und Protasius für die Kirche von Breisach zu ersuchen*“. <sup>20</sup> Schließlich komme es bei Reliquien ja „*nicht auf die Quantität an, sondern auf ihre Authentizität. Und diese wäre gegeben, wenn eine Übergabe von Reliquien aus den Leibern der Märtyrer in S. Ambrosio nach Breisach bewerkstelligt werden könnte*“. <sup>21</sup>

Dieser Vorschlag wurde tatsächlich sehr rasch umgesetzt, und schon am 9. Mai 1941 teilte Kardinal Ildefons Schuster, Erzbischof von Mailand, in einem handgeschriebenen Brief seinem Freiburger Amtsbruder Conrad Gröber mit, dass er ihm gern einige Reliquienpartikel der heiligen Gervasius und Protasius für Breisach überlassen wolle. Diese wurden, nachdem sie auf komplizierten Pfaden nach Freiburg gebracht worden waren, am 29. Juli 1941 dem Breisacher Stadtpfarrer Hugo Höfler ausgehändigt. <sup>22</sup> Bis sie dann schließlich endgültig im Gervasiusschrein verwahrt werden konnten, nahm die Geschichte noch einige weitere Wendungen – doch das ist ein anderes Thema.

<sup>19</sup> EAF, B2-36-4, Bericht vom 30. März 1941.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> EAF, B2-36-4, Aktenvermerk vom 29. Juli 1941.

**Regesten der 1941 im Reliquienschrein gefundenen Urkunden<sup>23</sup>****UV 158**

Ausstellungsort: nicht genannt (wohl Breisach) 1498, Juni 18

Umbettung der Gebeine der heiligen Gervasius und Prothasius aus einem hölzernen in einen silbernen Sarg („*uff den achtzehenden tag des monats Junij, heu monat zu tütsch genant, des jares als man zalt nach der geburt Cristi tusent vierhundert nüntzig und acht jare*“).

Zeugen: Anton v. Wittenhein, Michel Geld, Hans Vestlin, Gervasius v. Pfor, Jakob Wechtelin, Ludwig Spilman, Jakob Ziegler, Prothasius Vasysen, Niklaus Rwser

Siegel: nicht gesiegelt

Material: Pergament

Sprache: Deutsch

Personen: Wittenhein, Anton v., Kirchherr / Geld, Michel, Kaplan u. Rat / Vestlin, Hans, Bürgermeister / Pfor, Gervasius v., Altbürgermeister / Wechtelin, Jakob, Bürgermeister / Spilman, Ludwig, Altbürgermeister / Ziegler, Jakob, Altbürgermeister / Vasysen, Prothasius, Kirchenpfleger / Rwser, Niklaus, Stadtschreiber

Orte: Mailand / Breisach

**UV 159**

Breisach 1717, Juni 17

Restaurierung des silbernen Reliquienschreins der heiligen Gervasius und Prothasius („*actum Brisaci den siebenzehenten tag des monaths Junij oder in die ante vigiliam ipsorum sanctorum martyrum Gervasij et prothasij anno post Christum natum ein tausent siebenhundert unnd siebenzehen*“).

Zeugen: Prothasius Buob, Dr. Hans Jakob Blöchlin, Franz David Wimpf, Johann Georg Weis, Georg Müller, Matthias Müller, Gervasius Marschalddh

Siegel: nicht gesiegelt

Material: Pergament

Sprache: Deutsch

Personen: Müller, Georg, Kaplan des Breisacher Münsters / Müller, Matthias, Kaplan des Breisacher Münsters / Marschalddh, Gervasius, Kaplan des

<sup>23</sup> Die Regesten wurden im Erzbischöflichen Archiv von Thomas Wieners erstellt, die vorangestellten Kürzel „UV ...“ sind die Signatur, unter denen sie im EAF verwahrt werden. Die originale Datierung ist jeweils wort- und buchstabengetreu wiedergegeben.

Breisacher Münsters / Buob, Prothasius, Bürgermeister / Blöchlin, Hans Jakob Dr., Bürgermeister / Wimpf, Franz David, Bürgermeister / Weis, Johann Georg, Stadtschreiber

Ort: Breisach

### UV 160

Breisach

1738, August 31

Aussteller: Stadt Breisach

In Anwesenheit des Freiherren Josef Anton von Sirgenstein, Bischof von Wien, wurden zwei Partikel der Gebeine der heiligen Gervasius und Prothasius aus einem separaten, französisch beschrifteten Päckchen aus dem Reliquienschrein entnommen und in ein silbernes Kreuz eingesetzt. Danach wurde das Päckchen versiegelt und wieder in den Schrein zurückgelegt. („*So beschehen Alltbreysach sonntag den 31ten Augusten 1738*“).

Zeugen: Freiherr Josef Anton v. Sirgenstein, Franz Josef Blechlin, Johann Georg Weis, Johann Baptist Martin, Peter Wampe

Siegel: Sekreetsiegel der Stadt Breisach

Material: Papier

Sprache: Deutsch

Personen: Sirgenstein, Josef Anton, Freiherr v., Bischof v. Wien / Blechlin, Franz Josef, Rektor und Stadtpfarrer / Weis, Johann Georg, Stadtschreiber / Wampe, Peter / Martin, Johann Baptist

Orte: Breisach / Wien / Konstanz

### UV 161

Breisach

1875, Juni 19

Aussteller: Münsterpfarre Breisach

Da Papst Pius IX. in seiner Bulle „*Qui attingit*“ vom 7. Dezember 1873 bestätigt, dass die in Mailand aufgefundenen Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius als echt gelten können, dürfen die in Breisach aufbewahrten Reliquien der genannten Heiligen nicht mehr als solche verehrt werden. Sie wurden aus dem silbernen Reliquienschrein genommen und werden in einem neuen, versiegelten Behälter aufbewahrt. Sie dürfen nur noch als Reliquien von unbekanntem Heiligen verehrt werden („*geschehen Breisach den 19ten Juni am Feste der heiligen Stadtpatrone Gervasius und Prothasius 1875*“).

Zeugen: Ferdinand Hund, Lorenz Löffler, Jakob Schmidt, August Schmidt, Franz Feßler

Siegel: Siegel des Breisacher Münsters

Material: Papier

Sprache: Deutsch

Personen: Haver, Franz, Stadtpfarrer / Hund, Ferdinand / Löffler, Lorenz,  
Kaplan / Schmidt, Jakob, Stiftungsrechner / Schmidt, August, Gemeindevorstand / Feßler, Franz, Münstermessner / Pius IX., Papst / Kübel, Dr. Lothar, Bistumsverweser

Orte: Breisach / Rom / Mailand

## UV 162

Freiburg

1875, April 15

Aussteller: Münsterpfarre Breisach

Abschrift eines Schreibens des Monsignore Dr. Johann de Montel vom 25. November 1874, in dem festgehalten wird, dass die in Breisach aufbewahrten Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius aufgrund der Auffindung der echten Reliquien in Mailand und der Papstbulle Pius' IX. „*Qui attingit*“ vom 7. Dezember 1873 zwar der Öffentlichkeit gezeigt und auch am Festtag der genannten Heiligen in einer Prozession gezeigt werden dürfen, aber nur als Reliquien von unbekanntem Heiligen verehrt werden dürfen. Des Weiteren sollen die Reliquien auch aus dem silbernen Schrein genommen und in einem anderen versiegelten Behälter aufbewahrt werden.

Siegel: Siegel des Breisacher Münsters

Material: Papier

Sprache: Deutsch

Personen: Montel, Dr. Johann de, Monsignore / Pius IX., Papst / Bartolini, Monsignore / Kübel, Dr. Lothar, Bistumsverweser / Hund, Ferdinand

Orte: Freiburg / Breisach / Rom / Mailand

## UV 163

Breisacher Münster

1690, Juni 19

Aussteller: Münsterpfarre und Rat der Stadt Breisach

Den Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius werden einige Partikel für eine Prozession entnommen und in ein silbernes Kreuz eingesetzt. Danach werden diese Partikel in ein Leinensäckchen verpackt und wieder in den silbernen Reliquienschrein zurückgelegt („*ce joudhuu dixneufcisme Juin mil six cens quatre vingt dix en l'eglise paroichiale*“).

Zeugen: Jacques Dischinger

Siegel: ungesiegelt

Material: Papier

Sprache: Französisch

Personen: Dischinger, Jacques / Dulys, Charle (sic!), Dekan und Pfarrer von St. Stephan

Ort: Breisach

## UV 164

Breisach

1683, Mai 29

Aussteller: Rat der Stadt Breisach

Der Rat der Stadt Breisach bewilligt auf die Anfrage des Bischofs Charles von Soissons, dass zwei Partikel der Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius für die Kathedrale von Soissons entnommen werden („*fait a Brisack ce vingt neufcisme May, mil six cent quatre vingt trois*“).

Zeugen: Jacques Dischinger, Brunck

Siegel: Stadtsiegel von Breisach (ab)

Material: Pergament

Sprache: Französisch

Personen: Soissons, Charles v., Bischof v. Soissons / Dischinger, Jacques / Dulys, Charle (sic!), Dekan und Pfarrer von St. Stephan / Brunck

Orte: Breisach / Elsass / Breisgau / Soissons

## UV 165

Breisach

1621, Juni 12

Aussteller: Stadtrat von Breisach

Prunkabschrift eines Translationsberichtes der heiligen Gervasius und Prothasius („*ernewert den zwölfften Junij anno ein tausendt sechßhundert zwantzig und eins*“).

Zeugen: Hans Vestlin, Gervasius v. Pfor, Jakob Wechtelin, Ludwig Spilman, Jakob Ziegler, Prothasius Haßey, Nicolai Kneser, Simon Heyß, Jakob Sibelmeyer

Siegel: Sekretsiegel der Stadt Breisach

Material: Papier

Sprache: Deutsch

Personen: Friedrich I., Kaiser / Vestlin, Hans, Bürgermeister / Pfor, Gervasius v., Ritter / Wechtelin, Jakob, Bürgermeister / Spilman, Ludwig, Alt-

bürgermeister / Ziegler, Jakob, Altbürgermeister / Haßey, Prothasius / Kneser, Nicolai, Stadtschreiber / Heyß, Simon / Sibelmeyer, Jakob, Bürgermeister

Orte: Mailand / Breisach

Prunkausfertigung mit farbigem Blütenornamenten am unteren Rand. Urkunde an den Rändern beschnitten. Die Schrift ist stark verblasst und durch Feuchtigkeit stark verwischt worden, sodass die Urkunde trotz Restaurierung auch mithilfe einer Quarzlampe nicht vollständig lesbar ist.

## UV 166

Soissons

1683, Mai 15

Aussteller: Bischof Charles von Soissons

An den Dekan von St. Stephan adressierte Bitte des Bischofs Charles von Soissons um die Übersendung einiger Partikel der Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius, eines Zertifikates über die Echtheit der Reliquien, sowie eine authentische Kopie des Translationsberichtes, welcher sich im Reliquienschein in Breisach befindet („a Soissons / ce 15. May 1683“).

Siegel: Sekreetsiegel des Bischofs Charles von Soissons

Material: Papier

Sprache: Französisch

Personen: Dekan v. St. Stephan / Bürgermeister von Breisach / Soissons, Charles v., Bischof v. Soissons

Orte: Breisach / Soissons

*Der Brief ist auf der Außenseite an den Dekan von St. Stephan adressiert, aber im Brief selbst wird der Bürgermeister von Breisach angeredet.*

## UV 167

Soissons

1683, Mai 15

Aussteller: Bischof Charles von Soissons

Siehe UV 166 (allerdings an den Bürgermeister von Breisach adressiert)

Siegel: Sekreetsiegel des Bischofs Charles von Soissons

Material: Papier

Sprache: Französisch

Personen: Bürgermeister v. Breisach / Soissons, Charles v., Bischof v. Soissons

Orte: Breisach / Soissons

## UV 168

Straßburg

1683, Mai 26

Aussteller: Dekan von Breisach

Dem Bischof von Soissons wird bestätigt, dass ihm die erbetenen Partikel der Reliquien der heiligen Gervasius und Prothasius als auch ein Zertifikat über derer Echtheit, sowie eine authentische Kopie des Translationsberichtes übersendet werden („a Strasbourgh 26 May 1683“).

Siegel: ungesiegelt

Material: Papier

Sprache: Französisch

Personen: Dekan v. Breisach / Soissons, Charles v., Bischof v. Soissons

Orte: Straßburg / Breisach / Soissons

### Untersuchungsbericht von Timotheus Stumpf<sup>24</sup>

*„Bericht betreffend die Untersuchung des Breisacher Reliquienschreines Auf Wunsch des H.H. Stadtpfarrers von Breisach wurde der Inhalt des derzeit in Säckingen aufbewahrten Schreines der hhl. Gervasius und Prothasius vom Unterzeichneten geprüft, worüber Folgendes zu berichten ist:*

*Der Schrein wurde am 24. März 1941 eröffnet. Der Deckel liess sich abheben, nachdem an den Ecken 4 Schrauben entfernt worden waren.*

*Im Innern befand sich eine Blechkiste mit Pfarramtssiegel versehen, der Deckel derselben besteht aus einer Glastafel, die zum herausziehen ist, worauf die Gebeine offen liegen.*

*Die ganze Kasette war mit Gebeinstücken aufgefüllt. Bei näherer Untersuchung des Inhaltes liess sich bald erkennen, dass Reste verschiedener Skelette vorhanden sind. Es liess sich auch tatsächlich noch teilweise das Skelett eines grossen, älteren Menschen zusammenstellen, von einem zweiten und dritten waren kleinere Teile vorhanden, wahrscheinlich aber befinden sich unter dem Gebeinmaterial noch Reste verschiedener Körper. Auch der Gesichtsschädel eines 1–2 jährigen Kindes nebst anderen Kinderknochen kam zum Vorschein, sowie auch Gebeinfragmente eines etwa 10–14 jährigen Kindes. Ferner fanden sich auch einige wenige Tierknöchel vor.*

<sup>24</sup> EAF, B2-36-4, 30. März 1941.



*Diese Überreste sind sicher mittelalterlichen Ursprungs und handelt es sich ganz gewiss nicht um Gebeine aus der Römerzeit, daher es schon deshalb als ausgeschlossen gelten muss, dass hier Gebeine der hhl. Gervasius und Protasius vorliegen könnten. In einem Bündel aus alter Seide lag viel Staub, darunter auch kleinere Reliquien und Reste mittelalterlicher Reliquienzettel. Ich habe diese soweit sie noch etwas leserlich waren gesammelt und in einen Papierumschlag gegeben. Auch mehrere Urkunden auf Pergament oder Papier lagen bei den Gebeinen im Schreine, die älteste stammt aus dem 15. Jahrhundert. Eine schön geschriebene Pergamenturkunde des 17. Jahrhunderts ist schlecht erhalten, stellenweise von Schimmel bedeckt. Es wäre nötig, diese Urkunden, wenn sie nicht in absehbarer Zeit zugrunde gehen sollen, aus dem Schrein herauszunehmen und trocken aufzubewahren. Vielleicht könnte man sie im Pfarrarchiv zu Breisach verwahren. Eine Urkunde des 19. Jahrh., ausgestellt vom Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg anlässlich der Auffindung der Leiber der hhl. Gervasius und Protasius in Mailand erklärt, man dürfe die Breisacher Reliquien nicht mehr als Reliquien der beiden vorgenannten Heiligen verehren. Ein weiterer kirchlicher Entscheid (beide finden sich unter den Urkunden des Schreines) sagt dann, man könne diese Gebeine als Reliquien „unbekannter Heiliger“ weiterverehren. Dieser Entscheid dürfte aber starken Zweifeln begegnen und stellt jedenfalls keine Lösung, die die Kirche zu Breisach befriedigen könnte, dar.*

*Den[n] der Kirche von Breisach ist es wohl nicht so sehr darum zu tun, irgend welche Heiligenreliquien, noch dazu unbekannte, zu besitzen, sondern sie verehrt seit Jahrhunderten ganz bestimmte Heilige, nämlich die beiden obgenannten Martyrer von Mailand. Wenn es nun erwiesen ist, dass diese Gebeine im Breisacher Reliquienschrein nicht diesen Heiligen zugehören können – und das ist ausgeschlossen sowohl durch den Fund der Heiligengräber in der Basilika S. Ambrosio in Mailand 1864 als auch durch den anatomischen Befund etc., und ist durch kirchlichen Entscheid bereits klargestellt –, so wird man sich wohl mit der Frage beschäftigen müssen, ob man ohne echte Reliquien die Verehrung der beiden Heiligen in Breisach fortsetzen will, etwa mit den zweifellos diesen Heiligen nicht zugehörigen Knochen, oder ob man es unternehmen will, authentische Reliquien dieser Martyrer in den Reliquienschrein einzulegen. Dies scheint m.E. der einzige gangbare Weg, wenn man den Schrein auch weiterhin als Mittelpunkt der Verehrung von SS. Gervasius und Protasius beibehalten will. Es wäre demnach wohl am besten, den hochwür-*

*digsten Herrn Erzbischof zu bitten, sich an Kardinal Schuster von Mailand zu wenden, und unter Darlegung der Gründe um Überlassung einiger authentischer Partikeln von den Leibern der hhl. Gervasius und Protasius für die Kirche von Breisach zu ersuchen.*

*Was schliesslich die Bezeichnung der im Breisacher Schrein vorhandenen Reliquien als Gebeine „unbekannter Heiliger“ anbetrifft, so kann ich nicht umhin zu betonen, dass für diese Annahme nicht nur jeder Grund, sondern auch jede Wahrscheinlichkeit fehlt. Man kann nur behaupten, dass es sich um unbekannte Knochen handelt. Wenn es nicht die Reliquien der Heiligen sind, für die man sie ausgab, dann sind es eben unechte Reliquien, den[n] Fälscher pflegten nicht unbekannte Heiligengebeine zu übergeben, sondern nahmen irgend welche Gebeine zu diesem Zweck. Diese Annahme wird auch gestützt durch den Befund der Knochen des Breisacher Schreines und durch die Berichte, welche vom Erwerb dieser Reliquien Kunde geben. Wir müssen erkennen, dass Erzbischof Dassel durch Mailänder Kleriker getäuscht worden war: sie übergaben ihm irgendwelche Beinhausknochen oder solche aus einer Gruft als Reliquien der berühmten Mailänderheiligen, die er verlangt hatte. Derartige Fälle gibt es viele. Die Betrüger machten sich nicht erst die Mühe, wenigstens unbekannte Heiligengebeine zu geben, sie nahmen, wie gesagt, Knochen wo sie sie fanden. Woher auch hätten sie in diesem Falle gleich Gebeine unbekannter Heiliger bezogen?? Mailand besass nicht gerade eine Anzahl unbekannter Heiligen!*

*Die beste Lösung dieser für die Breisacher Kirche so traurigen Angelegenheit wäre m.E. wenn man auf eine Weiterverehrung der doch in jeder Beziehung wertlosen Knochen verzichten, diese aus dem Schreine entfernen, und dafür, wie oben angeregt authentische Reliquien der hhl. Gervasius und Protasius in dem Schrein in einem kleinen Gefäss beisetzen würde. Es kommt ja bei Reliquien nicht auf die Quantität an, sondern auf ihre Authentizität. Und diese wäre gegeben, wenn eine Übergabe von Reliquien aus den Leibern der Märtyrer in S. Ambrosio nach Breisach bewerkstelligt werden könnte.*

*Was die Knochen in der Gervasiusbüste anbelangt, so unterliegen sie selbstverständlich demselben Urteile wie die übrigen.*

*Ich habe das gesamte Knochenmaterial (auch die Tierknöchel) im Schreine belassen.*

*[Unterschrift] P. Timotheus“*

**„... trete beiseite und laß sie vorbeiziehen,  
die Oberaffen und ihr Gefolge ...“ (1943)**

**Aus dem Briefwechsel  
des Kirchenhistorikers Karl August Fink mit dem  
Wehrer Stadtpfarrer Stephan Wildemann**

von Dominik Burkard

Seit einigen Jahren hat eine intensiviertere Erforschung der katholischen Theologen und ihrer Theologie im Nationalsozialismus eingesetzt.<sup>1</sup> Zur Debatte steht nicht nur eine Art „Bestandsaufnahme“ sowie die grundständige Aufarbeitung von Affinität und Dissens der Theologen auf breiter Quellenbasis. Es geht auch darum, inwieweit biografische Erfahrung und nationalsozialistischer Kontext auf das wirkten, was die Fachwissenschaftler zwischen 1933 und 1945 (und vielleicht darüber hinaus) forschten, lehrten und entwickelten. Schlug sich beispielsweise der 1934/35 beginnende „Kampf ums Alte Testament“ oder das durch den Nationalsozialismus propagierte „arische“ Christusbild signifikant im theologischen Arbeiten der Exegeten nieder? Wie gingen die Kirchenhistoriker mit den plump konstruierten Geschichtsdeutungen des Nationalsozialismus um? Inwieweit ließen sich die Moraltheologen in

---

\* Es gelten folgende Archivsiglen: ACST (Archiv des Campo Santo Teutonico, Rom), BA Berlin (Bundesarchiv), DAR (Diözesanarchiv Rottenburg), EAF (Erzbischöfliches Archiv Freiburg), MGH (Archiv der Monumenta Germaniae Historica, München), UAT (Universitätsarchiv Tübingen). Die Fotos (außer Abb. 10) stammen aus Teil-NL Fink (in Privatbesitz).

<sup>1</sup> Vgl. das vom Verfasser angestoßene Unternehmen „Katholische Theologie im Nationalsozialismus“. Bisher erschienen: Dominik Burkard/Wolfgang Weiß (Hg.), *Katholische Theologie im Nationalsozialismus*. Bd. 1/1: *Institutionen und Strukturen*, Würzburg 2007; Dominik Burkard/Wolfgang Weiß (Hg.), *Katholische Theologie im Nationalsozialismus*. Bd. 1/2: *Institutionen und Strukturen*, Würzburg 2011. – In Kürze erscheint: Dominik Burkard/Wolfgang Weiß/Konrad Hilpert (Hg.), *Katholische Theologie im Nationalsozialismus*. Bd. 2/1: *Disziplinen und Personen: Moralthologie und Sozialethik*, Würzburg 2016.

die damals aktuellen Debatten um Sterilisation, Eugenik und Euthanasie ein? Veränderte sich das inhaltliche Profil der theologischen Fächer und Disziplinen durch Anpassung und Abwehr? Oder blieben sie im Kern unberührt?

Bei aller Berechtigung, ja Notwendigkeit, diese spezifische Fragestellung an die theologischen Fachvertreter und ihre publizistische und lehrende Tätigkeit in den 1930er- und 1940er-Jahren anzulegen, darf die Gefahr des verengten Blickwinkels nicht übersehen werden: Wieviel an Realität wird durch eine solch übergeordnete Fragestellung überhaupt eingefangen, wahrgenommen? Was bleibt außen vor? Werden hier Menschen in ihrer Persönlichkeit nicht auf *eine* Perspektive verkürzt? Will man ihnen wirklich gerecht werden, gilt es, die methodisch notwendige Engführung immer wieder auch aufzubrechen durch eine möglichst breite Herangehensweise. Im Folgenden sei dies versucht am Beispiel des Kirchenhistorikers Karl August Fink (1904–1983).<sup>2</sup>

## 1. Die beiden Korrespondenzpartner

Über den aus Konstanz stammenden Theologen, der 1937 zunächst außerordentlicher Professor im ostpreußischen Braunsberg, dann 1940 Vertreter der Professur für Kirchengeschichte in Tübingen wurde und dort bis zu seiner Emeritierung lehrte, konnte der Verfasser vor Kurzem zwei Studien und eine größere Edition vorlegen.<sup>3</sup> Sie zeigen den Freiburger Diözesanpriester und Kirchenhistoriker in den wissenschaftlichen,

<sup>2</sup> Zu ihm: Rudolf Reinhardt, Karl August Fink zum Gedenken. Mitherausgeber der Theologischen Quartalschrift 1941–1983, Schriftleiter 1959–1961, in: ThQ 163 (1983), S. 81–85; Ders., Karl August Fink †, in: ZKG 94 (1983), S. 251–255; Ders., in: ZSRG.K 68 (1984), S. 456–458; Ders., Art. Fink, in: BBKL 14 (1998), S. 990–994; Hermann Diener, Karl August Fink 1904–1983, in: QFIAB 63 (1983), S. XXVII–XXXII.

<sup>3</sup> Dominik Burkard, Revisionistische oder kritische Kirchengeschichtsschreibung? Der Tübinger Theologe Karl August Fink (1904–1983), in: RJKG 32 (2013), S. 173–210; Dominik Burkard, Der *andere* Katholizismus. Kommentare zum kirchlichen Zeitgeschehen der 1950er- und 1960er-Jahre im Briefwechsel zwischen Hans Barion und Karl August Fink, in: Dominik Burkard/Nicole Priesching (Hg.), Katholiken im langen 19. Jahrhundert. Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Otto Weiß zum 80. Geburtstag, Regensburg 2014, S. 349–449; Dominik Burkard, „... ein ebenso rabiater Kirchenmann wie Nationalist ...“? Der Kirchenhistoriker Karl August Fink (1904–1983) und Rom, in: Michael Matheus/Stefan Heid (Hg.), Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke: Der Campo Santo Teutonico und der Vatikan 1933–1955 (RQ Suppl. 63), Rom/Freiburg/Wien 2015, S. 457–559.



Abb. 1: Pfarrkirche und Pfarrhaus in Wehr.

politischen, aber auch kirchlichen Auseinandersetzungen vor allem der 1930er-, 1940er- und 1950er-Jahre. Im Folgenden sollen andere, stärker persönliche Seiten zur Sprache kommen. Ediert wird Finks Briefwechsel<sup>4</sup> mit dem Wehrer Stadtpfarrer Stephan Wildemann (1882–1946).<sup>5</sup>

Beide lernten sich kennen, als Fink 1928 nach seiner Priesterweihe zur Absolvierung seines ersten Vikarjahres in die südbadische Industriegemeinde Wehr geschickt wurde. In der Zeit der gemeinsamen Seelsorgsarbeit fanden beide offenbar zu einem vertrauten Verhältnis, das nicht nur im amtlichen Sinn als „mitbrüderlich“, sondern als freundschaftlich und wertschätzend bezeichnet werden kann. Der Kontakt, der bis zum Tod Wildemanns über die Jahrzehnte hin Bestand hatte, bietet seltene Einblicke in die Persönlichkeit Finks und selbstverständlich auch Wildemanns. Grundsätzlich leisten die hier edierten Briefe einen Beitrag zur Lebenswirklichkeit des Klerus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>6</sup>

### Stephan Wildemann

Der Wehrer Pfarrer Stephan Wildemann stammte aus einfachsten Verhältnissen. 1882 war er in der Gemeinde Malsch im Landkapitel Ettlingen als Sohn des Bauern Konrad Wildemann und der Ida Kühn geboren und mit drei älteren Schwestern und zwei jüngeren Brüdern aufgewachsen. Den Wunsch, Pfarrer zu werden, konnte er nur mit der finanziellen Unterstützung des Erzbistums verfolgen. Als er sich zum Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg meldete, beantragte er mithilfe eines „Dürftigkeits-Nachweises“ eine Ermäßigung des Pensionspreises im Collegium Borromaeum.<sup>7</sup> Nach den erfolgreichen Abschlussklausuren und der sich anschließenden praktisch-asketischen Ausbildung im Pries-

<sup>4</sup> Erhalten in: UAT 395/76.

<sup>5</sup> Zu ihm: EAF, PA Wildemann. Außerdem: Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1946–1950. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 202f.

<sup>6</sup> Dazu vgl. Erwin Gatz (Hg.), *Wie Priester leben und arbeiten. Quellen zur Lebenskultur und Arbeitswelt des deutschen Seelsorgeklerus seit dem Ende des 18. Jahrhunderts*, Regensburg 2011.

<sup>7</sup> 10. September 1903 Gemeinde Malsch: Dürftigkeits-Nachweis um Erlangung einer Ermäßigung des Pensionspreises: „*Gesuchsteller hat 3 weibliche Geschwister im Alter von 31, 27, 24 Jahren und 2 männliche im Alter von 16 und 13 Jahren. Von den weiblichen Geschwistern ist eines versorgt.*“ EAF, PA Wildemann.





Abb. 2: Stephan Wildemann als junger Pfarrer.

terseminar St. Peter wurde Wildemann am 2. Juli 1907 – mitten in der „Modernismuskontroverse“ – zum Priester geweiht und zunächst als Vikar nach Jöhlingen, dann nach Odenheim und Schönau i. W. geschickt. Im Mai 1910 kam er als Kaplan nach Mannheim in die Pfarrei St. Sebastian. Bei seinem Weggang im Oktober 1917 wusste der damalige Pfarrer Franz Joseph Bürck (1866–1952)<sup>8</sup> nur das höchste Lob von ihm zu singen.<sup>9</sup> Auch sonst wird Wildemann in Zeugnissen durchweg als befähigt, pflichtbewusst, vertrauensgewinnend, uneigennützig, arbeitswillig, ruhig, „*verträglich*“ sowie überlegt charakterisiert.<sup>10</sup> 1917 übernahm Wildemann die Pfarrei Oberhausen im Dekanat Philippsburg, zunächst als Pfarrverweser, ab 1918 dann als Pfarrer. Damit begann die Selbstständigkeit; zwei seiner Schwestern führten ihm fortan den Haushalt.<sup>11</sup> Wildemann war, um den Anforderungen der Seelsorge gewachsen zu sein, um stete Fortbildung bemüht. So beantragte er etwa 1921 beim Bischöflichen Ordinariat eine Lizenz zum Lesen der vom römischen „Index librorum prohibitorum“ verbotenen Bücher. Die Eingabe motivierte er durch die Begründung, die Kenntnis gewisser Schriften sei für eine gedeihliche Großstadtseelsorge unerlässlich.<sup>12</sup> In den Jahresberichten des zuständigen Dekans wird Wildemann denn auch durchweg als „*klug und energisch*“ charakterisiert.<sup>13</sup> Anfeindungen seiner Tätigkeit von

<sup>8</sup> Gebürtig aus Ottenhöfen, früh Vollwaise, Studium der Theologie, 1891 Priesterweihe, Vikar in Kenzingen und Freiburg (St. Martin), 1898 für 11 Monate in Feldkirch, weil er Jesuit hatte werden wollen, 1899 Pfarrverweser in Löffingen, 1901 Pfarrverweser in Mannheim (Untere Pfarrei), 1909 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg mit einer (kleinen) Arbeit über „Die Lehre vom Gewissen nach dem hl. Antonin“, 1916 Promotion zum Dr. phil. in Bonn mit einer Studie über „Die Psychologie des hl. Antoninus von Florenz“, 1921 Pfarrer in Schenkenzell, 1927–1937 Pfarrer in Freiburg-Günterstal, gestorben in Freiburg, begraben in Ottenhöfen. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1951–1955*. Verzeichnis der in den Jahren 1951 bis 1957 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 77 (1957), S. 171–285, hier S. 197.

<sup>9</sup> 12. Juli 1918 Stadtpfarramt Mannheim St. Sebastian (Pfr. Bürck) an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

<sup>10</sup> Vgl. die diversen Zeugnisse in EAF, PA Wildemann.

<sup>11</sup> 12. Februar 1919 Dekan Meisel: Jahresbericht für 1918. EAF, PA Wildemann.

<sup>12</sup> 18. September 1921 Wildemann an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

<sup>13</sup> Vgl. EAF, PA Wildemann. – Sein Dienstzeugnis beim Weggang aus Oberhausen liest sich als Spiegel der pfarrlichen Tätigkeiten. Hier heißt es: „*Nahezu 10 Jahre hat der Genannte die jetzt über 4000 Seelen zählende Pfarrgemeinde Oberhausen als Pfarrverweser und Pfarrer mit mehreren und verschiedenen H.H. Vikaren gewissenhaft pastoriert. 1. Seine Gesundheit war im Allgemeinen gut und seine körperliche Leistungsfähigkeit dementsprechend. Zeitweilig, veranlaßt durch schwächliche und eigenartig veranlagte H.H. Vikare, war für ihn die Pastorationsarbeit gar zu groß. 2. Sein religiös-sittlicher Wandel war standesgemäß. Sein Verhalten war klug*



Seiten kirchenfeindlicher und kommunistischer Kreise blieben nicht aus.<sup>14</sup>

1927 verließ Wildemann Oberhausen und wechselte nach Wehr, wo er von Beginn an auch einen Vikar zur Ausbildung und zur Hilfe zugeteilt bekam. Sein unmittelbarer Dienstvorgesetzter, Dekan Michael Klär (1870–1939)<sup>15</sup> in Öflingen, attestierte ihm Anfang 1929, also in jenem Jahr, in dem Fink in Wehr mithalf, einen „festen, entschiedenen, heiteren Charakter“. Sein Wandel sei „in jeder Beziehung tadellos und standesgemäss“. Wildemann sei vorsichtig im Umgang, halte gewissenhaft die Residenzpflicht und erfülle die seelsorgerlichen Pflichten „mit grossem Eifer und gutem Geschick“. Überhaupt zeige er sich auf allen Gebieten „als tüchtiger, praktischer Seelsorger“. Wildemann habe in Wehr die religiö-

---

berechnend, weitsichtig und schweigsam. 3. Trotz oder vielmehr wegen des von Mannheim bei seit Jahren genährten Kommunismus war sein Berufseifer beharrlich, seine Predigten wohl-durchdacht, und nach Aussage des H.H. Schulinspektors Billmann seine Katechese sehr gut. Gerne widmete er sich der Krankenseelsorge und unermüdetlich war seine Vereinstätigkeit. 4. Durch fleißiges Studium, wie es durch seine große Pfarrei notwendig war, hat er sich in apologetischer und sozialpolitischer Beziehung ausgezeichnet. Aus seinen Referaten bei den Kapitels-konferenzen war dies ersichtlich. 5. Sein Verhalten bei den gottesdienstlichen Funktionen – auch gegen Mesner und Ministranten – war vorbildlich; sein Gesang fehlerlos. Durch seine 20jährige Pastorationserfahrung, verklärt durch priesterliche Frömmigkeit, ‚vermochte er Licht, Wärme und Kraft in reicher Fülle mit ins Leben hinauszugeben‘. Zu Oberhausen wird er verdienstermaßen in bestem Andenken bleiben.“ 9. Mai 1927 Dekan Meisel, Neudorf (Dekanat Philippsburg): Dienstzeugnis. EAF, PA Wildemann.

<sup>14</sup> So kam es im Frühjahr 1923 zu öffentlichen Anfeindungen, wobei auch seine Predigt am Weißen Sonntag in der kommunistischen Presse angegriffen bzw. entstellt wurde. Wildemann erzwang eine Klage gegen das Presseorgan und rechtfertigte sich gegenüber dem Ordinariat: „Der Artikel ist vom Anfang bis zum Ende eine Lüge. Der Predigt am weißen Sonntag lag der Gedanke zugrunde: ‚Bleibet in meiner Liebe!‘ Jesus ist mein Freund; Jesus der einzig Notwendige und Unentbehrliche in der Welt. Die Welt hat Ersatzmittel für Jesus gesucht: Wissenschaft, Kunst, Technik, Bildung, Politik, Dampf, ... Kanonen. Es geht aber nicht ohne Christus ... Überall Bankrott ohne ihn. Wir halten an ihm fest. Die Revolutionäre vor 100 Jahren haben die christliche Zeitrechnung abgeschafft. ‚Wir wollen keinen Kalender ohne weißen Sonntag, keine Schule ohne Erstkommunikanten, kein Dorf ohne Dorfkirche, keine Kirche ohne Tabernakel, kein Haus ohne Herrgottsche, kein Rathaus ohne christl[ichen] Geist, keinen Sonntag ohne Christus.‘ Dann habe ich noch gesagt: Heute ist Abstimmung der Jugend für Jesus. Das der Gedanke u[nd] Teil der Predigt, der den Alten galt.“ 27. April 1923 Wildemann, Oberhausen, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

<sup>15</sup> Gebürtig aus Oberhausen, 1893 Priesterweihe, anschließend Vikar in Todtnau, 1894 in Kirchhofen, 1895 Pfarrverweser in Heinstetten, 1897 Kaplaneiverweser in Allensbach, 1900 Pfarrverweser in Schönau im Schwarzwald, 1902 Pfarrer in Öflingen (Wehr), 1916 auch Kammerer des Kapitels Säckingen, 1919 Dekan, 1927 Verleihung des Titels „Erzbischöflicher Geistlicher Rat“. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Engelbert Krebs/Franz Vetter, Necrologium Friburgense 1936–1940. Verzeichnis der in den Jahren 1936–1940 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 68 (1941), S. 1–55, hier S. 35.



Abb. 3: Prozession mit Pfarrer Wildemann und zwei Kaplänen, Wehr.

sen und sozialen Vereine eingeführt und pflege diese „*opferwillig*“. Auch bemühe er sich in der Diasporasituation mit Erfolg, die Katholiken zu sammeln und die ihnen gebührende Geltung zu verschaffen. Den (vergrößerten) Haushalt besorgten ihm auch in Wehr seine beiden Schwestern, die der Dekan als „*sehr fromm und bescheiden*“ bezeichnete.<sup>16</sup>

1930 zeigten sich bei Wildemann erste gesundheitliche Probleme, im Herbst wurde ein Herzleiden festgestellt. Auf ärztliches Anraten hin unterzog er sich einem Kuraufenthalt in Bad Nauheim, stürzte sich nach seiner Rückkehr aber wieder mit dem gewohnten Eifer in seine Aufgaben. Gegen Jahresende zeigten sich erneut Schwindelanfälle. Ende Januar 1931 brach Wildemann während eines Gottesdienstes am Altar zusammen und musste aus der Kirche getragen werden. Der Arzt verordnete 14-tägige Bettruhe und hielt einen längeren Urlaub für notwendig.<sup>17</sup> Die Seelsorge besorgte unterdessen Vikar Karl Albert Krautheimer

<sup>16</sup> 5. Januar 1929 Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1928. EAF, PA Wildemann.

<sup>17</sup> Der Dekan bestätigte den Zustand als „*schwere Erkrankung des ganzen Nervensystems infolge intensiver, langjähriger Seelsorgearbeit*“. 25. Juni 1931 Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

(1905–1966)<sup>18</sup>, den man im Ordinariat aber als „für längere Zeit den Anforderungen der grossen Industriegemeinde nicht gewachsen“ erachtete.<sup>19</sup> Ab Februar 1931 schickte das Ordinariat deshalb einen zweiten Vikar nach Wehr.<sup>20</sup>

Der angeschlagene Gesundheitszustand Wildemanns wirkte sich zunehmend negativ auch auf die Seelsorgsarbeit aus. Jedenfalls enthielt der dekanatsamtliche Jahresbericht für 1933 erste Klagen: In „den schwierigen Zeitverhältnissen“ empfänden die Leute das Fehlen des Pfarrers besonders schmerzlich; die Vikare könnten auf Dauer den Pfarrer nicht ersetzen. Zwar arbeiteten sie mit gutem Willen, doch fehle „die zielbewusste, harmonische Führung“.<sup>21</sup> Dazu kam, dass die beiden Schwestern Wildemanns, die mithilfe einer Magd den Haushalt führten, ebenfalls leidend waren; eine der Schwestern war fast völlig erblindet, die andere befand sich in ärztlicher Behandlung. Die „früher [...] sehr gute Pfarrei“ drohte – so der Dekan – Schaden zu nehmen; wesentliche Besserung sei in absehbarer Zeit nicht zu erhoffen. Im Jahresbericht für 1934 formulierte er dann jedoch etwas weniger dramatisch: Wildemann sei „angegriffen, herzleidend“ und könne „seit Jahren kein Amt halten und nicht mehr predigen“, gleichwohl sei er nach wie vor ein „lebhafter, ausgeglichener, fester Charakter“, werde von seiner Pfarrei geschätzt, sei „beliebt und geachtet“. Insbesondere müsse bei seinem Zustand die „gute kirchliche Gesinnung, solide Kenntnisse und grosse Erfahrung“ hervorgehoben werden, die „den Vikaren zugute“ komme.<sup>22</sup>

<sup>18</sup> Gebürtig aus Renchen, Besuch des Gymnasiums und Konradihauses in Konstanz, wo er auch den Schulchor und das Schulorchester leitete, 1929 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wehr, 1931 Präfekt des Konradihauses in Konstanz und Vikar in Mannheim-Käfertal, ab 1936 schriftstellerische Tätigkeit für den „Konradskalender“ und das „Konradsblatt“, 1938 Pfarrverweser in Bietingen (Dekanat Meßkirch), nebenher Betätigung als religiöser Volksschriftsteller (u. a. die Heiligenlegende „Heilige Deutschlands“ und zahlreiche volksnahe Erzählungen), 1941 Pfarrer von Bietingen, 1946 Definitor des Dekanats Meßkirch, nach 1945 nebenamtlicher Schriftleiter des „Konradsblattes“, von 1950 bis 1961 hauptamtlicher Schriftleiter in Karlsruhe, 1956 Geistlicher Rat, 1964 Päpstlicher Geheimkämmerer. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Necrologium Friburgense 1966–1970. Nachtrag, in: FDA 94 (1974), S. 624–635, hier S. 625/626; Alfred Th. Heim, Volksnaher Priester und wortgewaltiger Prediger, in: „Südkurier“ vom 15. April 2005.

<sup>19</sup> 28. Januar 1931 Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

<sup>20</sup> 31. Januar 1931 Erzbischöfliches Ordinariat an Dekan Klär. EAF, PA Wildemann.

<sup>21</sup> 17. Januar 1934 Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1933. EAF, PA Wildemann.

<sup>22</sup> Dekan Klär an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1934. EAF, PA Wildemann.

Ab 1938 wird in den Jahresberichten jedoch ein deutlich negatives Bild gezeichnet.<sup>23</sup> Dahinter standen wohl auch persönliche Motive; möglicherweise spekulierte der neue, jüngere Dekan Erwin Dold (1895–1949)<sup>24</sup> auf die Wehrer Stadtpfarrei. Die Kritik richtete sich auch gegen die schriftstellerische Tätigkeit Wildemanns, der Dold wenig abgewinnen konnte.<sup>25</sup> In einem Bericht des Dekans vom Frühjahr 1941 heißt es, Wildemann habe ein „*ruhiges eingezogenes, grüblerisches Wesen*“<sup>26</sup>, ein Jahr später nennt ihn der Dekan sogar „*grüblerisch, empfindsam, von sich eingenommen*“.<sup>27</sup> Zwar predige Wildemann inzwischen wieder ziemlich regelmäßig und werde „*in seiner philosophischen Art von manchen gerne gehört*“<sup>28</sup>, selbst im Dies der Dekanatsgeistlichen sei er als Diskussionsredner von einigen Mitbrüdern gern gesehen, und Wildemann fühle sich seiner Arbeit trotz des Herzleidens auch noch gewachsen, die Pfarrangehörigen aber – so der Dekan – dächten „*nicht gerade alle so*“.<sup>29</sup>

Ist aus diesen Berichten ein Minderwertigkeitskomplex des Dekans herauszuhören oder die Überheblichkeit eines umtriebigen, in seinen besten Jahren stehenden „Kämpfers“? Jedenfalls aber deuten sie auf eine rege geistige Tätigkeit Wildemanns hin, der – durch seine Krankheit in der Predigtstätigkeit behindert – die Publizistik als „zweite Kanzel“ ent-

<sup>23</sup> So wurde auch die Bemerkung des Dekans im Jahresbericht für 1938, Wildemann sei „*gesundheitlich der Pfarrei nicht mehr gewachsen*“, vom Ordinariat am Rand dick und blau angestrichen. EAF, PA Wildemann.

<sup>24</sup> Gebürtig aus Unterkirnach, Teilnahme am 1. Weltkrieg, zuletzt als Leutnant und mit dem EK I und II ausgezeichnet, Studium der Theologie, 1922 Priesterweihe, Vikar in Offenburg (Dreifaltigkeit), 1923 in Oberkirch und 1927 in Baden-Baden (Unsre Liebe Frau), 1930 zunächst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Rheinfelden, 1940 auch Dekan des Kapitels Säckingen, 1947 Geistlicher Rat, gestorben an einem Herzschlag in der Alb von Unteralpfen. Die schwierige Industriepfarrei Rheinfelden meisterte Dold mit einer zupackenden Art, aufgeschlossen gegenüber modernen Formen der Seelsorge und der liturgischen Bewegung. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1946–1950*. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 236.

<sup>25</sup> Vgl. 31. März 1941 Dekan Dold, Rheinfelden, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1940. EAF, PA Wildemann.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Letzteres wurde vom Sachbearbeiter des Ordinariats unterstrichen.

<sup>28</sup> 10. März 1943 Dekan Dold, Rheinfelden, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1942. EAF, PA Wildemann.

<sup>29</sup> 21. Februar 1942 Dekan Dold, Rheinfelden, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1941. EAF, PA Wildemann.

deckt hatte, um seiner reichen Gedankenwelt Ausdruck zu geben. Und wie als Bestätigung dessen heißt es im Nekrolog, den Wildemann wenige Jahre nach seinem Tod im „Freiburger Diözesan-Archiv“ fand: „W[ildemann] war eine selten tiefe, gediegene, uneigennützig und fadengerade Persönlichkeit, die aus der sicheren und tieffromm erlebten Gläubigkeit heraus ihren priesterlichen Weg ging, allen Äußerlichkeiten völlig abhold. W[ildemann] hat an allen Stätten seiner Wirksamkeit tiefgehend und nachhaltig gewirkt, dabei keine Rücksicht auf sich selbst nehmend. So zog er sich früh ein schweres Herzleiden zu, das ihm, dem tiefgründigen Prediger, die Kanzel verbot und ihn auch kaum mehr katechetisieren ließ, was er auf das gediegenste getan hatte. Und doch drängte der Reichtum seiner inneren Glaubenswelt, sich auszusprechen. So entstanden eine Reihe von sehr beachtlichen Veröffentlichungen, die den Namen W[ildemanns] weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt gemacht haben.“<sup>30</sup> Tatsächlich tritt dem Leser in Wildemanns Publikationen<sup>31</sup> ein herzhafter, zupackender Seelsorger entgegen, der auch schwierigen Themen nicht aus dem Weg ging. Wildemann zeigt keine ideologischen Scheuklappen, steht mit beiden Beinen auf dem Boden und versucht in ansprechender Weise, Lebens-, Entscheidungs- und Argumentationshilfe zu geben. – Charakterzüge, die auch im Briefwechsel mit Fink aufleuchten.

<sup>30</sup> Ginter, Necrologium Friburgense 1946–1950 (wie Anm. 5) S. 203.

<sup>31</sup> Stephan Wildemann, Wie sieht der katholische Christ die Makeln in der geschichtlichen Wirklichkeit seiner Kirche? 1937 (Möglicherweise ein Reflex auf Diskussionen mit Fink. Noch heute rühmen ehemalige Hörer Finks, bei diesem trotz schärfster Kritik eine tiefe Loyalität zu Glauben und Kirche gelernt zu haben); Stephan Wildemann, Christi Kirche für Heilige oder Sünder? Wehr 1937 (59 S.); Stephan Wildemann, Wenn das der Sinn vom Ordensleben ist ..., Säcking a. Rh. 1938 (28 S.); Stephan Wildemann, Vom Lebenswert des Mariendogmas, Säcking a. Rh. 1939 (96 S.); Stephan Wildemann, Organisation oder Liebe, Mannheim 1947 (11 S.); Stephan Wildemann, Die Frohbotschaft unseres Glaubens. Ein Lesebuch zur religiösen Weiterbildung. Bd. 1: Gott, der Eine und Dreifaltige, Karlsruhe 1947; Bd. 2: Die Geschöpfe in Erschaffung, Sünde und Heiligkeit, Karlsruhe 1948; Bd. 3: Der Mensch in der Vollendung, Karlsruhe 1947. Ebenfalls erst nach Wildemanns Tod erschienen: Stephan Wildemann, Ehe und Jungfräulichkeit, Karlsruhe 1949 (87 S.); Stephan Wildemann, Die heilige Elisabeth. Deutungen und Erwägungen zum Wesen der Heiligkeit, Karlsruhe 1949 (92 S.).

## Karl August Fink

Fink war 1904 in Konstanz als Sohn eines Militärbeamten<sup>32</sup> geboren und wuchs, zusammen mit seinen drei Brüdern und zwei Schwestern, sozusagen in der Kaserne auf.<sup>33</sup> Die ersten beiden Jahre des Weltkriegs verbrachte er mit Mutter und Geschwistern bei seinem geistlichen Onkel Gustav Adolf Walz (1878–1937)<sup>34</sup> auf dem Land. Von diesem wurde er privat auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet, das er ab 1916 wiederum in Konstanz besuchte und 1923 mit gutem, wenngleich nicht glänzendem Reifezeugnis abschloss.<sup>35</sup> Schon früh war in ihm der Wunsch gewachsen, Priester zu werden.<sup>36</sup> Sein Heimatpfarrer stellte

---

<sup>32</sup> Die Taufe nahm am 22. Mai 1904 Divisionspfarrer Scheu vor. Als Beruf des Vaters wird im Taufzeugnis angegeben: Zahlmeister-Aspirant des II. Bataillons und 6. Badischen Infanterieregiments Nr. 114. Vgl. 21. Februar 1923 Taufzeugnis. EAF, PA Fink.

<sup>33</sup> Bereits mit zehn Jahren, am 9. Oktober 1914, empfing Fink im Münster zu Konstanz durch Weihbischof Knecht das Firmsakrament. 25. Februar 1923 Firmzeugnis. EAF, PA Fink.

<sup>34</sup> Gebürtig aus Rohrdorf bei Meßkirch, Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg, 1901 Priesterweihe, Vikar in Schonach, 1902 in Karlsdorf, 1904 Pfarrverweser in Karlsdorf, 1905 in Langenbrücken, 1906 in Obersäckingen, 1909 in Oberwinden, 1910 in Neuweiler, 1912 in Nußloch, 1913 Pfarrer in Hochemmingen und 1922 Pfarrer in Glottertal. – In Hochemmingen baute Walz ein neues Pfarrhaus und die Neffen halfen ihm – wie Fink später einmal rückblickend berichtet – beim Anlegen des Pfarrgartens. Walz gehörte auch zu den Mitbegründern des Carolushauses in Dürrheim und war dessen langjähriger Rechnungsführer. Während des 1. Weltkriegs übernahm er im Umkreis Dürrheims die Lazarettseelsorge. Gerühmt wurden sein Eifer für den Priesternachwuchs, seine seelsorgerlichen Aushilfen im Priesterseminar von St. Peter und allgemein seine „Herzengüte“. Zu ihm: Engelbert Krebs/Franz Vetter, *Necrologium Friburgense 1936–1940*. Verzeichnis der in den Jahren 1936–1940 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 68 (1941), S. 1–55, hier S. 15 (ungezeichneter Nachruf).

<sup>35</sup> Betragen und Fleiß wurden mit „gut“ bewertet, eine Note, die er auch in den meisten anderen Fächern erhielt, in Deutsch, Latein, Französisch, Mathematik, Physik, Philosophische Propädeutik, Turnen, Englisch und Hebräisch. Ein „sehr gut“ erzielte Fink in den Fächern Religion, Griechisch und Geschichte. Vgl. 16. März 1923 Reifezeugnis des Gymnasiums Konstanz (Abschrift). EAF, PA Fink.

<sup>36</sup> In einem undatierten handschriftlichen Lebenslauf, der vermutlich der Bewerbung um Aufnahme ins Theologische Konvikt im Februar 1923 beilag, legt Fink Rechenschaft ab: *„Im Alter von 4 Jahren kam ich zu meinem Onkel, dem H. Herrn Pfarrer Walz (in Glottertal) und wurde von ihm und meiner Tante mit gleicher Liebe und Sorgfalt wie im Elternhause erzogen. In Oberwinden, wohin mein Onkel unterdessen gekommen war, besuchte ich im vorgeschriebenen Alter von 6 Jahren die Volksschule. In Hochemmingen begann mein Onkel mich aufs Gymnasium vorzubereiten. Mit großer Mühe und großer Geduld widmete er seine freien Stunden dem Lateinunterricht. In Hochemmingen war es auch, wo ich im jugendlichen Alter von 10 Jahren aus den Händen meines Onkels die erste hl. Kommunion empfangen durfte. Nach Vollendung der Vorbereitung kam ich in die Quarta des Gymnasiums in Konstanz, und somit wieder ins Elternhaus. Im Gymnasium promovierte ich in der gewöhnlichen Reihenfolge. Nebenbei half ich meinem Vater, der inzwischen als Militärärwarter eine Kantine übernommen*



ihm ein glänzendes Zeugnis aus: Fink könne „für die Aufnahme in das Theol[ogische] Konvikt bestens empfohlen werden“. Die Eltern seien in Konstanz „achtbare Leute“, der Vater Kantinenwirt, die Mutter die Schwester des Pfarrers Walz in Glottertal. Die bisherige Führung des Abiturienten Fink sei „durchaus einwandfrei“ und lasse „hoffen, daß Beruf zum Priestertum vorhanden ist“. Erbliche Belastung oder körperliche Gebrechen seien nicht vorhanden.<sup>37</sup> Und so studierte Fink als Priesteramtskandidat zwischen 1923 und 1927 in Freiburg sowie – im Sommersemester 1925 – in Münster katholische Theologie sowie mittelalterliche Geschichte, historische Hilfswissenschaften und die Geschichte der Kirchenverfassung. Das universitäre Abgangszeugnis war durchweg gut. Auch der Direktor des Collegium Borromaeum konnte Fink seine Anerkennung nicht versagen, doch lässt sein Skrutinialbericht eine gewisse Reserve erkennen. Offenbar war Fink dem Direktor zu selbstbewusst aufgetreten: Fink sei „noch etwas jugendlich in seinem Charakter und Benehmen, aber gut in seiner Gesinnung und geistig strebsam, dabei nicht frei von zu starkem Selbstbewusstsein und zur Kritik geneigt. Die Begabung ist gut. Im religiösen Leben ist er pflichtgetreu, dürfte aber wohl tiefer gehen und wärmer sein. Im Umgang ist er angenehm und gefällig“.<sup>38</sup> Äußerlich wird Fink als „ziemlich groß, frisch, gesund, höflich, gewandt, aber vorsichtig zurückhaltend“ gezeichnet, seine Begabung sei „gut, doch nicht hervorragend“, er habe „in den Seminarfächern seine Pflicht erfüllt, ohne sich irgendwie auszuzeichnen“. Finks Hauptinteresse liege auf dem historischen Gebiet, dem er sich „mehr als für seine Gesamtbildung gut ist“, gewidmet habe. Fink sei „mehr als

---

hatte, im Geschäft. Allerdings nicht immer mit großer Bereitwilligkeit; aber die stete Arbeit bewahrte mich doch vor vielen Gelegenheiten und Anlässen zu tollen Streichen. Schon im Pfarrhause und noch als ganz kleiner Junge wollte ich Priester werden, hauptsächlich wohl unter dem Eindruck der idealen Umgebung. Nach meiner Übersiedlung ins Gymnasium wurde mein Vorhaben immer stärker. Die hl. Exerzitien, die ich als Mitglied des Jugendbundes in der Unterprima in den stillen Klostermauern von Beuron und in der Oberprima in Feldkirch mitzumachen die Ehre hatte, bestärkten und festigten meinen Entschluß. Und so ist es denn meine feste Absicht, das Studium der Theologie zu ergreifen, und ich hoffe mit Gottes Gnade das ideale Ziel auch zu erreichen und in diesem Berufe glücklich zu werden.“ EAF, PA Fink.

<sup>37</sup> 21. Februar 1923 Stadtpfarrer Börsig, Konstanz (St. Gebhard): Sittenzeugnis. EAF, PA Fink.

<sup>38</sup> Wissenschaftliche und praktische Befähigung werden mit der Note 2 bezeichnet, während Fink in Betragen und Fleiß die Note 1 erlangte. Am Vortrag wurden „Kraft und Nachdruck“ vermisst – Eigenschaften, die später Finks Vorlesungen und Vorträge zu einem „Erlebnis“ machten.



Abb. 4: Weihekurs Finks, dieser oberste Reihe 4. v. r. (1928).

*berechtigt selbstbewußt*“, müsse deshalb noch *„wärmer und ernster“* werden. Dem Wunsch Finks, sich wissenschaftlich weiter zu qualifizieren, stand der Direktor zurückhaltend gegenüber: wenn überhaupt, so solle Fink dies doch *„erst nach einigen Jahren seelsorgerlicher Praxis“* gewährt werden. Jedenfalls komme er aber für *„bessere Posten“* in Frage.<sup>39</sup>

1928, nach der praktischen Vorbereitung im Priesterseminar von St. Peter<sup>40</sup>, wurde Fink von Erzbischof Karl Fritz (1864–1931)<sup>41</sup> zum Pries-

<sup>39</sup> o.D. Erzbischöfliches Konvikt: Skrutinialbericht Nr. 9. EAF, PA Fink.

<sup>40</sup> Von dort hat sich eine Postkarte an die Familie erhalten: „M[eine] L[iebe]. Wir sind heute morgen ½ 10 Uhr hier oben eingezogen. Heute nachmittag besuchte uns Nuntius Pacelli. Es ist ausserordentlich schön und gefällt mir bis jetzt sehr gut. In einigen Tagen folgt ausführliche Nachricht. Zu Ernst[s] Geburtstag nochmals herzliche Glückwünsche Euer Karl.“ 17. Mai 1927 Karl August Fink, St. Peter, an die Eltern. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>41</sup> Gebürtig aus Adelhausen bei Schopfheim, 1884 Abitur, anschließend Studium der Theologie in Freiburg, 1888 Priesterweihe, anschließend Vikar in Oberkirch sowie ab 1889 in Mannheim, 1893 Pfarrverweser, 1895 Pfarrkurat, 1896 aus gesundheitlichen Gründen Wechsel nach Bernau im Schwarzwald, 1899 Kollegialmitglied im Katholischen Oberstiftungsrat in Karlsruhe, 1911 Wirklicher Geistlicher Rat und Kanzleidirektor im Generalvikariat Freiburg, 1916 Domkapitular, 1918 Generalvikar, 1920 Promotion zum Dr. theol. h. c. durch die Theologische Fakultät Freiburg, 1920 Kapitularvikar, anschließend Erzbischof. Zu ihm: Remigius Bäumer,





Abb. 5: Primiz Finks, beim Einzug in die Kirche.  
Zu sehen neben den Eltern Finks auch Emil Göller und Pfarronkel Walz.

ter geweiht. Zunächst wurde er – ab 29. April 1928 – als Vikar im südbadischen Wehr eingesetzt, später in Mannheim. Aufgrund einer während des Studiums verfassten Preisarbeit über „*Die Stellung des Konstanzer Bistums zum Päpstlichen Stuhl im Zeitalter des avignonesischen Exils*“ wurde er am 29. Januar 1929 zum Doktor der Theologie promoviert.<sup>42</sup> Seine Freiburger Lehrer, Emil Göller (1874–1933)<sup>43</sup> in der Theologi-

Art. Fritz, in: Erwin Gatz (Hg.), *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon*, Berlin 1983, S. 217–219; Christoph Schmider, *Die Freiburger Bischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern*, Freiburg i.Br./Basel/Wien 2002, S. 125–133. – Vgl. auch Simon Rüffin, *Ouvertüre zum Konkordat. Die Kirchenpolitik Eugenio Pacellis gegenüber Baden zwischen 1919 und 1932 im Spiegel vatikanischer Akten* (Diplomarbeit am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, 2011).

<sup>42</sup> Karl August Fink, *Die Stellung des Konstanzer Bistums zum Päpstlichen Stuhl im Zeitalter des avignonesischen Konzils* (Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte 6), Freiburg i.Br. 1931. – Vgl. Lebenslauf. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>43</sup> Gebürtig aus Berolzheim (Baden), Studium der Philosophie, Theologie und Geschichte (bei Alois Schulte) in Freiburg, 1897 Priesterweihe, danach Kaplan in Walldürn, dann in Malsch bei Ettlingen, 1900 Promotion bei Heinrich Finke zum Dr. phil. in Freiburg, im gleichen Jahr Mitglied des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, 1903 auch Mitglied des Preußischen

schen und Heinrich Finke (1855–1938)<sup>44</sup> in der Philosophischen Fakultät, hielten Fink – nicht zu Unrecht – für fähig, dem damals lahmdenden Projekt des „*Repertorium Germanicum*“ aufzuhelfen, und empfahlen ihn zum 1. Oktober 1929 als „wissenschaftlichen Hilfsarbeiter“ an das Preußische Historische Institut in Rom, wo ihn Paul Fridolin Kehr (1860–1944)<sup>45</sup> mit der Bearbeitung der Zeit Martins V. beauftragte. Von seinem Bischof beurlaubt, bezog Fink ein Zimmer im Collegio Teutonico beim Campo Santo, dem „Schwalbennest am Petersdom“. Zusätzlich zu seiner Tätigkeit für das „*Repertorium Germanicum*“ am Preußischen Historischen Institut übernahm Fink im April 1930 die Verwaltung der Institutsbibliothek, die damals ohne hauptamtlichen Bibliothekar war.<sup>46</sup> 1932 wurde er im Campo Santo außerdem Vizerektor

---

Historischen Instituts in Rom, 1906 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg i.Br., 1909 Professor für Kirchenrecht, gleichzeitig Rektor des Collegium Sapientiae in Freiburg (bis 1920), seit 1918 Ordinarius für Kirchengeschichte in Freiburg, seit 1922 Mitherausgeber der „Römischen Quartalschrift“ und der „Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte“, 1924 zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt. Er wird 1933 als „*einer der fruchtbarsten und stärksten anregenden Kirchenhistoriker der Jetztzeit*“ bezeichnet. Zu ihm: Heinrich Finke, Emil Göller †, in: HJ 53 (1933), S. 277–279; Joseph Sauer, Emil Göller †, in: FDA 61 (1933), S. VII–XXXI; Wilhelm Kosch, Das katholische Deutschland. Biographisch-bibliographisches Lexikon, 2 Bde., Augsburg 1933 ff., hier I, S. 1052f.

<sup>44</sup> Gebürtig aus Krechting (Westfalen), Besuch des Gymnasiums Paulinum in Münster, Studium der Philologie in Münster, Tübingen und München, 1879 Promotion zum Dr. phil. in Tübingen, 1882/1883 Archivbeamter in Schleswig, dann mehrere Jahre Journalist, Begründer des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft und Mitherausgeber des „Historischen Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft“, 1887 Privatdozent, 1891 ao. und 1897 o. Professor für Geschichte in Münster, 1898 o. Professor für Geschichte in Freiburg, ab 1924 Präsident der Görres-Gesellschaft, zahlreiche Ehrungen. Zu ihm: Johannes Spörl, Heinrich Finke (1855–1938), in: HJ 58 (1938), S. 241–248; Clemens Bauer, Heinrich Finke, in: Hochland 36 (1938/39), I, S. 432–435; Kosch, Das katholische Deutschland (wie Anm. 43) I, S. 758f.

<sup>45</sup> Gebürtig aus Thüringen, Schüler am Halberstädter Domgymnasium, Studium der Geschichte in Göttingen und München, 1883 Promotion zum Dr. phil. in Göttingen, sein Interesse an römischer Geschichte führte ihn nach Wien zu Theodor von Sickel (1826–1908), 1885/1886 erstmals mit Sickel in Rom, 1889 Habilitation in Marburg, 1895 Professor in Göttingen, 1903–1936 Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom, 1915–1929 zugleich Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und Leiter des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte“, Begründer der „*Germania Sacra*“, 1919–1936 außerdem Vorsitzender der Zentralkommission der MGH. Kehr bezeichnete sich selbst – trotz seiner Freundschaft mit Pius XI. – als „*ein ziemlich unchristlicher, positiv skeptischer deutscher Gelehrter von allerdings wenig sehenswerter protestantischer Provenienz*“. Zu ihm: Roland Böhm, Art. Kehr, in: BBKL 3 (1992), S. 1285–1290.

<sup>46</sup> Diener, Fink (wie Anm. 2), S. XXVIII.

<sup>47</sup> Vgl. das „*Questionario*“: Relazione dei Seminari e Collegi ecclesiastici di Roma relativa all'anno scolastico 1932/33. ACST 10240. – Nach dem Ausscheiden Finks im Herbst 1935

(„Dekan“) des Priesterkollegs<sup>47</sup>, das in jener Zeit aufgrund der restriktiven Devisenbestimmungen zunehmend in ernste Schwierigkeiten geriet.<sup>48</sup> Für Priesterkolleg und Görres-Gesellschaft übernahm Fink zeitweise auch die Schriftleitung der *„Römischen Quartalschrift“*. Das Angebot einer Kaplaneistelle am Campo Santo ab Herbst 1933 konnte Fink im September desselben Jahres ablehnen, nachdem er – rückwirkend ab April 1933 – vom Preußischen Historischen Institut auf eine planmäßige Assistentenstelle übernommen worden war.<sup>49</sup> Damit hatte sich nicht nur die Frage seiner bislang unbefriedigenden Finanzierung geklärt. In der Folge wurde die Bindung an den Campo Santo etwas lockerer.<sup>50</sup>

Fink war zu Beginn seiner römischen Studien wohl davon ausgegangen, in wenigen Jahren den Freiburger Lehrstuhl seines Lehrers und Förderers Emil Göller übernehmen zu können. Diese Hoffnung zerbrach sich allerdings jäh, als Göller am 29. April 1933 völlig unerwartet im Alter von gerade einmal 60 Jahren starb. Durch den Tod Göllers verzögerte sich nicht zuletzt die Habilitation Finks erheblich.<sup>51</sup> Im Mai 1935 lagen schließlich die erforderlichen Freiburger Gutachten zu seiner

---

übernahm das Amt Joachim Birkner. Auch Hubert Jedin und Friedrich Stegmüller verließen im Studienjahr 1935/36 das Haus, ebenso Jakob Carroll (Sydney), Karl Sloane (New York) und Eduard Stakemeier (Paderborn). *Relazione dei Seminari e Collegi ecclesiastici di Roma relativa all'anno scolastico 1935/36*. Ebd.

<sup>48</sup> Dazu vgl. ausführlich Erwin Gatz, *Der Campo Santo seit dem Tode Anton de Waals (1917)*, in: Erwin Gatz (Hg.), *Hundert Jahre deutsches Priesterkolleg beim Campo Santo Teutonico 1876–1976*. Beiträge zu seiner Geschichte (RQ. Suppl. 35), Rom/Freiburg/Wien 1977, S. 9–38, hier S. 12f.

<sup>49</sup> *„Eine Bewerbung meinerseits für die Freiburg angebotene Kaplanei kommt also nicht mehr in Frage.“* 7. September 1933 Fink, Rom, an Rektor Stoeckle. – *„Was die Kaplanei in unserem Hause, die eine Weile für Sie in Betracht gezogen war, betrifft, so erhielt ich jüngst vom Herrn Privatdozenten Dr. Stegmüller die briefliche Mitteilung, daß das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg i. Br. ihn in Vorschlag bringe.“* 25. September 1933 Stoeckle, München, an Fink. Beides ACST 13506.

<sup>50</sup> Dafür integrierte sich Fink offenbar bestens ins Preußische Historische Institut. Vgl. etwa o. D. [1933] Bock, Rom, an Kehr. MGH NL Bock 184: Dr. Gerich habe eine Einladung zum Schubertfilm geschickt. *„Dr. Fink hat die Sache für uns absolviert in der Erwägung, dass ein geistlicher Herr noch am besten Musik nötig hat von unserem Kollegium.“* – Der Rektor des Campo Santo, Hermann Maria Stoeckle (1888–1972), sah in der Assistentenstelle für Fink eine *„sehr schätzenswerte Auszeichnung“*. Auf die dem Erzbistum Freiburg angebotene Kaplaneistelle konnte Friedrich Stegmüller nichtsrücken. Vgl. 25. September 1933 Stoeckle, München (Blumenstr. 30/3), an Fink. ACST 13506. – Einige wenige Schreiben Finks an Kehr haben sich erhalten in: MGH VI HA NL Kehr.

<sup>51</sup> So 21. Februar 1935 Sauer an Rektor der Universität Freiburg. UAT 351/104.

Habilitationsschrift über Martin V. und Aragon vor.<sup>52</sup> Und so wurde Fink am 25. Juni 1935 – gerade mal 31-jährig – habilitiert.<sup>53</sup> Es folgte – als Voraussetzung einer Zulassung zum Privatdozenten – der vorgeschriebene Besuch des Dozentenlagers, das von 4.–24. August 1935 in Kiel-Kitzeberg stattfand.<sup>54</sup>

Wohl während des Dozentenlagers kam es zu einer Aussprache mit Werner Weber (1904–1976)<sup>55</sup>, dem zuständigen Referenten im Reichswissenschaftsministerium<sup>56</sup>, der Fink eine Lehrstuhlvertretung in Braunschweig in Aussicht stellte.<sup>57</sup> Anfang Oktober 1935 forderte das Ministerium Fink auf, rasch seine Lehrprobe in Freiburg hinter sich zu bringen, um die Vertretung in Braunschweig übernehmen zu können.<sup>58</sup> Die dreistündige Probevorlesung fand am 7., 8. und 9. November vor einem gro-

<sup>52</sup> Karl August Fink, Martin V. und Aragon (Historische Studien 340), Berlin 1938. ND Vaduz 1965.

<sup>53</sup> „*Sehr geehrter Herr Doktor, es ist mir erfreulich, Ihnen mitzuteilen, dass die Fakultät am heutigen Tage ihre Habilitation ausgesprochen und Sie zum Dr. habil. in der Theologie erklärt hat. Ich spreche Ihnen namens der Fakultät die besten Glückwünsche aus und füge die vom Ministerium übersandte Gefällwirkung(?) und die Ständesliste an. Mit deutschem Gruß.*“ 25. Juni 1935 Theologische Fakultät (Dekan Hilling), Freiburg, an Fink. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>54</sup> 24. August 1935 Deutsche Dozentenschaft/Deutsche Akademie (Kriek), Berlin: Dienstleistungszeugnis. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>55</sup> 1935 zugleich Professor an der Wirtschaftshochschule Berlin, 1942 an der Universität Leipzig, 1945 wegen Mitgliedschaft in der NSDAP und der SA entlassen, 1949 Professor in Göttingen, 1956/57 Rektor der Universität. Zu ihm: Ernst Klee, Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a.M. 2003, S. 658; Gerhard Reifferscheid, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 7), Köln/Wien 1975, S. 47f., Anm. 72; Thomas Marschler, Kirchenrecht im Bannkreis Carl Schmitts. Hans Barion vor und nach 1945, Bonn 2004, S. 28; bei Michael Grüttner, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, Heidelberg 2004, fehlt ein Biogramm Webers. Vom Dekan der Münchener Theologischen Fakultät, Johannes Zellinger, wurde Weber im Entnazifizierungsverfahren eine wohlwollende Haltung attestiert. Vgl. Manfred Weitlauff, Kardinal Faulhaber und der „Fall Barion“. Die Schließung der Münchener Theologischen Fakultät durch das NS-Regime 1939, in: MThZ 54 (2003), S. 296–332, hier S. 299.

<sup>56</sup> Vgl. Dominik Burkard, Kirchenpolitik in der Wissenschaftspolitik? Akteure und Faktoren, in: Burkard/Weiß (Hg.), Katholische Theologie (wie Anm. 1) 1/1, S. 55–104, hier insbes. S. 58–62.

<sup>57</sup> Prälat Georg Schreiber (1882–1963), der nach Braunschweig versetzt worden war, um Joseph Lortz (1887–1975) in Münster Platz zu machen, weigerte sich trotz Einstellung seiner Gehaltszahlungen, in Braunschweig zu erscheinen. Vgl. Wilhelm Damborg, Kirchengeschichte zwischen Demokratie und Diktatur. Georg Schreiber und Joseph Lortz in Münster 1933–1950, in: Leonore Siegele-Wenschkewitz/Carsten Nicolaisen (Hg.), Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte B 18), Göttingen 1993, S. 145–167.

<sup>58</sup> 11. Oktober 1935 Reichswissenschaftsministerium (Weber), Berlin, an Fink. UAT 351/104. – Das Schreiben ist unterzeichnet mit „*Ihr sehr ergebener*“.



Abb. 6: Statio. In der Mitte Fink, rechts Pfarronkel Walz.  
Anlass unbekannt (möglicherweise „Abholung“ am Tag der Primiz).

ßen Auditorium statt<sup>59</sup>; auch zahlreiche Profanhistoriker waren gekommen.<sup>60</sup> Fink sprach über „*Das Vatikanische Archiv und die deutsche Kirchengeschichte*“ – mit großem Erfolg, wie Dekan Allgeier an die Universitätsleitung berichtete: „*Der Redner schöpfte aus der Fülle. Die Vorträge bekundeten eine erfreuliche Beherrschung des weit verzweigten Stoffes. Auch die Form der Darstellung kann als durchaus günstig beurteilt werden. Herr Fink verstand es namentlich, die Aufzählung und Beschreibung trockener Materialien von Zeit zu Zeit durch persönliche Bemerkungen geschickt zu beleben und Interesse zu wecken. Anfangs haftete er noch zu stark am Manuskript; mit der Zeit wurde er freier und gewann die Verbindung mit den Zuhörern, die für einen fruchtbaren Lehr-*

<sup>59</sup> Am 4. November 1935 war Fink vom Campo Santo abgereist. Vgl. Aktennotiz Stoeckles (evtl. Konzept für eine entsprechende Mitteilung an die Botschaft bzw. an Vatikanische Stellen) vom 12. November 1935. ACST 13506.

<sup>60</sup> Vgl. Diener, Fink (wie Anm. 2) S. XXVIII.

vortrag nötig ist. Die Erwartung ist begründet, daß Herr Dr. Fink sich zu einem anregenden Lehrer entfalten wird.<sup>61</sup> Die Verleihung der Dozentur für Kirchengeschichte unter Zuweisung an die Katholisch-Theologische Fakultät Freiburg erfolgte am 26. Februar 1936.<sup>62</sup>

Zur Wahrnehmung der Lehrstuhlvertretung in Braunsberg wurde Fink von seinen Arbeiten am Preußischen Historischen Institut und auch vom Campo Santo lediglich beurlaubt.<sup>63</sup> Kaum war das Semester in Braunsberg zu Ende gegangen, kehrte Fink – über Freiburg und den Bodensee, wo er sich einige Tage aufhielt – „nach dem lieben Rom“ zurück, um dort ab Ende Februar bis Mitte April 1936 „die Fastenzeit hindurch im altvertrauten Kreise“ zu verbringen.<sup>64</sup> Anders als geplant, musste Fink zum Sommersemester noch einmal nach Braunsberg gehen.<sup>65</sup> Von Berlin wurde er inzwischen für die definitive Besetzung der Professur am Frischen Haff in Aussicht genommen. Im Juni 1936 konnte Fink im Wissenschaftsministerium eine Vereinbarung unterzeichnen, die seine Ernennung zum außerordentlichen Professor und die Übernahme des Lehrstuhls für 1. November 1936 vorsah.<sup>66</sup> Doch kam es zu Verzögerungen, da die politischen Ermittlungen über Fink vor Semesterbeginn nicht rechtzeitig abgeschlossen werden konnten.<sup>67</sup> Erst im März 1937 erfolgte die endgültige Ernennung, die Vereidigung im April.<sup>68</sup>

<sup>61</sup> 11. November 1935 Theologische Fakultät (Dekan Allgeier), Freiburg, an Rektorat der Universität Freiburg. UAT 351/104.

<sup>62</sup> 26. Februar 1936 Reichswissenschaftsministerium, Berlin, an Fink. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>63</sup> Das heißt, die Braunsberger Vertretung wurde vom Deutschen Historischen Institut in Rom bezahlt. Vgl. 18. November 1935 Barion, Braunsberg, an Lortz. NL Lortz (Privatbesitz).

<sup>64</sup> Vgl. 19. Februar 1936 und 16. April 1936 Fink, Braunsberg, an Stoeckle. ACST 13506.

<sup>65</sup> Das Ministerium beabsichtigte, Fink während dieser Zeit in Rom durch den Historiker Wolfgang Hagemann (1911–1978) vertreten zu lassen. 24. März 1936 Reichswissenschaftsministerium: Vermerk. BA Berlin R 4901/14993 fol. 45.

<sup>66</sup> Auch Fakultät und Studentenschaft hatten sich für ihn eingesetzt. – Das Grundgehalt wurde auf 6100 Reichsmark festgesetzt und eine Kolleggeldgarantie von 1000 Reichsmark ausgesprochen. Die Umzugskosten sollten erstattet werden. 26. Juni 1936 Vereinbarung. BA Berlin R 4901/14993 fol. 91.

<sup>67</sup> 28. November 1936 NSDAP Stellvertreter des Führers, München, an Reichswissenschaftsministerium. BA Berlin R 4901/14993 fol. 89. – Fink musste einstweilen noch einmal mit einer Vertretung beauftragt werden. 26. Oktober 1936 Reichswissenschaftsministerium (Weber), Berlin, an Fink. BA Berlin R 4901/14993 fol. 76. – Auch andere schwebende Berufungen konnten damals nicht rechtzeitig erledigt werden, so neben Fink die Berufung von Schäfer für das Neue Testament und die Berufung von Doms für Dogmatik. Außerdem die Berufung von Stelzenberger für Moralthologie in Breslau. Vgl. 10. Oktober 1936 Weber an Amtsrat Radke. BA Berlin R 4901/14993 fol. 75.



Es war eine erste Professorenstelle – freilich – aber weder das, was Fink sich erhofft hatte, noch das, was ihm in seine Arbeitsplanungen passte. Auch wenn er in Braunsberg mit seinen Lehrveranstaltungen, insbesondere mit seinem Kolleg über Rom, großen Erfolg hatte, so spürte er doch bereits die Schattenseiten des Dozentendaseins allzu deutlich: Er kam mit seinen Arbeiten nicht mehr so voran, wie er sich wünschte<sup>69</sup>; er hatte Pläne für eigene Aufsätze, wollte seine Habilitation drucken lassen. Doch alles blieb – wie er schrieb – liegen, wegen dem „*Dienst an der Allgemeinheit*“. Ja, die Tätigkeit eines Professors empfand Fink schon damals „*geeignet, die geistigen Kräfte zu zerstören*“.<sup>70</sup> So bemühte er sich um die Rückkehr nach Rom. Im Juni 1937 gelang es ihm, sich für die bevorstehenden Sommermonate zur Fortsetzung seiner früheren Arbeiten am „*Repertorium Germanicum*“ von Braunsberg beurlauben zu lassen.<sup>71</sup> Nach einem abermaligen kurzen Intermezzo am Frischen Haff wurde die Beurlaubung im Sommer 1938 sogar auf zwei Jahre ausgedehnt.<sup>72</sup> Bis August 1940 weilte Fink dann nahezu ständig in

<sup>68</sup> Dazu 7. März 1937 Reichsminister an Fink; 6. April 1937 Vereidigungsnachweis. Beides UAT 351/104.

<sup>69</sup> „*Mit meinen Arbeiten bin ich gar nicht zufrieden; infolge der Lehrverpflichtungen ruhen meine eigentlichen Forschungen und mein so schönes Material über Martin V. seit Monaten fast völlig. Das Semester nimmt mich ganz in Anspruch: ich lese vierstündig frühes und hohes Mittelalter, dazu einstündig kursorisch Spätes Mittelalter und Reformation; auch das Seminar macht viel Arbeit.*“ 30. Dezember 1936 Fink, Braunsberg (Berliner Straße 38), an Kehr. MGH VI HA NL Kehr fol. 127f.

<sup>70</sup> 13. März 1938 Fink, Braunsberg (Berliner Str. 38), an Wildemann. UAT 395/76. – Ähnlich auch an Stoeckle: „*Das Semester nimmt mich diesmal sehr stark in Anspruch: ich habe ein vierstündiges Hauptkolleg über das frühe und hohe Mittelalter, daneben einstündig kursorisch Spätes Mittelalter und Reformation, und noch ein Seminar, das mir viel Freude, aber auch viel Arbeit macht. So gut mir die Arbeit des Dozierens gefällt, so unglücklich, möchte ich sagen, bin ich über den völligen Stillstand meiner eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen, an die ich im vergangenen Jahre gar nicht gekommen bin. Ich habe den Wunsch, dass sich das bald ändern möge, und das Provisorium so oder so sich entscheidet [...] Ich hoffe Ende Februar nächsten Jahres wieder in Rom arbeiten zu können.*“ 30. Dezember 1936 Fink, Braunsberg, an Stoeckle. ACST 13506.

<sup>71</sup> Vgl. auch das Glückwunschsreiben Finks an Stoeckle zu dessen Priesterjubiläum. 26. Juni 1937 Fink, z.Zt. Freiburg (Bleicherstr. 22), an Stoeckle. ACST 13506. – Zur aufreibenden Arbeit Finks am „*Repertorium Germanicum*“, die ins Jahr 1929 zurückreicht: Dieter Brosius, *Das Repertorium Germanicum*, in: Reinhard Elze/Arnold Esch (Hg.), *Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70), Tübingen 1990, hier insbes. S. 134–152, S. 155f.

<sup>72</sup> Vorangegangen waren auch – nach dem Weggang Barions – Querelen innerhalb der Braunsberger Fakultät, insbes. zwischen Kühle und Fink. Vgl. Dominik Burkard, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Braunsberg*, in: Burkard/Weiß (Hg.), *Katholische Theologie* (wie Anm. 1) 1/2, S. 24–123, hier S. 96–99.

Rom. Zunächst wohnte er wieder im Campo Santo und arbeitete vor allem für das Deutsche Historische Institut.<sup>73</sup>

Derweil wurden in Berlin die Weichen anders gestellt. Fink wurde als Nachfolger des Tübinger Kirchenhistorikers Karl Bihlmeyer (1874 bis 1942)<sup>74</sup> ins Gespräch gebracht und fand im Tübinger Wiederbesetzungsverfahren Berücksichtigung.<sup>75</sup> Die vorgesehene und auch zugesagte Ernennung Finks zum Ordinarius unterblieb jedoch, weil infolge der sogenannten „Gesamtplanungen“ alle Ernennungen an den Theologischen Fakultäten des Reiches gesperrt wurden.<sup>76</sup>

Den Weltkrieg und das Kriegsende überstand Fink dann in Tübingen ohne größeren Schaden. Tübingen lag in der französischen Zone; die Katholisch-Theologische Fakultät blieb von Entnazifizierungsmaßnahmen verschont, obwohl gegen Einzelne – so den langjährigen Dekan Rupert Geiselman (1890–1970)<sup>77</sup> – durchaus belastende Vorwürfe er-

<sup>73</sup> Die Vertretung übernahm in dieser Zeit der Bonner Professor Theodor Klausner. 23. Juli 1938 Fink (über Dekan, Rektor und Kurator) an Reichswissenschaftsministerium; 18. Oktober 1939 Reichswissenschaftsministerium, Berlin, an Rektorat Braunsberg „Sofort“; 20. März 1940 Reichswissenschaftsministerium, Berlin, an Rektorat Braunsberg. Alles UAT 351/104. – Weitere Dokumente dazu auch in UAT 395/220.

<sup>74</sup> Gebürtig aus Aulendorf, Studium der Philosophie und Theologie in Tübingen, 1897 Priesterweihe, Vikar in Rottenburg und Friedrichshafen, Expositurvikar in Tiefenbach, 1899 Repetent in Ellwangen, 1900 Repetent in Tübingen, 1906 Pfarrer in Weiler bei Rottenburg, 1907 vom Antritt der Stelle jedoch entbunden und für kirchenhistorische Studien beurlaubt, 1907 Lehrauftrag für Kirchengeschichte in Tübingen, im September 1907 ao. Professor für Kirchengeschichte, Patrologie und christliche Archäologie, Mitglied der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, 1916 o.ö. Professor, 1937 Mitglied der neugebildeten Kommission für Landesgeschichte, 1939 emeritiert. Zu ihm: Helmut Waldmann (Bearb.), Verzeichnis der Geistlichen der Diözese Rottenburg-Stuttgart von 1874 bis 1983, hg. vom Bischöflichen Ordinariat, Rottenburg 1984, S. 86; Josef Rupert Geiselman, Professor D.Dr. Karl Bihlmeyer. Nachruf des Dekans der Kath. Theol. Fakultät, in: ThQ 123 (1942), S. 73–78; Franz Xaver Sepelt, Karl Bihlmeyer †, in: HJ 68 (1949), S. 906–908; Hermann Tüchle, Art. Bihlmeyer, in: NDB 2 (1955), S. 234f.; Hubert Wolf, Art. Bihlmeyer, in: RGG<sup>4</sup> 1 (1998), S. 1559f.

<sup>75</sup> Im August 1940 erfolgte die Ernennung Finks zum Vertreter der Tübinger Professur. 23. August 1940 Reichswissenschaftsministerium, Berlin, an Fink. UAT 351/104. – Ein Nihil obstat hatte das Ministerium vom Rottenburger Ordinariat offenbar nicht eingeholt. Erst im November zog Rottenburg Erkundigungen über Fink ein, und zwar sowohl beim Bischof von Ermland, als auch beim Freiburger Erzbischof. Beide bescheinigten, über Lehre und Lebenswandel Finks sei nichts Nachteiliges bekannt. Bischof Kaller zeigte sich mit der Tätigkeit Finks sehr zufrieden. Vgl. 29. November 1940 Bischof Kaller an Bischöfliches Ordinariat Rottenburg; 28. November 1940 Erzbischof Gröber an Bischöfliches Ordinariat Rottenburg. Beides in DAR G 1.7.1 (PA Fink).

<sup>76</sup> Dazu vgl. Burkard, Kirchenpolitik (wie Anm. 56) S. 72–81.

<sup>77</sup> Gebürtig aus Neu-Ulm, Studium der Philosophie und Theologie in Tübingen, 1915 Priesterweihe, Vikar in Heilbronn, 1919 Repetent in Tübingen, Promotion zum Dr. theol., 1925 Habilitation und Privatdozent, 1934 o.ö. Professor für Scholastische Philosophie und



hoben wurden.<sup>78</sup> Zum 1. September 1945 konnte die 1940 zunächst vorgesehene und auch zugesagte, dann aber nicht eingelöste Ernennung Finks zum Ordinarius erfolgen.<sup>79</sup> Jetzt war Fink in Tübingen „angekommen“, saß in der Folge im Fakultätsrat und im Senat der Universität, übernahm einige Male das Amt des Dekans und war auch für etliche Jahre geschäftsführender Direktor des Seminars. 1969 wurde Fink emeritiert und zog sich in den folgenden Jahren aus dem akademischen Geschehen zurück. Einige Schlaganfälle im Spätherbst 1981 läuteten das Ende ein, an Ostern 1983 verstarb Fink in dem von den Vinzentinerinnen von Untermarchtal geführten Krankenhaus Rottenmünster. Er wurde in Meersburg bestattet.

### Fink und Wildemann

Fink feierte seine Primiz nicht in seiner Heimatpfarrei in Konstanz, sondern in Glottertal, wo sein Onkel Walz damals Pfarrer war. Da sich eine Reihe von Fotografien anlässlich dieses Ereignisses erhalten haben, wissen wir, dass unter den Festgästen auch Finks Freiburger Lehrer Emil Göller war. Er und Walz kannten sich noch vom Studium in Freiburg her.

Vermutlich war damals schon klar, dass Fink die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen und mit seiner studentischen Preisarbeit im Fach Kirchengeschichte bei Göller promovieren sollte. Göller wies Fink dann auch jenen Weg (Mitarbeiter des Preußischen Historischen Instituts, Mitglied des Campo Santo), den er selbst gegangen war. Wildemann, den Göller gut kannte, weil er als junger Priester Kaplan im Heimatort des

---

Apologetik, 1935–1945 Dekan der Fakultät, 1949/1950 o.ö. Professor für Dogmatik, 1958 emeritiert. Zu ihm: Verzeichnis (wie Anm. 74) S. 183; Leo Scheffczyk, Josef Rupert Geiselman – Weg und Werk, in: ThQ 150 (1970), S. 385–395; Abraham Peter Kustermann, Die Apologetik Johann Sebastian Dreys (1777–1853), (Contubernium 36), Tübingen 1988; Hubert Wolf, Art. Geiselman, in: RGG<sup>4</sup> 3 (2000), S. 555; Dominik Burkard, Theologie und Gesellschaft im Umbruch. Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen in der Weimarer Republik, in: RJKG 24 (2005), S. 51–85, hier S. 65 f.

<sup>78</sup> Dazu vgl. Dominik Burkard, Die Entwicklung der Katholisch-Theologischen Fakultät, in: Urban Wiesing u. a. (Hg.), Die Universität Tübingen im Nationalsozialismus (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 73), Stuttgart 2010, S. 119–175, hier S. 160–167.

<sup>79</sup> 30. November 1945, Staatssekretariat für das französisch besetzte Gebiet Württemberg und Hohenzollern (C. Schmid), Tübingen, an Fink, Teil-NL Fink (Privatbesitz).



Abb. 7: Primiz Finks in Glottertal.

damals noch schulpflichtigen Wildemann gewesen war, sollte Fink die Gelegenheit zur Vorbereitung auf das Rigorosum geben.

In der Tat zeigen die Dokumente in der Personalakte des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg, wie „passend“ die Räder ineinandergriffen: Am 4. Juni 1928 bat Fink seinen Erzbischof um die Erlaubnis zur Zulassung zum Rigorosum. Er konnte darauf verweisen, dass die Initiative nicht von ihm selbst ausging, sondern dass die Theologische Fakultät ihm dies angeboten habe.<sup>80</sup> Aus Freiburg angefragt, ob Fink denn die Examina ohne Benachteiligung der Seelsorge machen könne<sup>81</sup>, antwortete Wildemann nicht nur positiv, sondern signalisierte auch, dass jetzt der richtige Zeitpunkt dafür sei: „*Herr Vikar Karl Fink ist so gut u[nd]*

<sup>80</sup> „*Der Antragsteller war im Studienjahr 1926/27 Preisträger der theologischen Fakultät, und es wurde ihm von letzterer eröffnet, dass seine Preisarbeit als Dissertation angenommen würde. Von der Erwägung ausgehend, dass jetzt, unmittelbar nach Abschluss des Studiums, der grosse für das Examen in Frage kommende Gedächtnisstoff noch am leichtesten sich bewältigen liesse, glaubt er, diese Bitte Euer Exzellenz vertrauensvoll unterbreiten zu dürfen.*“ 4. Juni 1928 Fink, Wehr, an Erzbischof Fritz. EAF, PA Fink.

<sup>81</sup> 8. Juni 1928 Erzbischöfliches Ordinariat an Wildemann. EAF, PA Fink.



Abb. 8: Engere Festgäste bei der Primiz von Fink.  
Hinter ihm Pfarronkel Walz und Prof. Göller.

*allseitig begabt u[nd] von so rascher Auffassung, daß er trotz der ausgedehnten Arbeit hier die Examina für das Doktorat machen kann, zumal wenn es in mehreren Stufen möglich ist und solange er dem wissenschaftlichen Betrieb u[nd] den Vertretern der Wissenschaft noch nahe steht.*<sup>82</sup> So kam umgehend die Erlaubnis, bei der Fakultät um Ablegung der Prüfungen nachzusuchen.<sup>83</sup>

Auch das abschließende Dienstzeugnis am Ende des Fink'schen Aufenthalts in Wehr (bis 16. April 1929) fasste Wildemann sehr geschickt und – wie die frühere Beurteilung des Direktors des Borromaeums<sup>84</sup> zeigt, nicht ohne Grund – so ab, dass Fink missgünstigen Menschen nicht als ehrgeiziger Streber erscheinen konnte: „*Dr. Fink verfügt über*

<sup>82</sup> 11. Mai [richtig: Juni] 1928 Wildemann, Wehr (Dekanat Säckingen), an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Fink.

<sup>83</sup> 13. Juni 1928 Erzbischöfliches Ordinariat an Fink. – Am 29. Januar 1929 fand die Promotion statt, Mitte Februar setzte Fink das Ordinariat noch einmal eigens davon in Kenntnis. Vgl. 15. Februar 1929 Fink an Erzbischöfliches Ordinariat. Alles: EAF, PA Fink.

<sup>84</sup> Vgl. oben.

*eine sehr gute Gesundheit und ist körperlich sehr leistungsfähig; nur hat er eine Kropfbildung zu beklagen, die er gelegentlich beseitigen lassen will. Persönlich ist er ein äusserst liebenswürdiger Mensch mit ausgeglichenerem Charakter, gewinnenden Umgangsformen und sicherem Auftreten, empfiehlt sich ohne weiteres durch seine natürliche Erscheinung und geistige Haltung auch in erster Gesellschaft. Sein religiös-sittlicher Wandel ist in jedem Belang einwandfrei. Dr. Fink geht frisch u[nd] freudig an seine Arbeit; Predigt mit Geist u[nd] in gewählter Form, seine Stimme ist angenehm u[nd] auch für größeren Raum hinreichend. Seine Arbeit in Schule, Verein u[nd] Krankenbett ist von hoher Auffassung getragen, ist hingebend u[nd] erfolgreich. Seine gottesdienstlichen Verrichtungen vollzieht er mit edler Würde u[nd] auch sein Gesang ist gut. Dr. Fink hat ausgesprochene Anlage zu wissenschaftlicher Betätigung. Studium ist bei ihm Bedürfnis, nicht Mittel zur Erlangung einer Berechtigung. Sein Hauptgebiet ist Geschichte, obwohl er ja auch in jedes andere Fach sich einarbeiten könnte, wie er auch auf jedem Gebiet über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kenntnisse besitzt. Seine ausserordentliche Befähigung erhellt ja daraus, dass er neben der Seelsorgsarbeit im ersten Priesterjahr den theol[ogischen] Doktor mit Auszeichnung erworben hat. Dr. Fink hat kein mühsam erworbenes Wissen, bei ihm ist es, als ob er alles immer schon gewusst hätte; u[nd] er kann mit seinem Wissen etwas anfangen. Dabei hat man nicht den Eindruck des sich überlegenen Fühlens – alle seine Lebensäusserungen sind natürlich u[nd] selbstverständlich. Er vereinigt so viele menschliche Vorzüge mit gelehrter Bildung, dass man den Wunsch haben könnte, es möchte ihm vergönnt sein, einmal als wissenschaftlicher Lehrer sich betätigen zu können.“<sup>85</sup>*

Bereits drei Monate später, am 26. Juli 1929, lag ein Ruf des Kuratoriums des Preußischen Historischen Instituts in Rom als Hilfsarbeiter an

---

<sup>85</sup> 14. Mai 1929 Wildemann, Wehr, an Erzbischöfliches Ordinariat: Dienstzeugnis (handschriftlich). EAF, PA Fink. – Im Übrigen übernahm auch der Dekan die gute Beurteilung in seinen Jahresbericht für 1928 über die Dienstführung: „Vorzügliche Befähigung – gute Gesundheit – vornehmer, fester, liebenswürdiger Charakter“; „Der Wandel entspricht in jeder Beziehung den kirchlichen Bestimmungen. Erfüllt seine priesterlichen Pflichten gewissenhaft. Im Umgange vorsichtig und taktvoll. Hat sehr gute gesellschaftliche Formen“; „Hat neben seinen Berufsarbeiten viel studiert und den theol. Doctor gemacht“; „Die seelsorgerlichen Pflichten erfüllt derselbe gewissenhaft und eifrig. Sein Prinzipal ist sehr gut mit seiner Tätigkeit zufrieden“; „Arbeitet in den Vereinen mit und leitet die Jugendvereine“; „Besitzt das Vertrauen der Pfarrangehörigen – er ist bei den Leuten beliebt.“ Dekan Klär (Säckingen), Jahresbericht auf Formblatt. EAF, PA Fink.



Abb. 9: Jubiläumsfeierlichkeit in Wehr.  
In der Mitte Pfarrer Wildemann, links davon Vikar Fink.

dieses Institut auf 1. Oktober des Jahres vor<sup>86</sup>, womit die pfarrseelsorgliche Arbeit Finks bereits ein Ende fand.

### Zur Edition

Die im Folgenden edierte Korrespondenz zwischen Wildemann und Fink beginnt mit einem Brief Finks, knapp zwei Wochen nachdem er die Pfarrei Wehr verlassen und seine neue Stelle an der Heilig-Geist-Pfarrei in der Schwetzingenvorstadt von Mannheim angetreten hatte. Vorangegangen war ein nicht erhaltener Brief Wildemanns. In Mannheim war die Situation eine ganz andere als in Wehr, wo Fink der einzige Mitarbeiter des Pfarrers gewesen war. Die Gemeinde in der Schwetzingenvorstadt war eine der größten Mannheims; die damals etwa 10 000 Katholiken setzten sich beruflich vor allem aus Arbeitern, Beamten, Gewerbe-

<sup>86</sup> 17. August 1929 Fink an Erzbischöfliches Ordinariat, mit Bitte um Erlaubnis, den Ruf anzunehmen. EAF, PA Fink.



und Handelsbeschäftigten zusammen<sup>87</sup>, die im Wesentlichen vom Pfarrer und vier Kaplänen versorgt wurden. In diesem ersten Brief schildert Fink ausgiebig seine neue Situation, seine Kollegen in der Seelsorge, das Leben in Pfarrei und Pfarrhaus. Ein zweiter Brief, in dem er seine Beobachtungen weiterführen wollte, hat sich nicht erhalten; der nächste – ein halbes Jahr später – kam dann bereits aus Rom.

Leider fehlt nicht nur der zweite Mannheimer Brief. Die Korrespondenz an sich hat sich ausgesprochen lückenhaft erhalten, wie die beige-fügte Aufstellung zeigt. Mindestens 21 nicht mehr existierende Briefe lassen sich namhaft machen. Die insgesamt 20 erhaltenen Briefe Finks liegen fast ausschließlich – bis auf wenige maschinenschriftliche Durchschläge – im Original vor. Sie stammen ursprünglich aus dem Nachlass Wildemanns, aus dem sie sich Fink nach Wildemanns Tod zurückerbat. Ob die Sammlung damals noch vollständig(er) war, ob die offenkundig fehlenden Briefe durch Fink möglicherweise (weil zu „privat“ oder zu „politisch“?) vernichtet wurden oder ob sie bereits bei Wildemann verloren gegangen waren bzw. vom Nachlassverwalter nicht an Fink zurückgeschickt wurden, lässt sich nicht mehr sagen. Bemerkenswert ist etwa, dass sich aus der Zeit nach Oktober 1943 überhaupt keine Briefe Finks an Wildemann erhalten haben, während andererseits alle zehn erhaltenen Briefe Wildemanns an Fink erst aus der Zeit ab September 1942 stammen<sup>88</sup>; dass die früheren Briefe Wildemanns von Fink nicht aufgehoben wurden, ist allerdings kaum anzunehmen. Dazu kommt die Beobachtung, dass die Korrespondenz doch beachtliche größere Lücken aufweist, aus denen überhaupt keine Briefe oder Karten vorliegen. Dass aber selbst die obligatorischen Glückwünsche zu den Geburtstagen unterblieben, ist wenig wahrscheinlich. So geben die Lücken Anlass zu Spekulationen, zumal unter all den erhaltenen Briefen keiner wirklich weitergehende politische Bemerkungen enthält. Die erste große Korrespondenzlücke umfasst die gesamte erste Phase des nationalsozialistischen Regimes (Dezember 1934 bis Frühjahr 1937), die zweite fällt in die ersten Kriegsjahre (Sommer 1939 bis Herbst 1942), die dritte ins letzte Kriegsjahr und die ersten Monate nach dem „Umbruch“ (Ende 1943 bis Ende 1945).

<sup>87</sup> Vgl. Handbuch des Erzbistums Freiburg. I. Band: Realschematismus, hg. im Auftrag des Herrn Erzbischofs, [Freiburg] 1939, S. 353 f.

<sup>88</sup> Eine Ausnahme macht lediglich die Fotokarte aus dem Jahr 1934.

### Auflistung der erhaltenen und Rekonstruktion der verloren gegangenen Korrespondenz

Aktivkorrespondenz Fink	Passivkorrespondenz	Bemerkung
	## Brief ca. 15.04.1929	Erwähnt in 30.04.1929
30.04.1929		
<b>Kleine Lücke: Mai – Ende Oktober 1929</b>		
30.10.1929		
	## „Storchen- karte“ o.D.	Erwähnt in 17.02.30
17.02.1930		
	## Brief o.D.	Erwähnt in 05.05.1930
05.05.1930		
	## Brief o.D.	Erwähnt in 10.09.1930
10.09.1930		
## etliche Karten v. Exkursionen	## Karte o.D. aus Bad Nauheim	Erwähnt in 19.12.1930
19.12.1930		
03.02.1931		
02.04.1931		
	## Brief o.D. mit Stipendienüberweisung	Erwähnt in 24.02.1932
24.02.1932		
	## Brief o.D. nach Treffen auf dem Heiligenberg	Erwähnt in 20.12.1932
20.12.1932		
15.10.1933		
	07.11.1934 Fotokarte	
10.11.1934		

<b>Große Lücke: Dezember 1934 bis Frühjahr 1937</b>		
	## inhaltsschwerer Brief o.D.	Erwähnt in 14.05.1937
14.05.1937		
	## Brief Ende Juni 1937	Erwähnt in 02.09.1937
	## Beileidsschreiben zum Tod des Onkels August 1937	Erwähnt in 02.09.1937
02.09.1937		
	## Sendung o.D. mit Predigten	Erwähnt in 13.03.1938
	## Brief o.D. mit Überweisung	Erwähnt in 13.03.1938
13.03.1938		
18.12.1938		
	## Briefe o.D.	Erwähnt in 30.04.1939
	## langer Brief März 1939	Erwähnt in 30.04.1939
30.04.1939		
<b>Große Lücke: Sommer 1939 bis Herbst 1942</b>		
	29.09.1942	
03.10.1942		
## ca. 18.12.1942		Erwähnt in 14.01.1943
	14.01.1943	
	11.03.1943	
17.03.1943		Lt. Erledigungsstempel auf 11.03.1943
	## 14.10.1943	Erwähnt in 20.10.1943
20.10.1943		



<b>Große Lücke: Ende 1943 bis Ende 1945</b>		
## 18.12.1945		Erwähnt in 24.12.1945
	24.12.1945	
## 21.01.1946		Lt. Erledigungsstempel auf 24.12.1945
	21.02.1946	
	6.03.1946	
## 14.03.1946		Lt. Erledigungsstempel auf 21.02.1946
	25.04.1946	
## 18.05.1946		Lt. Erledigungsstempel auf 25.04.1946
	21.06.1946	
## 07.07.1946		Lt. Erledigungsstempel auf 21.06.1946
## o.D.		Erwähnt in 05.09.1946
	5.09.1946	
	30.10.1946	

Die Briefe und – zumindest in den ersten Jahren – die Dichte der Korrespondenz lassen den Eindruck einer großen persönlichen Nähe zwischen Wildemann und Fink, möglicherweise auch den einer gewissen geistigen Verwandtschaft entstehen. Dem philosophisch veranlagten, ausgesprochen sensiblen Wildemann ging es durchaus auch um eine behutsame Lenkung Finks. Aufschlussreich in dieser Hinsicht ist etwa der Brief vom 14. Januar 1943, in dem Wildemann scheinbar nur über Alter und Weisheit reflektiert, wo aber sehr bedeutsame Sätze fallen, die auch als fein verpackte Ratschläge für Fink in schwieriger Zeit zu deuten sind. Hier, sonst aber nur ausnahmsweise, kommt auch Politisches, Kirchenpolitisches zur Sprache. Zwischen den Zeilen freilich lässt sich immer wieder Entsprechendes entdecken.

Zwischen dem Wehrer Prinzipal und seinem ehemaligen Vikar bestand ein besonderes Vertrauensverhältnis. Darauf deuten immer wieder

auch Bemerkungen Finks hin, wonach Wildemann ihn ja genau kenne bzw. dass beim nächsten Wiedersehen alles ausführlich durchgesprochen und interpretiert werden müsse. Angesichts des ansonsten eher verschlossenen Wesens von Fink scheint dies doch etwas Besonderes zu sein. Andererseits gingen die Initiativen offenbar doch stark von Wildemann aus und fanden bei Fink nicht immer eine entsprechende Resonanz. Dass es nach dem Krieg – trotz vieler Einladungen – zu keinem Besuch Finks in Wehr mehr kam, rief bei Wildemann große Enttäuschung hervor, ohne dass er den Kontakt eingestellt hätte: *„Sie werden also dieses Jahr wieder nicht kommen! Schade dafür. Ich habe so vielmal schon gehofft. Aber wenn ich einmal auf dem Wehrer Friedhof liege – der Grabstein steht schon auch für meine zwei Schwestern – man weiß zwar nicht, wie es einem gehen kann – dann werden Sie einmal nachsehen.“* In der Vorahnung seines baldigen Todes griff Wildemann am 30. Oktober 1946 ein letztes Mal zur Feder, um Fink einige Zeilen zu schreiben. Und man glaubt selbst jetzt noch den leicht sarkastischen Ton zu hören, den er mitunter anschlagen konnte, und der zeitlebens auch Fink eignete: *„Ich bin froh, wenn diese Allerheiligenwoche wieder vorbei ist. Eines Tages legt mich das Herz doch hin, langsam oder plötzlich. Es ist doch unheimlich, sich diese Situation konkret und real vorzustellen: einmal nicht mehr zu sein; auch dann, wenn gar vieles zur Zeit auf unserem Planeten nicht verlockend ist. Große Arbeit wird nicht mehr vor mir liegen. – Wünsche Ihnen in der Weil guten Erfolg und eine ersprießliche Zukunft.“*

### Edition

#### 30. April 1929 Fink, Mannheim, an Wildemann

*Gefalteter Bogen mit vier beschriebenen Seiten, handschriftlich.*

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Pfarrer,

eigentlich schäme ich mich meiner Untreue, aber ich entschuldige mich nicht, weil ich es nicht kann bei Ihnen – Sie kennen ja das Problem „Der Mensch“ zu gut. Nun in Mannheim, und das schon 14 Tage. Die Zeit geht hier noch schneller herum wie sonst. Ich fühle mich bis jetzt überhaupt nicht – völlig apathisch. Nicht als ob mir hier unwohl wäre, Sie wissen ja, Sentimentalitäten spielen bei mir keine Rolle. Übrigens Ihr

lieber Brief am andern Tag schon hat mich sehr erfreut. Ich weiss gar nicht, wo ich anfangen soll zu erzählen – im Pfarrhaus, halt in der Kirche, nun die ist nicht übel, etwas dunkel, was mir aber gut gefällt.<sup>89</sup> Die Kanzel etwas nieder, die Beichtstühle abscheulich, weil man so viel hinein muss. Ich habe da gleich ein paar interessante Fälle erlebt, darüber einmal mündlich. Also ins Pfarrhaus. Den Chef kennen Sie ja.<sup>90</sup> Ihre Schilderung passt gut – ehrlich und gut, in manchen Dingen fast noch bona fide. Seine Schwester, Fräulein Anna<sup>91</sup>, eine fromme, gute weiche Seele, eine richtige Kaplansmutter. Ich glaube ich habe bald ihr Herz erobert. Ich habe hier nur ein Zimmer mit „fabelhafter Aussicht“. Aber sonst kann man damit zufrieden sein. Nur 2 Kapläne haben 2 Zimmer, aber dann sehr kleine. Das Pfarrhaus sollte eigentlich noch einen 3. Stock haben.<sup>92</sup> Der Ton ist sehr gemütlich und nett. Der Chef und die Kapläne<sup>93</sup> waren allerdings der Meinung, dass ich mich sträubte, nach

<sup>89</sup> Die Pfarrkirche war 1902 erbaut und 1903 konsekriert, 1916 dann im Stil der Zeit ausgemalt worden. Erst nach Finks Weggang erhielt sie 1930 eine gute Orgel mit 41 Registern. Vgl. Handbuch (wie Anm. 87) S. 353.

<sup>90</sup> Es handelt sich um einen Kurskollegen von Wildemann: Emil Matt (1882–1950), gebürtig aus Todtmoos, Studium der Theologie, 1907 Priesterweihe, anschließend Vikar in Glottertal, Triberg und Mannheim (St. Joseph), 1916 Kurat in Mannheim (St. Bonifaz), 1919–1948 Pfarrer in Mannheim (Hl. Geist), 1938 Geistlicher Rat. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1946–1950. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 242/243.

<sup>91</sup> Im üblichen Jahresbericht des Dekans für 1929 heißt es, den Haushalt führe „*seine Schwester mit 2 Diensthofen*“. EAF, PA Emil Matt.

<sup>92</sup> Beim Pfarrhaus der Heilig-Geist-Pfarrei in der Seckenheimer Straße 7, neben der Kirche gelegen, handelte es sich um einen zweistöckigen Steinbau mit insgesamt 15 Zimmern, sonnig, jedoch durch die Straßenlage sehr unruhig. Vgl. Handbuch (wie Anm. 87) S. 354.

<sup>93</sup> Die vier Kapläne waren laut Personalschematismus von 1929: Emil Senger (1901–1930), gebürtig aus Bruchsal, 1925 Priesterweihe, anschließend Vikar in Malsch (Ettlingen) und Mannheim (Hl. Geist), sehr jung gestorben und beigesetzt in Bruchsal. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Adolf Rösch, *Necrologium Friburgense 1926–1930. Verzeichnis der in den Jahren 1926 bis 1930 im Gebiete und Dienste der Erzdiözese Freiburg verstorbenen Priester*, in: FDA 59 (1931), S. 1–46, hier S. 42. – Richard Hauser (1903–1980), gebürtig aus Karlsruhe, 1926 Priesterweihe, anschließend Vikar von St. Peter in Bruchsal, 1926 Vikar in Mannheim (Hl. Geist), 1929 Rektor des Caritasverbands in Heidelberg, 1929–1957 Studentenseelsorger in Heidelberg, 1942 Promotion zum Dr. theol. (mit der Arbeit „Autorität und Macht. Die staatliche Autorität in der neueren protestantischen Ethik und in der katholischen Gesellschaftslehre“), 1943 Pfarrverweser in Heidelberg (Hl. Geist), 1946 Pfarrer in Heidelberg (Hl. Geist), 1949 Honorarprofessor an der Universität in Heidelberg, 1952 Geistlicher Rat ad honorem, 1956 Monsignore, 1969–1976 auch Dekan des Kapitels Heidelberg, 1972 nichtresidierender Domkapitular, gestorben in Bühl, beigesetzt in Heidelberg. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Alfons Beil, Richard Hauser, in: *Necrologium Friburgense 1976–1980. Verzeichnis der in den Jahren 1976–1980 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 102 (1982), S. 134–252, hier S. 229/230. – Xaver Josef Maurer (1891–1942), gebürtig aus Biesheim (Elsass), Studium der Theologie in

Mannheim zu gehen, weil ich so lange nicht geschrieben habe. Als ich kam, waren am Bahnhof ein Kaplan, ein paar Theologen<sup>94</sup>, der Mesner<sup>95</sup> (ein Prachtexemplar, Heiligentyp à la Joseph), vor dem Pfarrhaus eine Gruppe Backfische. – Ich musste einige Tage ein Fremdenzimmer „weihern“, weil der andere Kaplan noch nicht auszog.<sup>96</sup> Es ist mir übrigens sehr leid, dass R. Hauser<sup>97</sup> nach Heidelberg gekommen ist, ich hätte gern mit ihm zusammen gearbeitet. Der wollte aber gar nicht von hier

---

Straßburg und Freiburg, 1921 Priesterweihe, anschließend Vikar in Glottertal, Konstanz-Petershausen, Mannheim-Sandhofen, Mannheim (Untere Pfarrei) und Mannheim (Hl. Geist), 1931 Pfarrverweser in Östringen, 1932 in Furtwangen, 1934 dort Pfarrer. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1941–1945*. Verzeichnis der in den Jahren 1941 bis 1945 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 70 (1950), S. 179–259, hier S. 205. – Friedrich Wilhelm Fertig (1902–1962), gebürtig aus Mannheim, 1926 Priesterweihe, anschließend Vikar in Karlsdorf, Oberbühlertal und Mannheim (Hl. Geist), 1936 Kurat in Pforzheim-Dillweissenstein, 1940 Pfarrverweser in Ersingen, 1943 dort Pfarrer, 1946 Dekan des Landkapitels Pforzheim, 1950–1960 Pfarrer in Heidelberg (St. Bonifaz). Zu ihm: EAF Priesterkartei; *Necrologium Friburgense 1961–1965*. Verzeichnis der in den Jahren 1961 bis 1965 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 89 (1969), S. 442–589, hier S. 474/475.

<sup>94</sup> Infrage kommen folgende aus Mannheim gebürtige Priester, die sich damals im Theologiestudium befanden: Franz Valentin Bernhard Epp (1900–1982), gebürtig aus Mannheim, 1931 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wiesloch, 1933 in Heidelberg (Hl. Geist) und Karlsruhe (St. Bernhard), 1935 in Nußbach i. R., 1936 in Markelfingen und Bruchsal (St. Peter), 1937 in Hornberg, 1938 in Wolfach, 1938 Pfarrer am Strafgefängnis Frankfurt-Preungesheim, 1947 Pfarrer in der Landesstrafanstalt Bruchsal, 1962 Ernennung zum Oberpfarrer, 1964 Ruhestand, 1964 Verleihung des Titels „Geistlicher Rat“, 1965 Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande (Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland). Zu ihm: EAF Priesterkartei; Erwin Keller, Valentin Epp, in: *Necrologium Friburgense 1981–1985*. Verzeichnis der in den Jahren 1981 bis 1985 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 106 (1986), S. 273–389, hier S. 305. – Rudolf Daus (1901–1968), gebürtig aus Mannheim, Studium der Theologie in Freiburg, 1932 Priesterweihe, anschließend Vikar in Fautenbach und Waldshut, 1938 in Karlsruhe-Bulach (St. Cyriak), 1939 in Ettenheim, 1940 Kaplaneiverweser in Eningen a.K. (St. Jakob), 1946 Pfarrverweser in Sulz bei Lahr, 1947 dort Pfarrer, 1952 auch Kammerer des Dekanats Lahr, 1954 Dekan, 1968 Verleihung des Titels „Erzbischoflicher Geistlicher Rat“. Zu ihm: EAF Priesterkartei; *Necrologium Friburgense 1966–1970*. Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 93 (1973), S. 261–436, hier S. 324/325. – Helmut Spangenberg (1906–1993), gebürtig aus Mannheim, 1926 Studium der Theologie in Freiburg, 1931 Priesterweihe, anschließend Vikar in Forst, 1933 Vikar in Kuppenheim, 1939 Pfarrverweser in Michelbach, 1942 Pfarrer in Michelbach, 1976 Ruhestand in Kuppenheim, 1981 Subsidiar in Kuppenheim (St. Stephan), gestorben in Kuppenheim, beigesetzt in Michelbach. Zu ihm: EAF Priesterkartei; in: Heinrich Heidegger, Helmut Spangenberg, in: *Necrologium Friburgense 1991–1995*. Verzeichnis der in den Jahren 1991–1995 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 116 (1996), S. 135–301, hier S. 226/227.

<sup>95</sup> Karl Stortz (1881–1969), gebürtig aus Diedesfeld (Pfalz), Sohn eines Steinbauers, der wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes verstarb, deswegen nur Volksschulabschluss, offenbar aber ausgesprochen intelligent und geschichtsinteressiert, zum Monteur ausgebildet und in diesem Beruf in Mannheim tätig, aktiv im Katholischen Arbeiterverein, dann auf drängende

fort, er war extra in Freiburg deswegen; und in Heidelberg gefällt es ihm gar nicht bis jetzt. Schuld dass er fortkam, ist der Bezirkspräses Ullrich<sup>98</sup>, wie man hört, der bei Dr. „Güllen“<sup>99</sup> und bei Exzellenz<sup>100</sup> einfach alles bedeute; der hat Kaplan Hauser vorgeschlagen. Hier ist man überhaupt auf die Bezirkspräses und „Professoren“ schwer geladen, auch die Stadtpfarrer<sup>101</sup>, aber die haben hier nicht viel Schneid.

---

Bitten der Pfarrgeistlichen hin Mesner an Hl. Geist. In der NS-Zeit wurde die Familie offenbar mit Repressalien belegt, der Vater auch mehrfach verhört, u.a. im Zusammenhang mit der Verhaftung von Vikar Eduard Eiermann. Verheiratet war Stortz mit Juliana geb. Scharpf (1882–1950) – einer Cousine des Tübinger Theologen Josef Rupert Geiselman –, mit der er acht Kinder hatte; der jüngste Sohn studierte nach dem Krieg Theologie und wurde Pfarrer. Frdl. Auskunft von Pfarrer i.R. Nikolaus Stortz (Bad Säckingen).

<sup>96</sup> Gemeint ist Kaplan Richard Hauser, der bereits zum Rektor des Caritasverbands in Heidelberg ernannt war. Zu ihm vgl. Anm. 93.

<sup>97</sup> Ebd.

<sup>98</sup> Anton Ullrich (1896–1973), gebürtig aus Freudenberg, 1919 Studium der Theologie in Freiburg, 1922 Priesterweihe, anschließend Vikar in Hockenheim, 1923 Vikar in Mörsch, 1926 Bezirkspräses des Arbeitervereins zu Mannheim und Religionslehrer an der dortigen Gewerbeschule, 1928 Professor an der Gewerbeschule in Mannheim, 1936 Standortpfarrer im Nebenamt, 1938 hauptamtlicher Standortpfarrer und Wehrmachtspfarrer, 1939 Divisionspfarrer, 1943 Wehrmachtsoberpfarrer, 1945 Gefangenschaft in Eger, 1945 Pfarrverweser zu Reicholzheim, 1946 Pfarrer in Tauberbischofsheim, 1953 Ernennung zum Geistlichen Rat, 1963 Ruhestand in Freudenberg, 1965 Hausgeistlicher in Bad Peterstal, dort auch gestorben, beigesetzt in Freudenberg. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Necrologium Friburgense 1971–1975. Verzeichnis der in den Jahren 1971 bis 1975 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 97 (1977), S. 401–564, hier S. 497/498.

<sup>99</sup> Wohl Spitzname von: Dr. rer. pol. Bernhard Jauch (1880–1945), gebürtig aus Weildorf bei Überlingen, Studium der Theologie, 1905 Priesterweihe, anschließend Vikar in Karlsruhe (Unsere Liebe Frau), 1908 Kooperator in Freiburg (Dompfarrei), 1911 Mitglied am neu gegründeten Erzbischöflichen Missionsinstitut in Freiburg und Ernennung zum Diözesanpräses der katholischen Gesellen- und Jugendvereine, 1911 Promotion zum Dr. rer. pol. in Freiburg mit einer Arbeit über „Das gewerbliche Lehrlingswesen in Deutschland seit dem Inkrafttreten des Handwerksgesetzes vom 26. Juli 1897 mit besonderer Berücksichtigung Badens“, 1915 Rektor des Erzbischöflichen Missionsinstitutes in Freiburg, 1921 Ernennung zum „Wirklichen Geistlichen Rat“ im Ordinariat und Beauftragung mit dem Referat über katholische Vereine, Schrifttum, Presse und die gesamte außerordentliche Seelsorge einschließlich Caritas, 1926 Domkapitular, 1937 Verleihung des Titels „Päpstlicher Hausprälat“. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, Necrologium Friburgense 1941–1945. Verzeichnis der in den Jahren 1941 bis 1945 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 70 (1950), S. 179–259, hier S. 243/244.

<sup>100</sup> Karl Fritz. Zu ihm vgl. Anm. 41.

<sup>101</sup> Neben Finks Chef Emil Matt die anderen Mannheimer Pfarrer: Dekan Prälat Geistl. Rat Joseph Bauer (St. Ignatius und Franziskus Xav., „Obere Pfarrei“), Joseph Bahr (St. Sebastian, „Untere Pfarrei“), Julius Berberich (St. Jakob, Neckarau), Karl Ferdinand Schäfer (Herz-Jesu, Neckarvorstadt), Wilhelm Biehler (Liebfrauen, Jungbusch), Joseph Mosmann (St. Joseph, Lindenhof), Landolin Johann Kiefer (St. Franziskus, Waldhof). Vgl. Personalschematismus 1929, S. 29f.

Die Grüße an Kleriker, die Sie mir aufgetragen, habe ich zumeist ausgerichtet und werden bestens erwidert. Sie stehen hier noch in sehr gutem Andenken und man kann viel von Ihnen erzählen hören. – Die Mitbrüder im Hause sind ganz nette Leute; ich hätte nur bei Stadtkaplänen etwas mehr Theologie erwartet, deshalb die Tischreden reichlich flach.

Der „Altknecht“, wirklich ein älterer Herr<sup>102</sup>, will dieses Jahr noch selbständig werden und betrachtet die Seelsorge auch unter „praktischen“ Gesichtspunkten, so dass auch etwas dabei herauskommt. Die andern sind jünger, der eine (gesundheitlich) nicht auf der Höhe<sup>103</sup>, der andere ist erst ein Jahr hier<sup>104</sup>, hat die Jugendvereine zu meiner grossen Freude, und vor allem hat er noch den Glauben, nach dieser Seite eine grosse Mission zu haben. Dann hat er und der Chefkaplan Spezialitätsbeichtstühle, ich schicke alle nur dort hinüber. Der Herr Stadtpfarrer und ich sind nebeneinander, 2 Schnellbleichen. – An Vereinen habe ich eigentlich nur den Agnesbund<sup>105</sup>, so ungefähr 180 Mädels zwischen 14 und 18 Jahren, eine fatale Sache. Jeden Sonntagmittag kirchliche oder weltliche Versammlung. Ich habe einfach das Deputat des abgehenden Kaplans übernommen. Dieser Agnesbund macht nun nicht soviel Arbeit an sich, aber die laufen viel ins Pfarrhaus. Ich habe neu viele andere Dinge: Vinzenzkonferenz<sup>106</sup> jeden Montagabend, dann bin ich städtischer Armenpfleger und darf die Gelder austragen, dann Vertreter des Pfarrers im Caritasausschuss, habe die Mädchenchristenlehre, dann die ganze Kinderorganisation (sehr passend für mich!). Jeden Mittwochnachmittag muss man da ein paar Hundert Kinder hüten und unterhalten. Dann bekomme ich das Laienapostolat<sup>107</sup> der Pfarrei, das macht

<sup>102</sup> Der älteste Kaplan der Pfarrei war der damals 38-jährige Xaver Josef Maurer. Zu ihm vgl. Anm. 93.

<sup>103</sup> Gemeint ist vermutlich Emil Senger, der ein Jahr später starb. Zu ihm vgl. Anm. 93.

<sup>104</sup> Gemeint ist wohl der gebürtige Mannheimer Friedrich Wilhelm Fertig. Zu ihm vgl. Anm. 93.

<sup>105</sup> Bei der Auflistung der kirchlichen Vereine der Pfarrei im „Handbuch des Erzbistums Freiburg“ (1939) nicht erwähnt, wobei – bedingt durch den politischen Druck – bereits eine Umstrukturierung erfolgt sein könnte. Dort werden aufgeführt: Eine Corpus-Christi-Bruderschaft, eine Herz-Mariä-Bruderschaft, eine Männerkongregation, eine Jünglingskongregation, eine Jungfrauenkongregation (die evtl. mit dem Agnesbund identisch ist), ein Jungmännerverein, der Beamtinnenverein „Columba“, ein Arbeiterverein, ein Mütterverein und ein Borromäusverein. Handbuch (wie Anm. 87) S. 354.

<sup>106</sup> Die Vinzenzkonferenz (Vinzenzverein) gehörte wie der Elisabethenverein zu den üblichen Wohltätigkeitsorganisationen katholischer Stadtpfarreien.

nun viel Arbeit, aber es gewährt sicher den besten Einblick in die Verhältnisse, mehr als jede andere Arbeit. Sitzungen also habe ich genug. Aber die Abende sind doch nicht alle belegt und da lässt sich vielleicht auch noch etwas studieren. Aber das ist noch fraglich. Predigen muss ich hier in 5 Wochen 3 mal bei normalen Verhältnissen, im Mai wegen der Maipredigten jeden Sonntag. Haben Sie den „Neuen“<sup>108</sup> schon drangekriegt? – Schule: ich habe 15 Stunden, Moll-Real[schule] U II/Förder-schule, Stillerschule fast nur obere Mädchenklassen. Hatte ursprünglich auch Hilfsschule, habe sie aber glücklich abschieben können. Dann Mädchenfortbildungsschule III. Kurs und – Bubenfortbildungsschule 2 II. Kurse, es bleibt nichts erspart. Die Fortbildungsschule hat hier jede Woche eine volle Stunde – Unerhört! – Das wäre nun so das Äussere. Am Montag habe ich immer die 9 Uhr-Messe und kann deshalb ausschlafen. Ich vermisse die Natur furchtbar. Mein D[okto]r hat den Leuten und auch den Confratres einen Heiden-Respekt eingejagt – so dumm ist hier das Volk. Die Professoren<sup>109</sup> haben alle gleich das Du angetragen, herablassender Weise. Nun Herr Pfarrer, ich schreibe immer

<sup>107</sup> Gemeint ist die Betreuung der aktiven, ehrenamtlichen Laien der Pfarrei, möglicherweise auch die Übernahme der „Katholischen Aktion“ innerhalb der Pfarrei. Der Begriff „Laienapostolat“ war der Versuch einer theologischen Deutung der Aktivitäten der Laien, zugleich aber auch ein Begriff der „Domestizierung“, d. h., der Rückbindung an die kirchliche Hierarchie.

<sup>108</sup> Nachfolger Finks in Wehr war Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

<sup>109</sup> Gemeint sind die Mannheimer Gymnasialprofessoren. Nach dem Personalschematismus von 1929 waren dies: Der Studentenseelsorger und Professor Karl Waldvogel (1880–1965), gebürtig aus Ehrenstetten, Besuch der humanistischen Gymnasien in Sasbach und Rastatt, Studium der Theologie in Freiburg, 1907 Priesterweihe, anschließend bis 1908 Vikar in Wolfach, 1908/1909 Vikar in Emmendingen, 1909–1915 Vikar in Mannheim (Herz-Jesu), 1915–1920 Geistlicher Lehrer am Karl-Friedrich-Gymnasium Mannheim und Hausgeistlicher der Niederbronner Schwestern, 1920–1944 Religionsprofessor in Mannheim, 1944/1945 Pfarrverweser in Bad Dürkheim, 1945–1965 Hausgeistlicher im Carolusheim in Bad Dürkheim, 1946 zunächst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Tauberbischofsheim, 1953 Ernennung zum Erzb. Geistlichen Rat ad honorem, 1963 Ruhestand im Kurhaus Bad Dürkheim, dort auch gestorben, beigesetzt in Ehrenstetten. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Necrologium Friburgense 1961–1965. Verzeichnis der in den Jahren 1961 bis 1965 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 89 (1969), S. 442–589, hier S. 584. – Adolf Wilhelm Spiegelhalter (1885–1948), gebürtig aus Neustadt, Studium der Theologie in Freiburg, 1909 Priesterweihe, anschließend Vikar in Meersburg, von St. Stephan in Karlsruhe, 1913 in Lenzkirch und in Heidelberg (Hl. Geist), 1914 Feldgeistlicher und Divisionspfarrer, 1918 Pfarrsekretär in Mannheim, 1920 Professor am Realgymnasium I in Mannheim, 1947 Ernennung zum Geistlichen Rat, gestorben und beigesetzt in Neustadt. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, Necrologium Friburgense 1946–1950. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 227/228. – Otto Heilmann (1884–1960), gebürtig aus Säckingen, 1908 Priesterweihe, anschließend Vikar in Malsch und Karlsruhe (St. Bernhard), 1917



nur von mir – Sie wissen, ich bin Egoist. Also es gefällt mir in Mannheim und nun viele Grüsse an das ganze Pfarrhaus,

Ihr dankbarer K[arl] Fink.

Vom Prälaten<sup>110</sup> später!

### 30. Oktober 1929 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Pfarrer,

Sie werden um die Zeit wo ich diesen Brief schreibe, wohl mit der Allerseelenpredigt beschäftigt sein und ich freue mich nun schon ein wenig, dass ich damit nicht beschwert bin. Ich habe Sie lange warten lassen auf einen Bericht aus Rom; sie kennen ja die menschliche Schwäche. Es geht mir natürlich gut. Ich bin von Mannheim nur sehr ungern fort, obwohl ich – ich gestehe es offen – nach dem vielen Beichthören noch keine Langeweile habe. Auch liessen mich Molls<sup>111</sup> nur ungern fort, nichtwahr ein gutes Zeichen! Nun liegen die Dinge ganz anders. Ich habe hier das Re-

---

Pfarrverweser in Kappelrodeck, 1917 in Steinbach b.B., 1920–1945 Religionsprofessor an der Oberrealschule Mannheim, 1946 Verleihung des Titels „Erzbischöflicher Geistlicher Rat“. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense* 1956–1960. Verzeichnis der in den Jahren 1956 bis 1960 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 82/83 (1962/63), S. 406–517, hier S. 500. – Karl Kloe (1887–1954), gebürtig aus Rauenberg b.W., Studium der Theologie, 1912 Priesterweihe, anschließend Vikar in Zell a.H., 1914 in Mannheim (St. Bonifatius), 1920 in Mannheim (Untere Pfarrei), 1922 Religionslehrer an der Mannheimer Lessingschule (Realgymnasium mit Realschule), 1924 Promotion zum Dr. phil. in Heidelberg mit einer Dissertation über „*Die Wahlkapitulationen der Bischöfe von Speyer 1272–1802*“, 1927 Religionsprofessor an der Mannheimer Lessingschule, 1944 Pfarrverweser in Angeltürn, 1948 dort Pfarrer. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense* 1951–1957. Verzeichnis der in den Jahren 1951 bis 1955 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 77 (1957), S. 171–285, hier S. 237.

<sup>110</sup> Gemeint ist Stadtdekan Joseph Bauer (1864–1951), gebürtig aus Dühren, Studium der Theologie, 1888 Priesterweihe, Vikar in Sinsheim, Rastatt und Mannheim (Untere Pfarrei), 1894 Divisionspfarrer in Rastatt, 1895–1949 Pfarrer in Mannheim (Obere Pfarrei), ab 1902 auch Dekan des Stadtkapitels, 1915 Geistlicher Rat, 1923 Päpstlicher Hausprälat, 1938 Ehrendomherr, 1946 Apostolischer Protonotar, 1951 Ehrenbürger Mannheims, gestorben und begraben in Mannheim. Unter seiner Aufsicht wurden in Mannheim allein 13 Kirchenneubauten durchgeführt, außerdem etliche soziale Institutionen und Einrichtungen. Für Jahrzehnte war er die prägende kirchliche Gestalt in Mannheim. Zu ihm: EAF Priesterkartei; K. A. Straub, Joseph Bauer, in: Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense*, in: FDA 77 (1957), S. 171–285, hier S. 181–183.

<sup>111</sup> Gemeint sind vermutlich die Eltern des aus Mannheim stammenden Kurskollegen von Fink: Gottfried Michael Alfons Moll (1904–1966), gebürtig aus Mannheim, Studium der Theologie, 1928 Priesterweihe, anschließend Vikar in Tiengen, 1937 Hausgeistlicher im Bernhards-



pertorium Germanicum für Martin V. zu bearbeiten, eine Art Feinmechanik, insofern mit grosser Sorgfalt alle deutschen Beziehungen, Orte, Namen u[nd] derg[leichen] aus den päpstlichen Registern festzustellen sind. Das ist bei der Masse Material, die gerade für meinen Pontifikat vorhanden ist, schon eine Arbeit. Ein Gutes hat nun diese Geschichte doch auch; man bekommt einen genauen und präzisen Einblick in ein klar umgrenztes Gebiet des so interessanten späten Mittelalters. Soweit ich jetzt das Material überschaue, wird die Arbeit gut 4–5 Jahre erfordern.<sup>112</sup> Aber ich hoffe auch nebenher noch andere Dinge treiben zu können. Von ½ 9 – ½ 1 Uhr jeden Tag im Archiv; und nachmittags von 3 – 7 Uhr im Institut, wo dann allerdings auch privat gearbeitet werden kann. Das Preuss[ische] Institut<sup>113</sup> marschiert, was die Arbeit anbelangt, wohl an der Spitze der römischen Institute. Gehört sich auch!<sup>114</sup> Vor allem aber haben wir hier im Institut eine geradezu glänzende Bibliothek und wun-

---

heim der Barmherzigen Brüder in Baden-Baden, 1938 Hausgeistlicher im Carolushaus in Dür rheim und im Städtischen Krankenhaus in Waldshut, 1943 Vikar in Waldshut, 1944 Aus-  
 hilfstätigkeit als Vikar in Dogern, 1946/1947 Rektor an der Lorettokapelle in Konstanz sowie  
 Religionslehrer an der Klosterschule Zoffingen, 1947 krankheitsbedingt außer Dienst, 1950  
 kurzfristig Vikar von St. Stephan in Konstanz, 1952 Hausgeistlicher im Bezirksspital in Heiligen-  
 berg, 1955 Ruhestand in Konstanz, hier auch gestorben und beigesetzt. Zu ihm: EAF Pries-  
 terkartei; Erwin Keller, Necrologium Friburgense 1966–1970. Verzeichnis der in den Jahren  
 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 93 (1973), S. 260–436,  
 hier S. 277.

<sup>112</sup> Am Ende blieb Fink bis fast an sein Lebensende mit dem Repertorium beschäftigt. Vgl.  
 Karl August Fink (Bearb.), Repertorium Germanicum IV: Verzeichnis der in den Registern und  
 Kameralakten Martins V. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches,  
 seiner Diözesen und Territorien: 1417–1431, hg. vom Deutschen Historischen Institut in Rom.  
 Bd. IV/1 (A–H), Berlin 1943; Bd. IV/2 (I, J, Y), Berlin 1957; Bd. IV/3 (L–Z), Berlin 1958; Bd.  
 IV/4: Personenregister, bearb. von Sabine Weiss, Berlin 1979. – Dazu vgl. auch: Brosius, Das  
 Repertorium Germanicum (wie Anm. 71).

<sup>113</sup> Gemeint ist das Preußische Historische Institut in Rom („Istituto Storico Germanico di  
 Roma“), 1888 nach der Öffnung der Vatikanischen Archive als „Preußische Historische Sta-  
 tion“ gegründet. Vgl. Elze/Esch (Hg.), Das Deutsche Historische Institut (wie Anm. 71).

<sup>114</sup> Damals war allerdings längst klar, dass die Zeiten eines deutschen „Wissenschaftsimpe-  
 rialismus“ in Italien vorbei waren. Der Direktor des Deutschen Historischen Instituts, Kehr,  
 hatte schon in seinem Bericht des Jahres 1923 ausgeführt: *„Die Hauptsache ist: in Italien ist für  
 fremde Institute im alten Stil kein Platz mehr. Italien fühlt sich als Grossmacht nicht nur auf po-  
 litischem und wirtschaftlichem Gebiet; auch in der Wissenschaft will es von einer Abhängigkeit  
 irgendwelcher Art vom Ausland nichts wissen. Es gründet selbst Institute und beansprucht die  
 Verfügung und Ausbeutung seiner Bibliotheken und Archive für sich. Die andern sind als De-  
 korationsstücke willkommen oder für ihre besonderen Zwecke und Aufgaben zugelassen. Also  
 so oder so, jene Zeit, wo die Wissenschaften – die Archäologie vor allem und die Geschichte – in  
 Rom vorzugsweise von den fremden Instituten vertreten wurden, sind vorbei.“* Fridolin Kehr,  
 Jahresberichte des Historischen Instituts [1915–1924], in: QFIAB 17,2 (1914–1924), S. IX bis  
 XXIII, hier S. XX.

derbare Arbeitsräume. Ich wohne, wie Sie wohl wissen werden, im Campo Santo.<sup>115</sup> Es gefällt mir ganz gut. Allmählich kommen die Leuten an zu Semesterbeginn im Anfang November. Es interessiert Sie vielleicht zu erfahren, dass ich einen ganz anständigen Gehalt beziehe. Jedenfalls mehr denn als Kaplan. Aber das ist eine Nebensache. – Die Stadt gefällt mir natürlich gut, wenn wir auch durch die Arbeitsordnung des Instituts eigentlich nur Sonntags Besichtigungen vornehmen können. Aber auf Jahre verteilt, lässt sich schon was erreichen.

Hier im Campo Santo erfährt man unheimlich viele Neuigkeiten auch aus höchsten Kreisen. Beim Hl. Vater war ich auch schon bei einer Audienz; es macht wirklich einen tiefen Eindruck. Dann war ich schon in Ostia im Strandbad, und in Tivoli mit den schönen Wasserfällen. Abends bin ich vorläufig noch meistens zu Hause. Im Laufe des Winters wird es da schon Änderungen geben. Man kommt als Assistent des Instituts in hohe Gesellschaftskreise. Von den Italienerinnen dann, wenn Sie im Frühjahr kommen oder im Herbst im schönen Wehr. Es sind sehr nette Leute hier im Hause<sup>116</sup>, aber ab und zu mal möchte ich doch mal wieder mit jemand reden, der einen kennt. Ihre Photographie hat hier übrigens Aufsehen erregt und Sie sind für alles möglich gehalten worden. – Eine praktische Sache: wenn Sie vielleicht übrige Messstipendien haben, Sie brauchen mir nur die Zahl und Art der Intentionen schreiben – den Betrag können Sie ganz einfach auf mein Bankkonto auf der Städtischen Sparkasse Freiburg i[m] B[reisgau] überweisen. – Das wäre nun mal eine vorläufige Orientierung. Nun möchte ich aber auch etwas von Wehr erfahren, wenn Sie mal Zeit haben. Eine Frage, lebt Helene Stockmann<sup>117</sup> noch, ich muss oft an sie denken, ich weiss nicht warum. Und der Pfarr-

---

<sup>115</sup> Das Priesterkolleg am Campo Santo bildete – zusammen mit dem hier beheimateten Römischen Institut der Görres-Gesellschaft – über viele Jahrzehnte eine anregende wissenschaftlich interessierte Kommunität. Vgl. Gatz (Hg.), Hundert Jahre (wie Anm. 48).

<sup>116</sup> Auf einer Fotografie der Bewohner des Collegio von 1930 sind abgebildet: Joseph Marx (seit 1926), Rektor Emmerich David (seit 1920), Josef Montebaur (seit 1926), Heinrich Börsting (seit 1928), Hans Barion (seit 1928), Johannes J. Loeff (seit 1930), Karl August Fink (seit 1929), Henrik van Schaick (seit 1926), Othmar Perler (seit 1929), Johannes Pohl (seit 1929), Maurice Hofer (seit 1929), Walter Tunk (seit 1929).

<sup>117</sup> Offenbar eine Frau aus der Pfarrei Wehr.

<sup>118</sup> Es handelt sich wahrscheinlich um den damals bekannten Beuroner Prediger und Schriftsteller P. Timotheus Kranich OSB (1870–1947), gebürtig aus Peterswalde bei Mehlsack (Ermland), Sohn eines Bauern, früh Waise, von Großmutter und Tante in Königsberg aufgezogen, Besuch des Braunsberger Gymnasiums, wo sich bereits seine literarische Begabung zeigte, Studium der Theologie am Lyceum Hosianum in Braunsberg, 1894 Priesterweihe, danach Ka-

saal u[nd] s[o] w[eiter]. Sie werden allmählich ungeduldig. Und die Fortbildungsschule!

Seien nun Sie und das ganze Pfarrhaus recht herzlich begrüßt von Ihrem dankbaren

K[arl] Fink

Campo Santo Teutonico

Via della Sagrestia 17.

### 17. Februar 1930 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Hochwürdiger Herr Pfarrer,

schon länger hätte ich Ihnen schreiben sollen. Ich will aber zunächst mal den Empfang der lieben Storchenkarte bestätigen und dann die neuerliche Messstipendienüberweisung vom 11. d[ieses] M[onats]. – Der gute Pater Kranich.<sup>118</sup> Was hat er denn diesmal getönt im Wehra-

---

plan in Elbing, dann Religionslehrer am dortigen Gymnasium. Seine ersten Lieder veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Peter Walde“, er korrespondierte mit bekannten Dichtern und Autoren wie Karl May oder Sigrid Undset. Als Kaplan entfaltete er sein Rednertalent, predigte eindrucksvoll und mischte sich als Präses des Gesellen- und Arbeitervereins lebhaft in die Debatten um religiöse und soziale Fragen ein. Als Festprediger war er landauf, landab gefragt, predigte sogar einmal vor dem deutschen Kaiser. Eintritt bei den Benediktinern in Beuron, 1900 ewige Gelübde, Lektor an der Theologischen Hochschule Beuron, vor allem aber rege Missions-, Exerziten-, Konferenz- und Vortragstätigkeit in Süd- und Westdeutschland, wodurch er weiteste Kreise erreichte. Er „*verstand es, in seinen Predigten und Vorträgen junge und alte Menschen, Männer und Frauen, Ordensleute, Priester und Laien in gleicher Weise zu fesseln und ihnen Anregungen zu geben. Man spürte überall sein reiches Wissen und seine große Belesenheit und erfreute sich an der formvollendeten, packenden Art, in der er seinen Stoff darstellte, wobei sich auch seine künstlerische Begabung zeigte. Die Themen seiner Vorträge waren weit gespannt: er sprach über religiöse und ethische Fragen, über Kunst, Literatur und moderne Lebensprobleme. Mit besonderem Verständnis, Geschick und mit Einfühlungsgabe predigte er über die Fragen und Probleme der Frauen, über Ehe, Not und Kindererziehung. Die Zuhörer spürten immer wieder, dass in diesem Benediktinerpater nicht nur eine sehr innerliche und tiefe religiöse Persönlichkeit vor ihnen stand, sondern auch, dass Kranich, der in sich selbstständig von neuem den Kampf zwischen seiner Künstlernatur und den Forderungen seines Mönchberufes austragen musste, ein kämpfender, dringender Mensch war*“. Anneliese Triller, P. Timotheus Kranich OSB, ein Priesterdichter aus dem Ermland, in: Ermländer Hauskalender 86 (1953), S. 36–43. – Aus seiner Feder lagen damals u. a. vor: Timotheus Kranich, Das Wort des Lebens. Predigten und Ansprachen, Mit einem Geleitwort von [Bischof] Paul Wilhelm von Keppler, Rottenburg <sup>3</sup>1927; Ders., Das Glück. Männerkonferenzen, Rottenburg <sup>4</sup>1927; Ders., Ideal und Wirklichkeit in der christlichen Ehe. Frauenkonferenzen, Rottenburg 1927; Ders., Echo des Herzens. Kleine Lieder für stille Menschen, Beuron <sup>2</sup>1925, Ders., Fink und Nachtigall. Lieder aus dem Klosterfrieden, Ravensburg <sup>3</sup>1925.

hof?<sup>119</sup> Ich muss gestehen, die Karte hat mich wirklich überrascht und gefreut. Ich habe gemerkt, dass ich nun schon bald ein Jahr von Wehr weg bin. Hätte Sie an Weihnachten, wo ich zu Hause war, zu gern besucht. Aber es war ja leider zu kurz. Mein Onkel in Zell<sup>120</sup> hat mir gezürnt, aber es liess sich nicht machen. In Glottertal<sup>121</sup> war ich einen Tag, weil ich in Freiburg bei Prof[essor] Göller<sup>122</sup> dienstliche Geschäfte zu erledigen hatte. Meine Mutter<sup>123</sup> hat sich natürlich sehr gefreut, dass ich jetzt wieder mal nach Hause kam zu Weihnachten. Ich habe gerade in letzter Zeit sehr viel zu tun, da ich zu meinen sonstigen Arbeiten für das Institut nun auch noch die Stelle des Bibliothekars zu versehen habe, also immer mehr in die Welt der Bücher hineinwachsen muss. Und doch, man hat hier auch Zeit zum Nachdenken, mehr als früher, man ist bei all der äusseren Archivarbeit und Bücherstudium doch einsamer als früher. Ich meine theologisch! Rom und römischer Betrieb gibt viel Stoff zum Nachdenken. – Für Zerstreungen ist aber auch gesorgt, mehr als angenehm ist. Der gesellschaftliche Rummel ist in den letzten Wochen etwas stark. Fast jeden Tag Einladung zu irgendeinem Bonzen, der das Deutschtum vertreten muss, und da ich zum Institut gehöre, muss ich halt anstandshalber auch hingehen. Es hat auch eine positive Seite, indem man sehr viele wertvolle Beziehungen auf diese Weise anknüpfen kann. – In kirchlicher Beziehung ist auch immer etwas los. Das Papsttum ist jedes Mal gewaltig, wenn es in Erscheinung tritt, wenn man auch nach dieser Richtung auf die Dauer etwas abgekühlt wird. – Nun Herr Pfarrer, wie geht es denn bei Ihnen, ich rede immer von mir. Die nächtlichen Stunden der Einsamkeit in dem grossen Studierzimmer! Ich muss eigentlich oft an Sie denken und hoffe Sie im Sommer mal zu treffen, wenn Sie nicht ein gutes Geschick auf Ostern hierher oder gar nach Karthago<sup>124</sup> führen dürfte. – Auch durch die Intentionen bin ich geistig

<sup>119</sup> Beim Wehrhof handelte es sich um ein Hotel mitten im Zentrum von Wehr, mit grossem Saal, in dem viele Veranstaltungen stattfanden.

<sup>120</sup> Unklar, wer gemeint ist.

<sup>121</sup> Hier pastorierte seit 1922 Finks Pfarronkel Adolf Gustav Walz. Zu ihm vgl. Anm. 34.

<sup>122</sup> Emil Göller. Zu ihm vgl. Anm. 43.

<sup>123</sup> Hermine Fink, geb. Walz (1870–1931), gebürtig aus Rohrdorf, 1899 Heirat mit Karl August Fink sen. in Rohrdorf, gestorben in Meersburg.

<sup>124</sup> Wohl Anspielung auf kulturgeschichtlich-antike Interessen Wildemanns. Im Brief vom 5. Mai 1930 kommt Fink noch einmal auf eine „Akademikerfahrt“ nach Karthago zu sprechen, an der Wildemann ursprünglich wohl hatte teilnehmen wollen. Möglicherweise handelt es sich um die hier beschriebene Reise: Manfred Schneider, Mittelmeer-Orient-Fahrt. Reise nach Griechenland, Syrien, Palästina, Ägypten und der Türkei, Stuttgart 1930 (246 S.).

immer mit Wehr verbunden, das übrigens in meiner Erinnerung eine grosse Rolle spielt. Es ist heute Sonntag, aber ich merke nicht viel davon, nur dass ich nicht im Archiv war. Ich habe nicht gedacht, dass ich so rasch aus dieser Tätigkeit herauskäme, aber man muss sich eben mit allem zufrieden geben. Nach dem Beicht hören, das muss ich Ihnen ehrlich sagen, habe ich aber wirklich keine Langeweile.

Soviel mal für heute. Mit besten Grüssen an Sie, Ihre Fr[äu]l[ein] Schwestern<sup>125</sup>, Herrn Vikar<sup>126</sup> und wer immer noch gegrüsst sein will,

Ihr dankbarer

K[arl] Fink

### 5. Mai 1930 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

zunächst einmal vielen Dank für Ihren lieben Brief. Dann meine Meinung zu Ihrer Romreise.<sup>127</sup> Nach meinen Erfahrungen hier wäre ich der Ansicht, dass Sie sich nicht an einem Pilgerzug beteiligen sollten. Die Pilgerzüge sind sehr recht für Leute, die nicht anders reisen können wegen ihrer Unbeholfenheit oder von Alters wegen. Da beides bei Ihnen ja nicht zutrifft, möchte ich für ohne Pilgerzug plädieren. Dann auch kommt ein Pilgerzug bedeutend teurer. Die Audienz bekommen Sie auch ohne Pilgerzug von uns am Campo Santo ohne jede Schwierigkeit, jeden Tag wenn Sie wollen. Den Oktober hielte ich für sehr günstig. Ich persönlich werde schon wieder spätestens Mitte September hier sein. Nur um der Wahrheit Zeugnis zu geben: ich habe sehr viel Dienst, den ich nicht ausfallen lassen darf. Aber das hat ja keine Schwierigkeit. Einige Vormittage kann ich schon freimachen und dann auch abends immer. Sie finden sich nach erster Einführung leicht zurecht und ich meine, man hat von einer Kirche oder von einer Galerie mehr Genuss,

<sup>125</sup> Im obligatorischen Jahresbericht des Dekans heisst es: „*Der Haushalt wird in guter Ordnung von 2 Schwestern besorgt, die sehr fromm und bescheiden sind.*“ 5. Januar 1929, Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

<sup>126</sup> Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

<sup>127</sup> Offenbar erwoگ Wildemann nach der Einladung Finks im letzten Brief tatsächlich eine Reise nach Rom. Diese zerschlug sich im Folgenden, wohl vor allem aufgrund der labilen Gesundheit Wildemanns.

wenn man sich allein darüber sich seine Gedanken machen kann, als wenn man mit erbaulichen Reden ohne Ende durchgeschleppt wird. Sie können ja im Campo Santo wohnen, wenn Sie es wünschen; die Tagespension kostet 30 Lire, ist nicht zuviel. Samstagnachmittag oder Sonntag können wir eine Exkursion machen. Nach Neapel können Sie wohl allein fahren. Dann sind auch immer Herren da, denen man sich anschließen kann. Also meine Ansicht wäre die, dass Sie frisch drauflosfahren und dann doch mindestens 14 Tage hier wären. Auf dem Her- und Rückweg können Sie ja noch Genua, Florenz u[nd] dergl[eichen] ansehen. Sprachkenntnisse sind kaum erforderlich. Hier in Rom wird für Sie gesorgt. – Am 15. Juli fahre ich nach Hause und werde dann in der folgenden Zeit auch mal bei Ihnen vorsprechen. Wir können ja dann die Einzelheiten noch besprechen. Sind Sie froh, dass Sie nicht nach Karthago gegangen sind. Die Akademikerfahrt ist regelrecht verkracht, wenn man es in den Zeitungen auch nicht lesen wird. Die Leute haben hier, wo sie nur 1 Tag Aufenthalt machten, sich wahrlich nicht sehr lobend geäußert. Über die Wehrer Neuigkeiten war ich schon unterrichtet aus der Bodenseezeitung, so z[um] B[eispiel] über den Tod des Med[ikanten] Pater.<sup>128</sup> Dagegen nicht über die Wandlungen des Dr. Diwald<sup>129</sup>; ein merkwürdiger Mensch! Am Ostermontag und Dienstag habe ich eine kleine Tour nach Umbrien gemacht; ich musste mich noch etwas erholen von meiner Blinddarmentzündung.<sup>130</sup> So großartig waren die Kartage hier in Rom gerade nicht, auch abgesehen von dem sehr schlechten Wetter. Eine schöne deutsche Mette hätte mir besser gefallen.

Soviel mal für heute. Sie kennen jetzt meine Ansicht; ich möchte aber Ihrer Entscheidung nicht vorgreifen.

<sup>128</sup> Möglicherweise auch: „Med[izin] Pater“. Unklar, wer gemeint ist.

<sup>129</sup> Unklar, was gemeint ist.

<sup>130</sup> Fink lag deswegen offenbar im Krankenhaus. Vgl. Abb. 10. Text auf der Rückseite des Fotos. Unklar ist, um wen es sich bei den anderen Personen handelt.

„Herrn Dr. Fink.

*Lachen und Scherzen*

*in ersten Ruinen,*

*heitere Mienen,*

*man glaubt es kaum!*

*Von Krankheit und Schmerzen*

*nichts ist mehr zu sehn:*

*dem Fink, ja dem Finken*

*scheint's besser zu gehen!“*



Abb. 10: Fink auf dem (römischen) Krankenlager. UAT 395/218.

Mit herzlichen Grüßen an das ganze Pfarrhaus

Ihr erg[ebener] K[arl] Fink

P[ost] S[criptum]. Ihre Intentionen habe ich erhalten; gerade heute noch einmal 10. Vielen Dank dafür. Vorläufig bin [ich] aber gut versorgt. Wenn ich wieder benötige, erlaube ich mir Ihnen zu schreiben. D[er] O[bige].

### 10. September 1930 Fink, Meersburg, an Wildemann

*Gefalteter Bogen mit drei beschriebenen Seiten, handschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

Ihr Brief, den ich eben erhielt, hat mich nun wirklich überrascht, da ich schon sicher war mit Ihrer Romreise. Ich hatte ja auch noch in Konstanz am Schiff Ihren Vikar<sup>131</sup> getroffen, der mit dem bestimmten Datum vom 15. d[es] M[onats] aufzuwarten wusste, und ich hatte schon

<sup>131</sup> Gemeint ist Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

vor, einen Brief mit guten Vorschlägen und Ermahnungen für die Reise abzufassen. Also eine Art von Enttäuschung, aber noch schlimmer für Sie selbst, da es doch unangenehme Gründe sind, die Sie von Ihrem Unternehmen fernhalten. Ihre Aussagen über Gesundheit bez[iehungs]-w[eise] Störungen z[ur] Z[eit] meines kurzen Besuches hatten also doch leider ein gewisses Fundamentum in re bzw. in corpore. Nun, es wird nicht so schlimm sein, wie die Ärzte meinen. Sie haben doch hoffentlich den kleinen Doktor<sup>132</sup> nicht konsultiert! – und eine Kur kann Ihnen auf jeden Fall nicht schaden. Vom Alter war jedoch aus den lebensphilosophischen Gesprächen netts zu merken. Sie lächeln jetzt natürlich, aber es ist mein Ernst und mit noch nicht 5 Jahrzehnten darf man vom Alter wohl noch nicht reden. Also hoffen wir nach dieser Seite das Beste und vertagen wir die Romfahrt auf nächstes Jahr. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich fahre am Samstagnachmittag weg, begierig, wieder die nette Arbeit aufzunehmen. Gertl Fricker<sup>133</sup> hat mir eine Heiratsanzeige geschickt, die auf dem Umwege über Rom nun mich glücklich erreicht hat. Es sind jedoch keine erfreulichen Neuigkeiten, die man von dieser Seite hören muss. Eduard Ritter<sup>134</sup> hat sich damit nicht von der besten Seite gezeigt; es ist sehr bedauerlich, dass die Leute so wenig sachlich eingestellt sind. Eine Krise wird es deswegen gerade net geben, aber es sind immer unangenehme Dinge. Übrigens haben Sie sich einen repräsentativen Stempel beigelegt; so der erste Eindruck beim Empfang des Briefes. Im Campo Santo wird es eine Reihe von Neuigkeiten geben, da der bisherige Rektor<sup>135</sup> zur hohen Würde eines Domkapitulars von Köln befördert wurde. Ich persönlich sehe ihn nicht gerne gehen, da man nie weiß, was nachher kommt.

Ja, Ihre neueste Diagnose geht mir immer noch durch den Kopf. Ich wäre darum sehr begierig, etwas über den Erfolg der Kur zu erfahren; die Wasserbrüder in Freiburg<sup>136</sup> lobt man allgemein. Habe gehört, dass

<sup>132</sup> Unklar, wer damit gemeint ist.

<sup>133</sup> Wohl eine Frau aus der Pfarrei Wehr.

<sup>134</sup> Unklar, wer und was gemeint ist.

<sup>135</sup> Emmerich David (1882–1953), gebürtig aus Gillenfeld, Studium der Philosophie und Theologie in Bonn, 1905 Priesterweihe in Köln, anschließend Repetent am Collegium Marianum in Neuss, 1908 zum Weiterstudium in Rom, Kaplan an der Anima in Rom, 1910 Rektor der deutschen Gemeinde in Genua, 1912 Repetent am Collegium Albertinum in Bonn, 1919 Rektor am Campo Santo Teutonico in Rom, 1930 als Domkapitular in Köln, 1931 Generalvikar von Kardinal Schulte, nach dessen Tod 1941/1942 Kapitularvikar, von Kardinal Frings im Amt des Generalvikars bestätigt, 1952 Emeritierung. Zu ihm: Norbert Trippen, Joseph Kardinal Frings (1887–1978), (VKZG.B 94/104), 2 Bde., Paderborn u. a. 2005/2009 (Reg.), insbes., I, S. 46.



H[err] Präfekt Rümmele<sup>137</sup> am Martinstag in Wehr sprechen wird; hat das auch eine politische Bedeutung?<sup>138</sup> Wenn Sie zufällig wieder einige Messstipendien hätten, wäre es mir recht.

Mit besten Wünschen an das ganze Pfarrhaus  
bin ich mit herzlichen Grüßen Ihr K[arl] Fink

### 19. Dezember 1930 Fink, Rom, an Wildemann

*Briefpapier des Preußischen Historischen Instituts in Rom, Via dei Lucchesi 26, Palazzo Lazzaroni, Tel. 63.885, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Pfarrer,  
entschuldigen Sie zunächst das dienstliche Papier, ich schreibe nämlich im Institut, unmittelbar vor meiner Abreise nach Hause für die Weihnachtstage. Ich habe, wenn ich nicht irre, auf Ihre Karte von Bad Nauheim, von der Wässerung<sup>139</sup>, immer noch nicht geantwortet. Nun, ich habe mit Freuden von Ihrer gesundheitlichen Besserung gehört und darf Sie wohl auch für nächstes Jahr hier erwarten. Hoffentlich hält die Sache auch an. Der alte Herr Dekan von Öflingen<sup>140</sup>, dem ich auf [Sankt] Michael<sup>141</sup> eine Karte schrieb, sprach in seiner Antwort auch davon, wie Sie nun frisch gekräftigt seien u[nd] dergl[eichen]. Was gibt es Neues in Wehr, schlechte Zeiten wie überall. Ist Herr Krautheimer<sup>142</sup>

<sup>136</sup> Möglicherweise handelt es sich um die Barmherzigen Brüder vom Mutterhaus Trier, die laut Realschematismus von 1939 in der Sebastian-Kneipp-Straße 13 ansässig waren und dort noch heute eine Kur- und Rehaklinik betreiben. Frdl. Auskunft von Herrn Oberarchivdirektor Dr. Christoph Schmider (Freiburg).

<sup>137</sup> Emil Rümmele (1896–1981), gebürtig aus Ehrsbarg, 1916–1918 Militärdienst, 1918 bis 1922 Studium der Theologie, 1922 Priesterweihe, anschließend Vikar in Achern, 1922 Präfekt des Konradihauses in Konstanz, 1931–1933 Studienurlaub, 1933 Religionslehrer am Gymnasium in Konstanz, 1935 Religionsprofessor an der höheren Lehranstalt in Konstanz, 1937 Promotion zum Dr. theol. mit der Arbeit „Der Spielfilm als pastoraltheologisches Problem“, 1939/1940 in französischer Haft, 1947 Ernennung zum Geistlichen Rat, 1949 Ernennung zum Studienrat, dann Oberstudienrat, 1957 Ruhestand, gestorben und beigesetzt in Konstanz. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Erwin Keller, Emil Rümmele, in: *Necrologium Friburgense 1981–1985*. Verzeichnis der in den Jahren 1981–1985 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 106 (1986), S. 273–389, hier S. 284–287.

<sup>138</sup> Unklar, was gemeint ist.

<sup>139</sup> Gemeint ist ein Kuraufenthalt in Bad Nauheim.

<sup>140</sup> Gemeint ist: Michael Klär. Zu ihm vgl. Anm. 15.

<sup>141</sup> 29. September.

<sup>142</sup> Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

noch da, oder ist er schon Präfekt?<sup>143</sup> Bei mir geht es in der üblichen Weise, Archiv und immer Archiv. Aber ich bin mit dem Fortschreiten der Arbeiten in etwa zufrieden. Sie werden die Liste der Opera wieder gewaltig erweitert haben. Nächstes Jahr werde ich hier in Italien wie vielleicht auch in Frankreich verschiedene Archive besuchen müssen. Von meinen Exkursionen haben Sie wohl meine Karten erhalten.<sup>144</sup> Ich habe sehr bedauert im Herbst nicht länger mit Ihnen sprechen zu können, und meine Hoffnung, es hier in Rom nachzuholen, ist ja so schmachlich enttäuscht worden. Aber nächstes Jahr dafür umso sicherer. Für die kommenden persönlichen Festtage (22. u[nd] 26.)<sup>145</sup> sowie für die Feiertage meine herzlichsten Glückwünsche. Endlich kann ich mich auch revanchieren für Ihre Photographie.<sup>146</sup>

Mit besten Grüßen an Sie u[nd] das ganze Haus

Ihr K[arl] Fink

P[ost] S[criptum]. Die Stipendien habe ich bekommen. Besten Dank.

### 3. Februar 1931 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

eben erhalte ich von Fr[äu]l[ein] Rohr<sup>147</sup> einen Brief mit sehr unerfreulichem Inhalt. Ich bin ganz bestürzt über das Geschick, das über Sie hereingebrochen ist und [sie] nun ans Bett fesselt.<sup>148</sup> Ich darf Ihnen mein Beileid aussprechen, aber auch Sie versichern, dass ich Ihrer in meinem priesterlichen Gebete gedenken werde, damit doch hoffentlich recht bald Ihre volle Wiederherstellung erfolgen kann. Vielleicht können Sie dann zur Erholung nach dem Süden kommen, was mir die grösste Freude wäre. Wenn ich denke an unsere vielen Gespräche und an Ihren dabei zu Tage tretenden hohen Flug des Denkens, so bin ich sicher, dass die „ossa humiliata“<sup>149</sup> bald wieder gehorchen werden.

<sup>143</sup> Krautheimer wurde 1931 Präfekt des Konradhauses in Konstanz, also einer der Nachfolger Conrad Gröbers.

<sup>144</sup> Diese fehlen.

<sup>145</sup> Geburtstag und Namenstag Wildemanns.

<sup>146</sup> Offenbar hatte Fink dem Brief ein Bild von sich beigelegt.

<sup>147</sup> Eine Frau aus der Pfarrei Wehr.

<sup>148</sup> Es geht um die Herzprobleme, die Wildemann zunehmend einschränkten.

<sup>149</sup> Die „erniedrigten Gebeine“.

Mit dem Ausdruck meiner innigen Anteilnahme  
bin ich Ihr dankbarer  
K[arl] Fink

**2. April 1931 Fink, Rom, an Wildemann**

*Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

Hochverehrter Herr Pfarrer,

glauben Sie ja nicht, dass ich Sie vergessen hätte, da ich Ihnen so lange nicht mehr geschrieben habe. Ich war immer in Gedanken mit Ihnen beschäftigt, da auch Fr[äu][ein] Rohr in ihrer Güte und Liebenswürdigkeit mir immer Nachrichten über Ihr Befinden zukommen liess. Glücklicherweise erfreulicher Natur. Ich hoffe, dass mit dem wachsenden Frühling auch Ihre Kräfte wieder wachsen werden und dass Sie bald wieder ganz hergestellt sein mögen. Ich darf mir es vielleicht auch erlauben, Sie zu bitten, nett wieder zu früh die Arbeit aufzunehmen. Ihre Pfarrei ist ja wohl gut versehen. Ich habe gerade in der Fastenzeit recht oft an Wehr denken müssen; es sind ja schon bald zwei Jahre, dass ich von dort fortgezogen, und doch denke ich noch so oft daran, eben die erste Liebe. Werden Sie diesen Herbst nach Rom kommen, oder glauben Sie es noch nicht wagen zu können? Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Sie im Sommer mal besuchen und hoffentlich an Ihrer gänzlichen Wiederherstellung [mich] erfreuen können. Ich gedenke schon Mitte Mai von hier wegzufahren, da ich nach Spanien und Paris eine Archivreise machen muss. Es ist allerdings der Termin noch nicht sicher. Für die Osterfeiertage wünsche ich Ihnen recht viel Freude und frohes Erleben.<sup>150</sup>

Verzeihen Sie bitte mein langes Schweigen und seien Sie und das ganze liebe Haus herzlichst gegrüsst  
in aufrichtiger Verehrung  
Ihr dankbarer  
K[arl] Fink

---

<sup>150</sup> 1931 musste sich Wildemann einige Zeit im Sanatorium „Konstanzer Hof“ aufhalten. Geplant war auch noch eine Höhenkur. 25. Juni 1931 Dekan Klär, Öflingen, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.

**24. Februar 1932 Fink, Rom, an Wildemann***Blatt, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

verzeihen Sie zunächst mal, wenn ich zur Maschine greife; ich denke, Sie werden die Briefe so besser lesen können. Mit Staunen habe ich auf dem letzten Abschnitt Ihrer Stipendienüberweisung, für die ich Ihnen noch bestens zu danken habe, gelesen, dass Sie semiaegrotus<sup>151</sup> seien. Hoffentlich ist die Sache nicht zu schlimm. Kann man einmal gelegentlich nähere Nachricht darüber haben? Ihre zwei Vikare<sup>152</sup> werden Sie hoffentlich noch behalten können, zumal jetzt in der Fastenzeit. Ich wollte Ihnen schon so lange schreiben, aber Sie werden mir schon glauben, dass ich mehr als genug beschäftigt bin mit allen möglichen zeitraubenden Dingen, die man nun einmal zu verrichten hat, wenn man an einem solchen wissenschaftlichen Institute arbeiten darf. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Ich habe den Gedanken noch nicht aus dem Kopfe geschlagen, dass ich Sie doch noch einmal hier begrüßen kann; hoffentlich recht bald. Es ist jetzt besonders interessant hier – wenn man sich für solche Dinge zu interessieren die Zeit hat – bezüglich der Herstellung des neuen Freiburger Metropoliten.<sup>153</sup> Ich

<sup>151</sup> Lat.: „halbkrank.“

<sup>152</sup> Aufgrund seiner gesundheitlichen Beeinträchtigungen hatte Wildemann 1931 einen zweiten Vikar bekommen. Diese zweite Stelle besetzten: Ernst Grieshaber (1906–1985), gebürtig aus Karlsruhe, Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und Innsbruck, 1931 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wehr, 1933 in Rastatt (St. Alexander), 1936 in Offenburg (Dreifaltigkeit), 1940 Kurat in Karlsruhe-Knielingen, 1954 dort Pfarrer, 1967 Ruhestand in Mahlberg/Lahr. Zu ihm: EAF Priesterkartei; in: Martin Zeil, Ernst Grieshaber, in: *Necrologium Friburgense* 1981–1985. Verzeichnis der in den Jahren 1981–1985 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 106 (1986), S. 273–389, hier S. 376. – Gustav Reiber (1902 bis 1950), gebürtig aus Hechingen, 1926 Priesterweihe, anschließend Vikar in Kollnau und Burladingen, 1931 in Wehr, 1932 in Malsch b.E. und Villingen (Münsterpfarrei), 1935 in Bräunlingen, 1936 Pfarrer in Gruol, 1950 Pfarrer in Bad Imnau. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense* 1946–1950. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 251. – Auf Reiber folgte am 6. April 1932: Stephan Andris (1904–2004), gebürtig aus Wagensteig, 1930 Priesterweihe, anschließend Vikar in St. Georgen (Schwarzwald), 1932 in Wehr, 1936 in Östringen, 1939 Pfarrverweser in Gündelwangen, 1940 dort Pfarrer, 1981 Ruhestand auf der Liebfrauenhöhe bei Rottenburg. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Jürgen Brüstle, Stefan Andris, in: *Necrologium Friburgense* 2001–2005. Verzeichnis der in den Jahren 2002–2005 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 127 (2007), S. 245–383, hier S. 327/328.

<sup>153</sup> Der bisherige Freiburger Erzbischof Karl Fritz war am 7. Dezember 1931 verstorben. Nachfolger wurde der aus Meßkirch stammende Conrad Gröber, den Fritz noch im Januar 1931 zum Bischof von Meißen geweiht hatte.

habe oft an Ihr Wort denken müssen wegen der Herren, die jetzt nicht mehr schlafen können. Aber im Grunde ist die Sache ja doch recht belanglos. Ich würde Sie ganz gerne wieder mal sehen und wieder einige gemütliche Stunden mit Ihnen plaudern über die Fragen aus Welt und Kirche.

Wie es wohl in Wehr ergehen mag bei den schlechten wirtschaftlichen Zuständen? Dass Krautheimer<sup>154</sup> nach Mannheim kam, hat mich wirklich überrascht. Ich habe schon oft gedacht, ich wäre doch auch ganz gerne wieder in der Seelsorge; allerdings: Sie wissen, in manchen Sparten habe ich meinen Bedarf gedeckt.<sup>155</sup> Doch es ist schon gleich Mitternacht und ich muss meinen Schrieb zu Ende bringen. Haben Sie, verehrter Herr Pfarrer, für Ihre Gesundheit alle guten Wünsche.

Mit ergebensten Grüßen an das ganze liebe Haus  
bin ich in Dankbarkeit stets Ihr  
K[arl] A[ugust] Fink<sup>156</sup>

## 20. Dezember 1932 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

für verschiedene Beweise Ihrer Liebenswürdigkeit hätte ich Ihnen schon längst danken sollen, nicht zuletzt auch für Ihren lieben Brief, den Sie nach dem Treffen auf dem Heiligenberg<sup>157</sup> an mich gerichtet haben. Ich habe bisher infolge Überarbeitung (will sagen Überlastung durch Arbeit) nicht aus Bescheidenheit, wie es sich eigentlich gehörte, zurückgehalten, will aber die Gelegenheit der bevorstehenden Feiertage ergreifen und Ihnen nebst herzlichen Wünschen für Weihnachten und Neujahr auch beste Glückwünsche zu Ihrem Geburtstag, wie auch Ihrem Namenstage entbieten. An Weihnachten werde ich für einige Tage nach Hause kommen. Vor einigen Wochen habe ich von Fr[äu]l[ein] Rohr<sup>158</sup> über Ihren gesundheitlichen Zustand nur erfreuliche Dinge erfahren.

---

<sup>154</sup> Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

<sup>155</sup> Anspielung auf das Beichthören. Vgl. oben.

<sup>156</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>157</sup> Unklar, um was für ein Treffen es sich handelte.

<sup>158</sup> Vgl. oben.

Hoffentlich geht es weiter aufwärts. Lassen Sie nur den 2. Vikar<sup>159</sup> sich nicht zu frühe wegnehmen.

Wenn Sie wieder mal Stipendien entbehren können – ich danke für die bereits gesandten – kann man sie am besten auf mein Postscheckkonto K[ar]l[s]r[uhe] 70560 anweisen. Aber nur, wenn es Ihnen keine Unbequemlichkeiten verursacht. Wir sind hier schon seit längerer Zeit daran gewöhnt – nach unserer Terminologie – „pro patria“ zu lesen.<sup>160</sup>

Für heute bin ich mit besten Wünschen für das ganze liebe Haus  
Ihr in Christus ergebenster  
K[arl] A[ugust] Fink

## 28. April 1933 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

Sie werden es mir sicher nicht übel nehmen, dass ich Ihnen so lange nicht für Ihre Liebenswürdigkeit gedankt habe. Es soll jetzt endlich und nicht minder herzlich nachgeholt werden. Hoffentlich geht es Ihnen gut in dieser Zeit, die einem auch innerlich so viel zu schaffen macht.

Hier geht zwar infolge des hl. Jahres<sup>161</sup> alles drunter und drüber, dass man kaum zu einem besinnlichen Nachdenken kommt. An Ostern musste sogar ich eine Pilgergruppe führen infolge des ungeheuren Andrangs.

Jetzt wird es etwas ruhiger.

Wollen Sie vielleicht auch in diesem Jahre, wenn es Ihnen Ihre Gesundheit erlaubt, hierher kommen; ich würde es sehr begrüßen! Ob ich im nächsten Jahr noch hier sein werde, kann man bei den jetzigen Verhältnissen nicht sagen. Im Sommer gehe ich nur ganz kurze Zeit nach Deutschland, etwa drei Wochen im August. Sie könnten hier bei uns im Campo Santo wohnen und wären sicher gut versorgt. Ausserdem hat man in diesem Jahre die beträchtlichen Ermässigungen.<sup>162</sup> Doch immer

<sup>159</sup> Gemeint ist wohl: Stefan Andris. Zu ihm vgl. Anm. 152.

<sup>160</sup> Wohl Anspielung auf die wirtschaftlich und politisch labile Situation in Deutschland.

<sup>161</sup> Für 1933 hatte Pius XI. ein „Heiliges Jahr“ ausgerufen, zum Gedenken an die 1900. Wiederkehr des (mutmaßlichen) Todestags Jesu.

<sup>162</sup> Aufgrund des Hl. Jahres gab es bei Eintritten etc. offenbar Vergünstigungen.

vorausgesetzt, dass Sie so frisch sind wie letztes Jahr auf dem Heiligenberg.

Mit herzlichen Wünschen und besten Grüßen an das ganze Haus  
Ihr stets ergebener  
K[arl] A[ugust] Fink<sup>163</sup>

### 15. Oktober 1933 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Hochwürdiger,  
sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ich habe neulich geträumt, dass Sie als frommer Pilgrim hier eingetroffen wären. Das veranlasst mich – ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, auch für Ihre Liebenswürdigkeit zu danken – Sie anzufragen, wie es mit Ihren Romabsichten steht. Zunächst muss ich mich aber nach Ihrer Gesundheit erkundigen. Hoffentlich geht es Ihnen erträglich. Herr Domkapitular Reinhard<sup>164</sup>, der einige Tage bei uns gewohnt hat, wusste zu berichten, dass es Ihnen bedeutend besser gehe. Ich würde mich sehr freuen, wenn diese Nachricht den Tatsachen entspricht.

Infolge der vielen Arbeit bin ich dieses Jahr gar nicht nach Deutschland in Ferien gekommen, ich war aber einige Wochen wieder in Spanien. Ich hätte Sie sonst sehr gerne besucht und auch über die römischen Pläne gesprochen. Der Zustrom der Pilger dauert noch immer an; die

<sup>163</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>164</sup> Wilhelm Reinhard (1880–1975), gebürtig aus Karlsruhe, wo sein Vater Erbgroßherzoglicher Lakai war, 1890 Konversion zum Katholizismus, Besuch des Bertholdsgymnasiums in Freiburg, 1899 Studium der Theologie in Freiburg, 1903 Priesterweihe, Vikar in Grombach bei Wimpfen, dann Kaplan an der Jesuitenkirche in Mannheim, 1910 Pfarrverweser in Ladenburg, 1912 Repetitor und Studentenseelsorger am Theologischen Konvikt in Freiburg, 1916 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg, 1919 Direktor des Erzbischöflichen Konvikts in Freiburg, 1929 Domkapitular und Päpstlicher Geheimekammerer, 1937 Päpstlicher Hausprälat, 1951 Apostolischer Protonotar, 1955 Domdekan, 1957 Senator h. c. der Universität Freiburg, 1959 im Ruhestand, 1960–1967 Lehrauftrag am Priesterseminar in St. Peter. Reinhard sei selbstverständliche Autorität, Noblesse und Bescheidenheit zu eigen gewesen. Seine Auseinandersetzung mit den Lehren der nationalsozialistischen Weltanschauung sei auf hohem Niveau erfolgt. Zu ihm: Robert Schlund, Wilhelm Reinhard, in: FDA 97 (1977), S. 549–553; Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur, Karlsruhe 1985, S. 92–95; Horst Ferdinand, Art. Reinhard, in: Baden-Württembergische Biografien 1 (1994), S. 298/299.

Ermässigung von 70 % für die faschistische Ausstellung<sup>165</sup> ist ja auch bis April 1934 verlängert. Es wäre doch sehr schön, wenn Sie noch hierher kämen, solange ich hier bin. Die Fahrt ist nicht anstrengend und hier bei uns sind Sie sehr gut aufgehoben. Also auf nach Rom.

Inzwischen bin ich mit ergebensten  
Grüssen an das ganze Haus  
in Dankbarkeit Ihr  
K[arl]A[ugust] Fink<sup>166</sup>

### 7. November 1934 Wildemann, Wehr, an Fink

*Fotokarte, handschriftlich. Bildseite: Wildemann am Schreibtisch.*<sup>167</sup>

L[ieber] Herr Doktor!

Ich wollte Ihnen Intentionen schicken auf P[ost]Sch[eck]-Konto. Ist aber nicht ausführbar wegen Überschreitung der Höchstgrenze. Haben Sie noch das Sparkassenkonto in Freiburg? Oder sonst ein Konto. Es handelt sich um 32 à 1.5 = 48 M[ark]. Teilen Sie mir mit wohin ich das Geld überweisen soll oder ob Sie kein Interesse an der Sendung haben. Meine Gesundheit ist leidlich. Herzl[iche] Grüsse Ihr Wildemann Pf[arre]r.

### 10. November 1934 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Pfarrer,  
haben Sie freundlichen Dank für Ihre liebe Karte.

Zur Sache darf ich Ihnen schreiben, dass ich selbstverständlich mit Dank Ihre Überweisung empfangen werde; am besten auf das Konto meines Vaters<sup>168</sup>: Städt[ische] Sparkasse Meersburg 19 = Postscheckkonto Karlsruhe 39 84.

<sup>165</sup> Damit war den Faschisten ein Coup gelungen, denn durch das Heilige Jahr kamen aus allen Ländern viele Pilger nach Rom. Vgl. Dino Alfieri, Ausstellung der Faschistischen Revolution. Erste Zehnjahrfeier des Marsches auf Rom, Rom 1933.

<sup>166</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>167</sup> Die Karte fand sich nicht im UAT, sondern im Teil-NL Fink (im Privatbesitz).

<sup>168</sup> Karl August Fink sen. (1871–1951), gebürtig aus Peterzell, Sohn eines Steinbauers, 1899 Heirat mit Hermine geb. Walz in Rohrdorf, nach deren Tod 1931 Verhehlung mit Hermine geb. Hummel (1896–1968), gestorben in Meersburg.





Abb. 11: Wildemann in seinem Studierzimmer.  
Fotokarte (verschickt am 7. November 1934).

Sie schreiben, dass Ihre Gesundheit „leidlich“ sei. Das stimmt aber nicht nach der schönen Karte und Photographie mit Ihrem Arbeitszimmer, in dem ich manches Gespräch mit Ihnen führen durfte. Sie sehen auf dem Photo wenigstens ganz gut aus, nicht anders als früher. Bei mir geht es vorläufig ruhig weiter. Die Darstellung Martins V.<sup>169</sup> ballt sich allmählich zusammen. Ich hoffe Ihnen nächsten Sommer darüber und über andere Dinge ausführlicher erzählen zu können.

Mit besten Wünschen an das ganze liebe Pfarrhaus bin ich in  
Verehrung der Ihre  
K[arl]A[ugust] Fink<sup>170</sup>

<sup>169</sup> Gemeint ist eine große monografische Studie zu Martin V., die nie erschien. Das Manuskript ist verschollen.

<sup>170</sup> Unterschrift handschriftlich.



Abb. 12: Glockenweihe in Glottertal, in Anwesenheit von Fink (1935).

#### 14. Mai 1937 Fink, Braunsberg, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Lieber, sehr verehrter Herr Pfarrer,

ich will mit der Maschine schreiben, um Ihnen den Schluß auf meine stark mitgenommenen Nerven zu ersparen. Ich habe Ihnen zu danken für Ihre liebenswürdige Überweisung, ich hätte es schon lange tun sollen, aber ich kam einfach nicht dazu.

Ihr Brief hat mich lange beschäftigt; er zeigt mir, dass Sie noch durchaus der alte sind, verstehen Sie das richtig, ich meine was das Meditieren um nicht zu sagen Grübeln angeht. Ich kann Ihnen über das, was ich mit Ihnen besprechen wollte, nicht eigentlich schreiben. Es ist gar nicht schlimm und es geht mir auch ganz gut, wenigstens äußerlich. Ihre Vermutung, dass es für mich hier oben ein Dauerzustand wird, hat sich erfüllt. Noch im März kam meine Ernennung mit Wirkung vom 1. Januar d[ieses] J[ahres] zum planmäßigen ausserordentlichen Professor im preußischen Landesdienst unter Übertragung des hiesigen Lehrstuhls der Kirchengeschichte.<sup>171</sup>

Ich war der jüngste der in Frage kommenden Privatdozenten und meine Ernennung hat nach dieser Seite bei den andern wenig Freude erregt, läßt sich verstehen. Die hiesige Fakultät und auch die Studentenschaft haben sich sehr für mich eingesetzt.<sup>172</sup> Ich bin natürlich sehr zufrieden, und bin jetzt wieder einmal der jüngste, unter den deutschen Professoren der kath[olischen] Theologie. Das wäre soweit also in Ordnung. Die Arbeitsmöglichkeiten sind hier auch sehr günstig und ich hoffe in einigen Jahren endlich einmal meine großen, schon so lange begonnenen Sachen herauszubringen.

Mit Land und Leuten, besonders mit letzteren, bin ich sehr zufrieden. Eine Schwierigkeit bietet nur die römische Dienstarbeit.<sup>173</sup> Wenn meine Bedingungen für die Weiterarbeit in Berlin angenommen werden, muß ich im Sommer wieder nach Rom, überhaupt in den Ferien der nächsten Jahre; doch denke ich daran, mich im Wintersemester 1938/39 beurlauben zu lassen.<sup>174</sup>

Es ist darum zweifelhaft ob ich im Sommer, am Schlusse des Semesters, meinen schon längst fälligen Besuch werde ausführen können. Ich will von mir aus alles tun, um Sie wieder einmal sehen und sprechen zu können.

Wie wäre es übrigens, wenn Sie mal hier herauf kämen. Mit der Ostpreußenkarte hat man auf diese Entfernung 50% Ermässigung und hier sind Sie natürlich mein Gast. Aber es müßte noch im Juni sein, weil das Semester am 30. Juni schließt und ich sofort nachher wahrscheinlich wegfare. Ich glaube, dass es Ihnen hier oben auch gut gefallen würde. Nur ist die Fahrt etwas lang und vielleicht auch zu anstrengend, ich weiß zwar nicht wie es mit Ihrer Gesundheit steht, aber ich nehme an: doch gut.

Sie haben übrigens mit Ihrer Fernanalyse meines Gemütslebens nicht so unrecht. Gewiss erlebe ich jetzt in diesen Jahren und Monaten das

---

<sup>171</sup> Vgl. oben. Die von Hitler und Göring unterzeichnete Urkunde befindet sich im Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>172</sup> Vgl. Burkard, Die Katholisch-Theologische Fakultät Braunsberg (wie Anm. 72), S. 84–88.

<sup>173</sup> Gemeint ist die Arbeit am Repertorium Germanicum. Sie führte Fink noch lange Jahre nach Rom.

<sup>174</sup> Im Juni 1937 wurde Fink für die bevorstehenden Sommermonate zur Fortsetzung seiner früheren Arbeiten am „Repertorium Germanicum“ von Braunsberg beurlaubt. Nach einem abermaligen kurzen Intermezzo am Frischen Haff wurde die Beurlaubung im Sommer 1938 sogar auf zwei Jahre ausgedehnt. Vorangegangen waren auch Querelen innerhalb der Braunsberger Fakultät, insbesondere zwischen dem Fundamentaltheologen Kühle und Fink. Bis August 1940 weilte Fink dann nahezu ständig in Rom.

homo sum, es ist ja gar nicht anders möglich. Ich bin keineswegs unglücklich, nur viel ernster geworden, wenigstens innerlich durch bestimmte persönliche Erlebnisse, über die ich hier nicht sprechen will. Sie können sich wohl denken, in welcher Richtung diese Dinge liegen, natürlich in der menschlichen.

Nun muß ich aber schließen und Ihnen recht gute Pfingstfeiertage wünschen, ebenso auch dem ganzen lieben Hause und allen Bekannten.

In Verehrung und Treu stets Ihr

K[arl] A[ugust] Fink<sup>175</sup>

**2. September 1937 Fink, Braunsberg (Berliner Str. 38),  
an Wildemann**

*Blatt, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Pfarrer,

durch vielerlei Geschäfte war ich bisher verhindert Ihnen zu schreiben. Jetzt, wo ich daran gehe, sehe ich zu meinem Schrecken, dass ich Ihren Brief von Ende Juni noch nicht beantwortet habe. Dann darf ich Ihnen, auch im Namen meiner Angehörigen, recht herzlich danken für die lebenswürdige Anteilnahme beim Heimgang meines guten Onkels.<sup>176</sup>

Auf der geplanten Romfahrt kam ich Anfang Juli nach Freiburg und mußte dort zehn Tage liegen bleiben, weil mit Berlin noch einige dienstliche Dinge zu klären waren. Mein Onkel lag seit Mitte Mai wieder im Josefshaus<sup>177</sup>, war aber gut zuwege und hoffte im August ausgeheilt das Krankenhaus verlassen zu können. Er ließ sich ja auch pensionieren und wollte zu einem meiner Brüder<sup>178</sup> ziehen. Auch der ihn behandelnde Professor äußerte sich mir gegenüber sehr optimistisch. Meine Romreise kam dann nicht zustande, weil ich mit dem Ministerium nicht einig

<sup>175</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>176</sup> Der Brief fehlt.

<sup>177</sup> Dazu vgl. 100 Jahre St. Josefskrankenhaus Freiburg im Breisgau, Freiburg 1986.

<sup>178</sup> Die Brüder: Hermann Fink (1900–1944), Bankkaufmann, verheiratet mit Maria geb. Link (1901–1985) aus Weingarten, 4 Kinder; Ernst Fink (1902–1942), verheiratet mit Frieda geb. Mohr (1907–1953), 2 Töchter; Eugen Adolf Fink (1905–1975), verheiratet mit Martl Luise Berta geb. Walz (1907–1964), 2 Kinder, ein zweites Mal verheiratet mit Susanne, geb. Risse (1926–2014).

<sup>179</sup> Die Auseinandersetzungen zogen sich noch lange Jahre hin. Fink verlangte eine entsprechende Bezuschussung seiner Arbeiten und glaubte sich gegen die Vorstellung zur Wehr setzen zu müssen, seine Arbeiten am „Repertorium Germanicum“ seien eine Art Privatvergnügen. Vgl. etwa 25. August 1937 Fink, Braunsberg, an Prof. W. Engel. MGH B 591.

wurde über die Höhe des Zuschusses für die mühsamen und langweiligen Dienstarbeiten im Vatikanischen Archiv.<sup>179</sup> Auf jeden Fall war mein Onkel sehr froh, dass ich solange bei ihm bleiben konnte. Ich fuhr Ende Juli nach Berlin und hierher, erhielt aber dann Anfang August schlimme Nachricht über den Zustand meines Onkels<sup>180</sup>, fuhr sofort wieder nach Freiburg ab, traf aber meinen Onkel nicht mehr lebend an. Er war am 5. August gestorben, ohne dass man eigentlich wußte, was der akute Anlaß gewesen ist, möglicherweise eine Lungenentzündung oder ein Karzinom. Am 9. August war die Beerdigung in Glottertal.

Wie Sie richtig schreiben war das Amt für meinen Onkel ein Anliegen. Als ich ihn in der Leichenhalle in Freiburg aufgebahrt sah, konnte ich nur sagen zu meinem Bruder: so möchte ich auch sterben können.

Da ich im Juli und August sehr viel Zeit verloren habe, gehe ich jetzt nicht mehr nach Rom, obwohl man mir jetzt sehr entgegengekommen ist. Ich habe mit der Vorbereitung für das nächste Semester sehr viel zu tun; ich lese: Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (zum ersten Mal) und neben Seminar noch ein Publikum: Das christliche Rom in Geschichte und Kunst. Dann möchte ich, wenn es eben geht, noch ein wenig an meine eigenen Arbeiten denken, und im nächsten Jahr nach dem Süden fahren.<sup>181</sup> Ich habe den festen Vorsatz, Sie sobald als möglich zu besuchen. Es ist höchste Zeit, dass ich

<sup>180</sup> „Lieber Karl, Pfarronkels Befinden hat sich weiter verschlimmert. Habe heute mit dem Arzt gesprochen, er meinte, es sei noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, aber ernst sei die Situation doch sehr. Die Schwester sagte ja nur, man solle die Alb[e] u[nd] das Messgewand bringen, um es für alle Fälle bereit zu haben. Heute Abend auch Pfarronkel versehen. Rege Dich nicht auf. Es ist immer noch Hoffnung. Wir können die Plötzlichkeit dieser Verschlimmerung gar nicht begreifen.“ o. D. Eugen Fink, [Freiburg], an Karl August Fink. – „Lieber Karl, Pf[arronkels] Zustand ist immer noch sehr schlecht, er phantasiert u[nd] hat Fieber u[nd] ist furchtbar schwach. Ich fürchte, daß es langsam dem Ende zugeht. Doch kann es noch Tage dauern. Ich schreibe Dir jeden Tag ein kurzes Bulletin. Mit Hermann u[nd] Ernst habe ich alle Schritte im Falle des Todes von Pf[arronkel] besprochen. Dir telegraphieren wir sofort, damit Du, wenn es Dir möglich ist, zur Beerdigung kommen kannst. – Pf[arronkel] hat ziemlich Schmerzen u[nd] klagt sehr. Hoffentlich hat er, wenn es schon sein muß, eine milde Sterbestunde. – Wir sind alle sehr traurig, zumal Pf[arronkel] schon nabe vor der Genesung stand. Mitte August wollten die Ärzte ihn entlassen. Da kam in tragischer Gleichzeitigkeit mit seinem Ende als Pfarrer von Glottertal dieser Rückfall. Der D[okto]r meint, es sei der Ausbruch eines Karzinoms dazugekommen. Pf[arronkel] ist jetzt weit schlimmer dran als bei seiner Einlieferung vor 3 Monaten. Trotzdem habe ich noch eine schwache Hoffnung.“ 4. August 1937 Eugen Fink, Freiburg, an Karl August Fink. – „Pfarronkel gestorben. Beerdigung Montag 9.30.“ Telegramm 5. August 1937 (17.57 Uhr) Hermann Fink, Freiburg, an Karl August Fink. Alles in Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>181</sup> Gemeint ist: Rom.

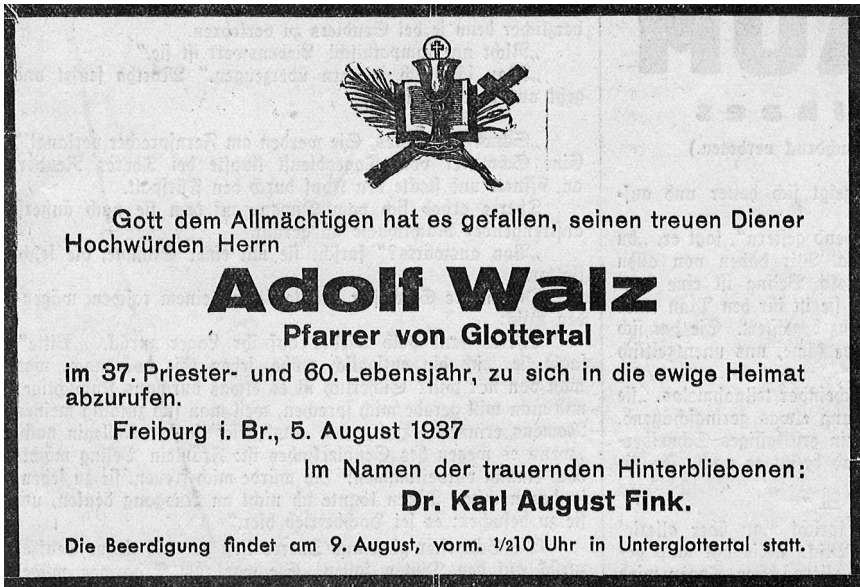


Abb. 13: Todesanzeige für Finks Pfarronkel Adolf Walz.

wieder mal mit Ihnen ausführlich sprechen kann, so wie früher in dem schönen Jahr meiner Wehrer Kaplanszeit.

Ich muß für heute Schluß machen. Nehmen Sie nochmals meinen aufrichtigen Dank für Ihre so herzliche Teilnahme entgegen,  
in Verehrung stets Ihr ergebener  
K[arl] A[ugust] Fink<sup>182</sup>

**13. März 1938 Fink, Braunsberg (Berliner Str. 38), an Wildemann Blatt, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.**

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

Sie werden wohl annehmen, daß ich schon gestorben sei. Ich hätte mich ja schon längst melden müssen, und mich auch bedanken müssen für Ihre freundliche Überweisung.

<sup>182</sup> Unterschrift handschriftlich.



Ich will nicht des längeren erzählen, was mich nicht dazu kommen ließ; es ist eigentlich immer das gleiche, die viele Arbeit, aber ein eigentlicher Entschuldigungsgrund ist dies ja nicht, das weiß ich wohl.

Sie haben mir im Sommer oder Herbst letzten Jahres Ihre Predigten in Wehr gesandt; vor einigen Wochen kam ich endlich an die Lektüre: nun, Sie haben die Dinge so behandelt, wie man es von Ihnen erwarten muß, wenigstens wer Sie kennt.

Das Wintersemester hat mir überaus viel Arbeit gemacht und so kam ich auch nicht zum Schreiben. Ich hatte „Reformation und Gegenreformation“ zu lesen, das erstmal, und das ist schon ein ungeheures Thema, wenn man darüber sich gründlich informieren will. Daneben mußte ich noch eine öffentliche Vorlesung halten: „Das christliche Rom in Geschichte und Kunst.“

Ich kann wohl sagen, dass mir dies nicht ferne liegt, aber gerade die Fülle des Stoffes machte auch sehr viele Arbeit. Dieses Kolleg war glänzend besucht und wurde für hiesige Begriffe ein großer Erfolg.

An Weihnachten war ich einige Tage im Süden, in Freiburg und zuhause, aber ich mußte bei unser streng preußischen Ferienordnung am 1. I. schon wieder wegfahren.

In Freiburg sah ich Weissenbergers, die Jungen, die ehemalige Fräulein Trude Lenz.<sup>183</sup> Ich ging mit meinem Bruder<sup>184</sup> die Salzstraße herauf und dann fiel mir das Gesicht auf. Herrn W[eissenberger] kannte ich nicht mehr so recht, auch die Dame im Moment nicht, erst später, als wir schon weiter waren, setzte allmählich die Erinnerung ein, und dann war

---

<sup>183</sup> Vermutlich Pfarrangehörige aus Wehr.

<sup>184</sup> Gemeint ist wahrscheinlich Eugen Fink (1905–1975), gebürtig aus Konstanz, zusammen mit Karl August Fink in den ersten Schuljahren bei seinem geistlichen Onkel aufgewachsen, Besuch des Gymnasiums in Konstanz, 1925 Studium der Philosophie, Geschichte, Germanistik und Volkswirtschaft in Münster und Berlin, dann in Freiburg bei Edmund Husserl, 1929 Promotion bei Husserl und Martin Heidegger über „Vergegenwärtigung und Bild. Beiträge zur Phänomenologie der Unwirklichkeit“, im Auftrag Husserls private Seminare für Studierende, nach 1933 Verzicht auf eine Universitätskarriere und Privatassistentz bei Husserl, 1938 nach Löwen ins Exil, 1940 wie andere Deutsche in Belgien als vermeintlicher Spion verhaftet, Internierung in einem französischen Lager, bis die deutsche Wehrmacht Frankreich besetzte, danach zur Wehrmacht eingezogen, 1946 Habilitation mit seiner Schrift „Die Idee einer transzendentalen Methodenlehre“ (1932) in Freiburg, 1948 o. Professor für Philosophie und Erziehungswissenschaft in Freiburg, 1971 emeritiert. Zu ihm: Anselm Böhmer (Hg.), Eugen Fink: Sozialphilosophie – Anthropologie – Kosmologie – Pädagogik – Methodik, Würzburg 2006; Ronald Bruzina, Edmund Husserl und Eugen Fink: beginnings and ends in phenomenology 1928 bis 1938, New Haven 2004; Thomas Franz, Fink Eugen, in: BBKL 23 (2004), S. 377–383; Susanne Fink/Egon Schütz, Art. Fink, in: Badische Biografien NF 1 (1982), S. 117–119.

es zu spät. Vielleicht haben die beiden Ihnen davon berichtet. Sie sehen, wie sehr die Tätigkeit eines Professors geeignet ist die geistigen Kräfte zu zerstören!

Und jetzt sitze ich seit 10 Tagen, dem Semesterende an meinem Schreibtisch und komme nicht weg. Ich will meine Habilitationsschrift endlich mal drucken<sup>185</sup>, weil ich doch nicht warten kann, bis der „ganze Martin V.“ fertig ist. Denn ich muß wahrscheinlich wieder auf längere Zeit nach Rom, vielleicht in den Ferien der nächsten Jahre, vielleicht auch beurlaubt für ein Semester. Das ist alles noch nicht entschieden. Und so werden meine eigentlichen, mich auch persönlich interessierenden Arbeiten noch längere Zeit liegenbleiben müssen, eben wegen des Dienstes an der Allgemeinheit.<sup>186</sup>

Aber im Sommer will ich doch mal einige Wochen Ferien machen und dann auch unter allen Umständen Sie zu sehen versuchen, möglichst in Wehr. Ich muß Ende August/Anfang September als einziges kath[olisch] theol[ogisches] Mitglied der deutschen Reichsdelegation auf den intern[atinalen] Historikerkongreß in Zürich und dort einen Vortrag halten.<sup>187</sup> So könnte ich vielleicht vorher mal sehen, wie es Ihnen geht. Aber das ist noch was den Termin angeht nur Plan. Wie es dem Men-

<sup>185</sup> Vgl. Karl August Fink, *Martin V. und Aragon* (Historische Studien 340), Berlin 1938. ND Vaduz 1965.

<sup>186</sup> Gemeint ist das „Repertorium Germanicum“. Vgl. auch 18. März 1943 Fink, Tübingen, an den Präsidenten des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde/Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom (Prof. Dr. Th. Mayer): *„Was mich selbst und meine Arbeiten angeht, so wäre mein Buch über Martin V. ohne den langen Aufenthalt am Institut schon längst erschienen, ebenso meine andern in Vorbereitung sich befindlichen Arbeiten zur spätmittelalterlichen Urkundenlehre, die sich auch auf die Konsultierung einer sehr großen Zahl von ausländischen Archiven aufbauen. Freilich will ich nicht verkennen, was ich dem Institut und vor allem der Anleitung durch Geheimrat Kehr verdanke. Aber [...] in der Hinsicht meiner eigenen Arbeiten habe ich also dem Institut nichts zu danken, sondern ich möchte im Gegenteil sagen, daß das Institut im vorliegenden Falle allen Grund hat mir dafür dankbar zu sein, daß ich seinen umfangreichsten Arbeitsauftrag zur Durchführung gebracht habe. Zudem hat die Arbeit am Repertorium Germanicum IV für meine vorbereitete Monographie über Martin V. keine Ausbeute ergeben, da im Vatikanischen Archiv für diese Zeit an politischen Materialien fast gar nichts überliefert ist. Diese Materialien mußten außerhalb Roms aufgesucht werden, was von mir jeweils in den Sommerferien ausgeführt wurde.“* MGH B 591.

<sup>187</sup> Fink begleitete eine vom Reichswissenschaftsministerium zusammengestellte insgesamt 108-köpfige Reichsdelegation zum großen 8. internationalen Historikerkongress, gehörte sogar zur 39-köpfigen „engeren Delegation“ und hielt – als einziger deutscher katholischer Theologe – in der Sektion „Geschichte der Religionen und Kirchengeschichte“ einen Kurzvortrag über *„Papsttum und Kirchenreform nach dem großen Schisma“*. Auf dem Kongress sollte *„ein geschlossenes und wirkungsvolles Auftreten der Deutschen Abordnung“* demonstriert werden. Vgl. Burkard, „... ein ebenso rabiater Kirchenmann wie Nationalist ...“? (wie Anm. 3), S. 476 f.



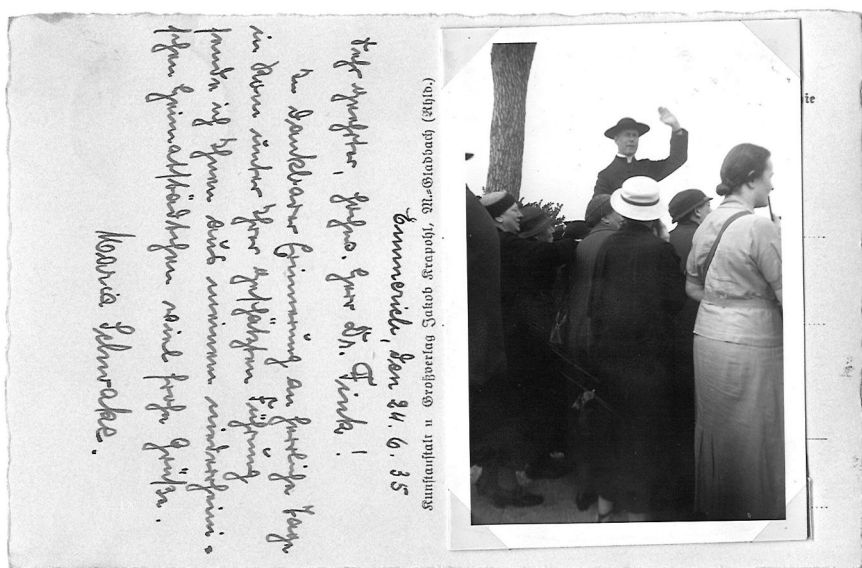


Abb. 14: Fink als Romführer (1935).

schen geht? Darüber ist besser oder leichter zu sprechen als zu schreiben. Und Ihnen?

Ich denke oft an die schöne, sorgenlose und glückliche Zeit im Wehrer Pfarrhaus zurück und auch an Sie, den ich in sehr dankbarer Erinnerung allzeit behalte.

<sup>188</sup>Mit herzlichen Grüßen und Wünschen,  
Ihr Fink

**18. Dezember 1938 Fink, Rom (Via della Sagrestia 17),  
an Wildemann**

*Blatt, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

Sie werden sich vielleicht über mein Schweigen gewundert haben, hoffentlich haben sie aber innerlich nicht geschimpft. Ich hätte Ihnen

<sup>188</sup> Das Folgende handschriftlich.

schon lange schreiben müssen, nachdem aus dem geplanten Besuch im Herbst nichts geworden ist, nicht durch meine Schuld, sondern wie man hier zu sagen pflegt „forza maggiore“.<sup>189</sup> Ich habe Ihnen, glaube ich, schon in Kürze mitgeteilt, daß im Sommer und Herbst alles abhing von der eingeleiteten Beurlaubung hierher und andererseits ich terminmäßig festgelegt war durch die Teilnahme am Kongreß in Zürich.<sup>190</sup>

Meine Beurlaubung kam dann erst so spät, daß ich gerade noch zwei Tage zu Hause und drei Tage in Freiburg sein konnte vor der Abreise nach Zürich. Und von dort ging es gleich nach Italien, nach einigen Tagen, wunderschönen Tagen in Neapel und Capri, wieder ins Archiv, in dem ich jetzt meine ganze Zeit verbringe. Sie werden mir es wohl glauben, daß ich lieber im Semester wäre bei meinen Studenten und der Zeit für meine eigenen Arbeiten, da ich jetzt das Kolleg zum größten Teil fertig habe. So sitze ich hier 7-8 Stunden täglich bei dem schrecklich langweiligen Material der Dienstarbeit, das auch trotz des langweiligen Inhaltes große Anstrengung verursacht, und abends wenn ich todmüde aus dem Archiv komme, suche ich noch einige Arbeitsstunden für die eigenen mich sehr interessierenden Fragen zu bekommen. Vom römischen Betrieb in allen Formen halte ich mich völlig zurück, da ich sonst verloren bin, arbeitsmäßig gesehen. Und an Weihnachten kann ich auch nicht wie früher nach Hause, da ich jeden Tag ausnutzen will, um mit dieser Riesenarbeit voranzukommen. Es gibt drei starke Bände zu je 1000 S[eiten] voraussichtlich. Ich werde wohl auch den ganzen Sommer hier bleiben und nur in der heißesten Zeit kurz Rom verlassen, um in andern Archiven meinen dringenden Wünschen nachzugehen. Zum Wintersemester 1939 darf ich dann wieder nach Deutschland.

Soviel mal in Kürze über den status personae et rerum. Ich habe es aus vielen Gründen sehr bedauert, daß ich Sie nicht besuchen und auch nur kurz wenigstens sehen konnte. Daß es sehr vieles zu erzählen und zu deuten gäbe, ist klar, nachdem wir uns so lange Zeit nicht mehr gesehen haben. Ich hatte Gelegenheit mit Herrn Reinhard<sup>191</sup> im September hier einiges zu parlieren, auch von Ihnen, aber ich habe den Eindruck, daß Sie etwas zu zurückhaltend sind in der Offenbarung Ihrer Art und Persönlichkeit der hohen Behörde<sup>192</sup> gegenüber. Aber das ist ja nicht die

---

<sup>189</sup> Gemeint ist: Aufgrund höherer Gewalt.

<sup>190</sup> Vgl. oben.

<sup>191</sup> Domkapitular Wilhelm Reinhard. Zu ihm vgl. oben Anm. 164.

<sup>192</sup> Gemeint ist das Erzbischöfliche Ordinariat.

Hauptsache. Man müßte über die Dinge einmal reden können, und zwar ausführlich. Ich habe in den letzten Jahren viel erlebt, vielleicht zuviel für einen Mann meines Alters. Aber das Leben ist ja die wichtigste Form des Erlebens.

Über die Feiertage will ich, da Weihnachten in Rom überaus traurig ist, einige Tage in die Berge, wenn das Wetter gut bleibt. Sie werden wie immer da besonders viel zu tun haben. Es wäre schön, wenn Sie dann nachher in Ruhe etwas von Ihnen und Ihrem Befinden berichten würden.

Es stehen Gedenktage bevor: Geburtstag<sup>193</sup>, Namenstag<sup>194</sup> und die Feste.<sup>195</sup> Zu allen diesen wünsche ich Ihnen in aufrichtiger Verehrung alles Gute und bin mit ergebensten Grüßen an das ganze liebe Haus

stets Ihr

K[arl]A[ugust] Fink<sup>196</sup>

### 30. April 1939 Fink, Rom, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

Ihr langer Brief und schöner Brief kam gerade vor einer kleinen Reise nach Neapel und Florenz, die vor Ostern wieder endete. Ich nahm Ihren Brief mit in der Hoffnung ihn unterwegs beantworten zu können. Es wurde nichts daraus, und nachher gab die schreckliche eintönige und ermüdende Archivarbeit keinen Raum mehr. Aber heute doch eine Antwort, wenn auch nur eine kurze.

Für das Sterbebildchen und die Photographie Ihrer verewigten Schwester<sup>197</sup> habe ich noch zu danken; sie werden mir ein liebes Andenken sein an ein schönes ungesorgtes Jahr.

Aus Ihren Briefen spricht diesmal sehr viel Resignation und auch ein gewisser Druck. Es macht mir das einige Sorge. Sie gehörten immer zu den Menschen die das Leben ernst nehmen und denen das Leben viel zu denken gibt. Sie fühlen sich jetzt wohl auch etwas vereinsamt und dann

<sup>193</sup> 22. Dezember.

<sup>194</sup> St. Stephanus am 26. Dezember.

<sup>195</sup> Weihnachten, Neujahr, Dreikönig.

<sup>196</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>197</sup> Engelberta Wildemann starb am 22. Februar 1939.

noch von der Behörde nicht nett behandelt.<sup>198</sup> Was geht das übrigens die Behörde an, wie Sie sich Ihren Haushalt einzurichten gedenken?<sup>199</sup> Das kann ich mir nicht recht zusammenreimen. Hoffentlich finden Sie eine erträgliche Lösung, damit wenigstens die äußeren Dinge gut ablaufen;

<sup>198</sup> Nach dem Tod der Schwester Engelberta, die – zusammen mit der erblindeten Schwester Theresia – Wildemann den Haushalt geführt hatte, kam es zu Auseinandersetzungen mit dem Erzbischöflichen Ordinariat. Wildemann plante, seine ältere, kinderlose Schwester Emma und deren Mann in den Haushalt aufzunehmen – in seinen Augen zwar keine ideale Lösung, wohl aber die in den gegebenen Verhältnissen „*persönlich und wirtschaftlich*“ günstigste. Die Überlegungen des Pfarrers sind interessant, weil sie eine Realität abbilden und die Einblicke, die Gatz, *Wie Priester leben und arbeiten* (wie Anm. 6) ergänzen: „*1. Eine neue Kraft muß ich auf jeden Fall einstellen. Ist diese erstklassig, dann kostet sie viel Geld und meine Schwester Theresia, die 22 Jahre bei mir ist, wird mit oder ohne Absicht, aber tatsächlich zur Seite geschoben. Diese seelische Belastung kann ich ihr zu ihrem körperlichen Leiden nicht zumuten. Ein Dienstmädchen muß ich trotzdem halten. Es werden in jedem Fall drei weibliche Personen im Pfarrhaus sein. Nehme ich eine mindere Kraft, dann ist mir nicht gedient und es besteht Gefahr, daß die zwei Fremden gegen meine Schwester zusammenhalten und sie hintergehen, da sie ihre Augen nicht gebrauchen kann. Zudem ist die Möglichkeit denkbar, daß auch die Herren Vikare mit den Dienstmädchen gemeinsame Sache machen. 2. Meine ältere Schwester [...] ist noch sehr gesund und im Haushalt arbeitsfähig. Zusammen mit meiner erblindeten Schwester und einem Dienstmädchen wäre mein Haushalt wie vor dem Tod meiner Schwester Engelberta. 3. Neu für den Haushalt ist der Mann meiner Schwester. Er bildet in gewissem Sinne eine Belastung. Aber er kann sich auch durch Garten- und sonstige Arbeiten nützlich machen [...] Meine Schwester und mein Schwager haben zudem kein anderes Einkommen als ihr bisschen Landwirtschaft, die sie mühsam herumtreiben, da der Mann schon einen Schlaganfall hatte. Eine Unterstützung war sowieso schon notwendig. 4. Ich selber bin in meinen Gesundheitsverhältnisse auch froh, wenn mir die Neuordnung meines Haushaltes keine seelischen Belastungen bringt. Es wäre mir und meiner Schwester und schließlich allen Vieren gedient, wenn meine Schwester Emma Deubel geb. Wildemann in meinen Haushalt käme.*“ 9. März 1939 Wildemann, Wehr, an Erzbischöfliches Ordinariat. – Die Antwort war ablehnend, man fürchtete in Freiburg neue Belastungen auf den Pfarrer zukommen und wollte die Zustimmung davon abhängig machen, dass Wildemann noch im Laufe des Jahres auf eine kleinere Pfarrei wechsle, die seinem Lebensalter und seinen Kräften angemessen wäre. 17. März 1939 Erzbischöfliches Ordinariat an Wildemann. Beides EAF, PA Wildemann.

<sup>199</sup> Tatsächlich reagierte Wildemann auf das Ansinnen, die Pfarrei Wehr abzugeben und eine kleinere anzunehmen, gereizt. Der „*Vorschlag*“ des Ordinariats sei in seiner Situation keine Lösung. „*Nachdem die äußeren Aufgaben, die ich beim Aufzug auf die hiesige Pfarrei einstlich vorfand, gelöst sind, hätte ich mich schon vor dem Tod meiner Schwester um eine kleine Stelle umgesehen, wenn es für mich eine Lösung brächte. Der Vorschlag, auf eine kleine Pfarrei zu gehen, beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß ich eine Pfarrei ohne Schaden für die Pfarrei u[nd] für mich alleine versehen könne. Nicht deswegen, weil ich nicht alle Dinge tun könnte, die in einer Pfarrei zu leisten sind. Aber ich kann keine Häufung von körperlichen Anstrengungen für längere Zeit bewältigen. Eine solche Häufung bringt schon jeder Sonntag auch in einer kleinen Pfarrei mit sich. Bei drei Geistlichen wie in Wehr kann ich disponieren. Ich nehme an, daß in Freiburg über meine geistige Befähigung, der Pfarrei Wehr vorzustehen, keine Zweifel bestehen. [...] Ich kann nicht mehr neu anfangen, möchte aber doch noch einige Jahre meine Kräfte im Dienste der Kirche verbrauchen. Auf einem neuen Allein-Posten wäre das wohl rasch geschehen. Ich muß also hier sowohl mit meinen Kräften als auch sonst haushalten. Dabei möchte*

denn sie sind nicht ohne starken Einfluß auf das geistige und sonstige Ergehen.<sup>200</sup>

Die Zeit hier in den letzten Monaten war sehr interessant. Ein Konklave mit allem Drum und Dran hat ja noch in meinen Romerfahrten

---

*ich das kleinere Übel wählen [...] Der Frauenhaushalt ist ja in Zukunft kein anderer als vor dem Tod meiner Schwester Engelberta. Es werden da sein zwei Schwestern und ein Dienstmädchen. Meine neu kommende Schwester Emma ist sogar viel gesünder als meine verstorbene Schwester Engelberta. Wenn es bisher so ging, warum sollte es nicht auch so weiter gehen? Meine Schwestern haben doch manches Opfer gebracht, bis ich Geistlicher war, und die Schwestern im Pfarrhaus waren in der Zeit vom Krieg an bis heute nicht nur versorgt, sondern haben in den vielen Priestern auch der Kirche gedient. Ich weiß nicht, mit welchen Gefühlen meine Geschwister eine Ablehnung durch die Behörde aufnehmen würden. Aber der Schwager! Es sind doch manche alte Väter u[nd] Mütter in Pfarrhäusern. Der Schwager ist nicht Vater, gewiß, aber er ist ein alter Mann, der nichts mehr anstellt als daß er durch fleißiges zur Kirche Gehen ein gutes Beispiel gibt. Zudem wird der Zustand kein Jahrzehnt andauern. Im Handumdrehen ist die Situation eine andere [...]" 23. März 1939 Wildemann, Wehr, an Erzbischöfliches Ordinariat. EAF, PA Wildemann.*

<sup>200</sup> Der Streit zog sich noch bis 1941 hin. Wildemann musste sich mit einer Auflistung seiner Arbeiten in der Pfarrei rechtfertigen: „1. Im vergangenen Jahre habe ich gepredigt a. In den Hauptgottesdiensten: Mit 13 Einzelpredigten, außerdem mit einem Zyklus von 6 Predigten über ‚Christi Königtum und den Sieg der Welt‘ (Die Ursache des Bösen in der Welt) und einem Zyklus von 4 Predigten über die Sakramente. b. Monatlich einmal im Männerapostolat in der sonntäglichen Frühmesse, in der auch die meisten anderen sonntäglichen Kommunikanten anwesend sind (200–300). c. Monatlich einmal im III. Orden (200 Mitglieder, die anwesend sind, ebenso andere Zuhörer). d. Monatlich in der h[eil]igen Stunde über die Meinungen des h[eil]igen Vaters. e. Am Wolfgang-, Sebastian- u[nd] Agathapatrozinium in der Wolfgangskapelle. f. im Freien einmal bei einer öffentlichen Feldkreuzeinweihung. g. Ich habe einen Zyklus über die Geisterwelt (Engel u[nd] Teufel) ausgearbeitet. Den hat Vikar Englert im Januar [19]39 als Adventspredigten während einer Woche vorgetragen. Für mich ist tägliche Predigt zu anstrengend. Bei einem Zyklus über viele Sonntage wird der Stoff zu sehr zerrissen. Zudem habe ich meinen Leuten noch viele andere aktuelle Dinge vorgetragen. 2) Am Religionsunterricht habe ich mich nicht beteiligt, a. weil bei je 10 Wochenstunden Volksschule u[nd] etwa 3 Stunden Fortb[ildungs-] u[nd] Gewerbeschule, die sehr oft noch ausfallen, die Vikare nicht überlastet sind. b. Weil der Unterricht heute viel Ärger mit sich bringt, der für mich schädlicher ist als Arbeit. c. Weil ich das Predigen vor der ganzen Gemeinde für den Pfarrer unter meinen persönlichen Verhältnissen für wichtiger halte als einige Schulstunden zu geben und dadurch dann u[nd] wann am Predigen gehindert zu sein. 3) Mein ärztliches Zeugnis liegt bei.“ 28. April 1939 Wildemann, Wehr, an Erzbischöfliches Ordinariat. – Im Jahresbericht für 1940 werden als Bewohner des Pfarrhauses notiert: Therese Wildemann (1879–1942), Theodor Deubel und Emma Deubel geb. Wildemann, sowie die Haushaltsgehilfin Lidwine Lehmann. Offenbar hatte sich Wildemann also in dieser Hinsicht – wie von Fink insinuiert – durchgesetzt. Vgl. 31. März 1941 Dekan Dold, Rheinfelden, an Erzbischöfliches Ordinariat: Jahresbericht für 1940. – Allerdings verlor Wildemann den 2. Vikar, Anfang 1941 wurde er zudem unter Druck gesetzt, sich am Religionsunterricht zu beteiligen. Seine Antwort ans Ordinariat war überdeutlich und zeigt die inzwischen hochgradige Verstimmung: „Der Pfarrer hat keinen Unterricht übernommen, weil er aus gesundheitlichen Gründen nur die Wahl hat zwischen predigen oder unterrichten. Beides zusammen könnte nur für ganz kurze Zeit geschehen [...] Das Leben ist freilich der Güter höchstes nicht, aber den Gipfel der Weisheit bedeutet es auch nicht, etwas tun zu wollen, was doch nicht geht, um schließlich

gefehlt.<sup>201</sup> Es war Alles (und ich habe durch Zufall viele Blicke tun können, worüber einmal später) so unsäglich kläglich, daß von da ab die letzten Illusionen (wenn noch welche da waren) gefallen sind.<sup>202</sup> Und ich bin darüber eigentlich gar nicht betrübt; es kam nur alles etwas zu rasch und zu gründlich. Wir müßten darüber und über so vieles andere einmal sprechen. Aber in diesem Jahre sind dafür die Aussichten schlecht, da ich bis zum Beginn des Wintersemesters hier bleiben soll und dann direkt von hier ins Semester<sup>203</sup> fahren will.

Vielleicht ist Weihnachten etwas Zeit. Aber heute für so lange Sicht planen ist eitel. Seien Sie bitte mit der kurzen Epistel nicht ganz unzufrieden. Ich wollte mich wenigstens einmal melden.

Alle guten Wünsche und herzliche Grüße

<sup>204</sup>stets Ihr

K[arl] A[ugust] Fink

## 29. September 1942 Wildemann, Wehr, an Fink

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Datumsstempel (wohl Datum der Antwort) vom 3. Oktober 1942 versehen.*

Mein lieber Herr Professor!

Das war wirklich fast ein tragisches Missgeschick, dass wir uns auf so engem Boden verfehlten. Am Sonntag, den 20. 9., war ich selbst in Hoch-

---

*gar nichts mehr arbeiten zu können und doch nicht zu sterben. Ich weiß, es hat keinen Sinn, sentimental oder lyrisch zu werden. Aber ich darf doch sagen: Von Kindheit an brauchte ich weder Antreiber noch Aufpasser zur Arbeit. Dass mein Herz vor der Zeit versagte, ist bedauerlich, hängt aber vielleicht sogar mit Arbeitsleistung zusammen. Mir ist mein Zustand keine willkommene Gelegenheit, um mich vor gewissen Arbeiten zu drücken. Es gibt schließlich nicht nur das Martyrium der Arbeit, sondern auch ein solches des Nicht-Könnens. Das Letztere verstehen nur die, welche in solcher Lage sind. Wenn ich nicht das arbeite, was wünschenswert wäre, so bin ich nicht müßig. Aber über das mir jetzt noch mögliche Maß und die Art der Arbeit kann schließlich nur ich selbst und der Arzt ein gültiges Wort sagen [...]*<sup>30</sup> 30. Januar 1941 Wildemann, Wehr, an Erzbischöfliches Ordinariat. Alles: EAF, PA Wildemann.

<sup>201</sup> Fink spielt hier an auf das nach dem Tod Pius' XI. stattfindende zweitägige Konklave (1./2. März 1939) – und wohl auch Vorkonklave – an. Dazu vgl. Josef Schmidlin, Papstgeschichte der neuesten Zeit. Bd. 4: Papsttum und Päpste im XX. Jahrhundert. Pius XI., München 1939, S. 217–222 („Epilog“).

<sup>202</sup> Leider wissen wir bislang nichts Näheres über die enttäuschenden Einblicke, die Fink hierbei tun musste.

<sup>203</sup> Gemeint ist: nach Braunsberg.

<sup>204</sup> Das Folgende handschriftlich.

emmingen. Ich dachte kaum daran, dass Sie Beziehungen zu diesem Herrnsitz<sup>205</sup> haben. Jetzt aber erinnere ich mich, dass Ihr Onkel Walz einmal dort oben geamtet hat; ich glaube auch, das Pfarrhaus gebaut. Hätte ich das gewusst, dass Sie gern in diese Gegend kommen, dann hätte ich meine Anwesenheit gemeldet; ich war von 2. bis 24.9. in Dürrheim. Zu Beginn habe ich einen oberschwäbischen Pfarrer im Karolusheim in Dürrheim<sup>206</sup> angetroffen. Diesen habe ich nach der Zugverbindung nach Tübingen gefragt. Er hat mir die Sache umständlich u[nd] schwer gemacht, u[nd] da ich ein Schwachmatus bin, habe ich davon abgesehen, nach Tübingen zu kommen. Und nach Rottweil Sie bitten, wollte ich nicht, weil ich annahm, es wäre auch für Sie umständlich. Sie hätten aber Ihre Reise auch 8 Tage früher machen können, dann hätten wir uns getroffen. Nun ja – vielleicht können Sie Ihr Wort halten und nach Wehr kommen. Kommen Sie auf Martini, 15. November<sup>207</sup>, dann machen wir ein schönes Patrozinium. Die Wehrer würden sich freuen. Erzählen Sie etwas aus Rom oder dergl[eichen] in der Kirche. Die Festpredigt würde ein anderer halten. Meinen Sie nicht, das wäre so ein Gedanke? Überlegen Sie die Sache!

Stipendien kann ich Ihnen gleich mitschicken; ich bin froh um Ihre Mithilfe, also inliegend 90 Intentionen à 3.00 = 270 M[ark]. Bestätigen Sie mir kurz den Empfang des Geldes.

In Dürrheim habe ich mich wohl gefühlt. Aber das ist zuhause bald wieder wegblasen. Ein Arzt dort hat mir eine Vitamin- u[nd] Hormonkur angeraten. Da mein Blut nicht in Ordnung sei; das sei das Hauptübel, nicht das schlechte Herz, das sei eher Folge. Zu der Kur bräuchte ich aber mindestens 2 Monate. Woher Aushilfe nehmen! So schleppt man sich eben weiter.

Die verpasste Gelegenheit in Hochemmingen müssen wir eben verschmerzen u[nd] auf eine neue hoffen.

Mit herzl[eichen] Grüßen

Ihr Wildemann

<sup>205</sup> Wohl Anspielung auf das stattliche Pfarrhaus.

<sup>206</sup> Der Onkel von Fink, Adolf Walz, war Mitbegründer und langjähriger Rechnungsführer des Karolusheims gewesen. Vgl. nicht namentlich gezeichneter Nachruf in: St. Konradsblatt 21 (1937) Nr. 35, S. 697.

<sup>207</sup> Gemeint ist der auf St. Martin (11. November) folgende Sonntag.



### 3. Oktober 1942 Fink, Tübingen, an Wildemann

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Herr Pfarrer,

haben Sie schönen Dank für Ihren umgehenden Brief und den Inhalt. Das ist nun wirklich schlimm, dass wir uns in Hochemmingen selbst verfehlt haben. Ich hatte schon immer auf ein Zeichen von Ihnen gewartet und wäre sicher auf ein oder zwei Tage nach Dürnheim gekommen. Die Gegend ist für mich und meine Geschwister die schönste Erinnerung an die Jugend. Ich selbst habe in Hochemmingen 3 Jahre verbracht, mein junger Bruder und meine Schwester je 4 Jahre, und dann waren wir 6 Kinder<sup>208</sup> oft alle zusammen in Ferien dort. Meine arme Tante!<sup>209</sup> Mit Ziegen, Schweinen, Hasen und aller Art Federvieh haben wir dort den letzten Krieg gut überstanden. Es ist noch alles völlig unverändert im Dorf, nur die von uns gepflanzten Bäume im Pfarrgarten sind jetzt gross geworden. Seit 1921 sind wir nicht mehr dort gewesen, und jetzt dieser herrliche Sommertag am 20.IX., im Winter kann es schon anders sein dort oben.

Wann wir uns nun dort wiedersehen, kann ich noch nicht sagen. Es beginnen jetzt wieder die Korrekturen und andere eilige und zeitraubende Arbeiten zu drängen. Ein Manuskript „Einführung in das Vat[ikanische] Archiv“<sup>210</sup> habe ich eben abgeschlossen. Mitte November muss ich zu einer Tagung des Einsatzes der Geisteswissenschaften im Krieg, Abteilung mittelalt[erliche] Historiker und Rechtshistoriker, wahrscheinlich in Weimar.<sup>211</sup> Also wird es mit „Martini“ nichts. Diesen Monat habe ich noch eine kürzere Archivreise durchzuführen.

<sup>208</sup> Neben den vier Brüdern (vgl. Anm. 178), die beiden Schwestern Luise Pauline, verh. Volk (1908–2000) und Hermine Maria, verh. Zwickelmaier (1912–2004).

<sup>209</sup> Es handelt sich um die ältere Schwester Luise Walz (1869–1934). Vgl. 19. Februar 1910 Dekan Knab: Jahresbericht 1909, unter der Rubrik Haushalt: „Die ältere Schwester und eine verwitwete Tante. Ob obrigkeitliche Genehmigung erteilt ist, wissen wir nicht.“ – 3. Februar 1923 Dekan Braig: Jahresbericht für 1922, unter der Rubrik Haushalt: „Fr[ü]h[ein] Schwester des H[errn] Pfarrers, früher schon genehmigt. Luise Walz geb. 28. Dez[ember] 1869.“ Alles EAF, PA Adolf Gustav Walz.

<sup>210</sup> Karl August Fink, Das vatikanische Archiv. Einführung in die Bestände und ihre Erforschung unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 20), Rom 1943.

<sup>211</sup> Die von Fink gemeinte Tagung der Mediävisten und Rechtshistoriker fand im November 1942 in Magdeburg statt, nachdem am 4./5. Mai bereits eine Tagung in Weimar stattgefunden hatte (über den germanischen Einfluss auf Staat, Recht und Sprache in Europa). In Magde-



Dass Sie sich so gut erholt haben, freut mich sehr; Sie hatten auch so Glück mit dem Wetter! Hoffentlich hält die Erholung auch an.

Mit allen guten Wünschen und herzlichen Grüßen  
in Verehrung immer Ihr  
K[arl] A[ugust] Fink

**14. Januar 1943 Wildemann, Wehr, an Fink**

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 15. Januar 1943 versehen.*

Lieber Herr Professor,

Sie hatten die Güte u[nd] Freundlichkeit, mir zu meinen Fest- u[nd] Gedenktagen Ihre Grüße u[nd] Wünsche zu senden. Haben Sie herzl[ichen] Dank dafür.

Ob so ein Sechziger-Tag mehr ist als eine astronomische Anzeige? Um einen geschieht ja einiges. Aber das ist ja schließlich belanglos. Ob das einen nicht bedrückt, indem man sich sagt: jetzt ist es also bekannt, daß du ein Alter bist? Alt sein ist ja an sich nicht tröstlich. Von der Vergangenheit mehr wissen als andere, die jünger sind, kann ja nur für historisch veranlagte Menschen von Trost sein. Wer das Morgen nicht mehr hat, hat nichts mehr. An Alter etwas voraushaben, beglückt wohl nicht, an der Zukunft teilhaben ist bekömmlicher. Darum sind ja die Menschen viel neugieriger auf das Morgen als interessiert an dem Gestern. Das Gestern ist Museum, das Morgen ist Leben. Das scheint egoistisch gedacht. Aber kann denn der Mensch anders als egoistisch denken? „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ sagt das ja auch. Keiner kann von sich absehen. Wenn das Selbst nicht triebe, geschähe wohl viel weniger auf der Welt. Ob es notwendig ist, daß so viel geschieht? Darum kommen immer wieder die Jungen, daß etwas läuft. Die denken noch nach einer

---

burg ging es um die Fragen von historischer Kontinuität und Kulturentlehnungen, also ob die Deutschen überwiegend ein Volk von Nachahmern gewesen seien oder eigene Kulturwerte geschaffen hätten. Über die Tagungen ist nur wenig bekannt, wenig auch zu den Teilnehmern. Offenbar wurden die Sitzungen der Mediävisten weitgehend frei von Nazi-Ideologie gehalten. Vgl. Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 12), Heidelberg 1998, S. 185, S. 194f.

Richtung und betrachten die Dinge nicht nach so vielen Seiten. Darum können sie noch stürmen. Der wahre Weise ist ja etwas gleichgültig am Kampf der irdischen Interessen. Der Kern ist ja immer der gleiche, nur die Spielart anders. Und die allzu feine und wissenschaftliche u[nd] allzu vielseitige Betrachtung der Dinge verzögert u[nd] schwächt die Tat. Darum je fana[tischer], d[as] h[eißt] geistig enger ein Mensch ist, desto größer die Tat. Und die Menschen, denen Faust maßgeblich ist, nicht Johannes, versinken ja in Ehrfurcht vor der Tat, mag sie recht oder schlecht, töricht oder weise sein, wenn sie nur auffällt u[nd] Staunen erregt u[nd] Lärm macht.

Es hat jemand gesagt, daß Resignation die Tugend (oder Weisheit) des Alters sei. Das wird insofern richtig sein, daß kein Mensch ganz zur Erfüllung kommt, alle Potenzen u[nd] Kräfte aktualisieren kann aus äußeren u[nd] inneren Hemmungen, daß vieles immer wieder anders kommt, daß viele Pläne, Hoffnungen scheitern, viele Enttäuschungen mit Menschen u[nd] Dingen in Kauf genommen werden müssen. Auch das ist wohl Egoismus statt Selbstbescheidung. Ist also Resignation nicht weise, die einzige des homo sapiens gemäße Lebenshaltung bei diesem Wandel der Dinge? „Laß sie stürmen, laß sie rennen, schau zu, wie der Haufe sich drückt u[nd] abmüht, genieße das Spiel, das große Theater<sup>212</sup>, genannt Geschichte, trete beiseite u[nd] laß sie vorbeiziehen, die Oberaffen u[nd] ihr Gefolge<sup>213</sup>, bleibe hübsch sitzen im Parkett und mustere die Szene!["

Sie, m[ein] lieber Herr Prof[essor], der so in der Arbeit steckt u[nd] getrieben wird von innen u[nd] aussen, werden vielleicht solche Gedankengänge noch nicht erwägen, ich halte Sie aber nicht für eitel (im bibl[ischen] Sinn) genug, um nicht hinhorchen zu können.

Ob man sich alt vorkommt, wenn man sechzig ist? Wer fühlt sich alt? Keiner, der leben will. Man wird nur wahrnehmen, daß anderen vieles wichtiger ist als einem selbst, aber alt? Es gibt ja immer etwas zu denken und jeder baut sich seine Welt. Solange einer baut, ist er nicht alt. Er nimmt ja teil am Wandel, am Gestalten, also glaubt er noch, daß er drinnen steht. – Man weiß nur nicht, wohin die Zeit entflohen ist. Die Zeit u[nd] das Getane geht so dumm zusammen. Es hat so wenig Volumen.

<sup>212</sup> Evtl. Anklang an Erasmus von Rotterdams „Lob der Torheit“.

<sup>213</sup> Wohl Anspielung auf den Nationalsozialismus.

Nun geht es ins 7. Jahrzehnt. Ob es noch voll wird? Ob man noch etwas gewinnt? Ob man noch eine wesentliche Erfahrung macht? Man kann ja Wissen u[nd] Erfahrung nicht aufeinanderlegen wie Lasten; sie werden u[nd] wachsen mit dem Menschen zusammen, man weiß nicht wann, wie u[nd] woher es gekommen ist. – Wenn wir uns bald einmal sehen würden, wäre es [eine] Freude für mich. Über meinen Gesundheitszustand möchte ich nicht klagen. Ihnen wünsche ich Gelingen Ihrer Pläne u[nd] Aufgaben für die Zukunft u[nd] die Verhaltens- u[nd] Denkweise eines christlichen Weisen u[nd] Frommen.

Herz[liche] Grüße  
Ihr Wildemann

### 11. März 1943 Wildemann, Wehr, an Fink

*Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 13. März 1943 sowie Erledigungsstempel vom 17. März 1943 versehen.*

Lieber Herr Professor!

Ich schicke Ihnen wieder 50 Mark. Vielen Dank, daß Sie mir hierin helfen, meine Kasse zu leeren. Das Geld könnte man haufenweise haben. Das ist der beste Deuter der Situation.

Mitte Januar bis Mitte Februar hatte ich starken Katarrh. Dann hatte ich etwa 3 Wochen erträgliche Tage. Jetzt kommt schon wieder eine Erkältung, mit Heiserkeit. Wie lange das wieder dauert!

Herr Er[nst] Schlenker<sup>214</sup> aus Freiburg wird uns die Fastenpredigten halten. Es ist zwar gegenwärtig eine schlimme Fahrerei, aber schließlich fahren doch noch Züge.

---

<sup>214</sup> Ernst Schlenker (1901–1944), gebürtig aus Villingen, Studium der Theologie, 1925 Priesterweihe, anschließend Vikar in Schwetzingen, Karlsruhe-Mühlburg und Freiburg (St. Martin), 1931 Präfekt am Freiburger Gymnasialkonvikt, 1932 Repetitor für Dogmatik am Collegium Borromaeum, 1937 Promotion zum Dr. theol. in München (mit der Arbeit: „Die Lehre von den Namen Gottes in der Summa des Alexander von Hales“), 1941 Dompräbendar, gestorben am 27. November 1944 bei einem der Bombenangriffe auf Freiburg. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1941–1945. Verzeichnis der in den Jahren 1941 bis 1945 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 70 (1945), S. 179–259, hier S. 238/239.

Meinen Vikar, den Konstanzer Amanns Konrad<sup>215</sup>, des ehemaligen Abgeordneten<sup>216</sup> Sohn, habe ich noch. Ein Wechsel wäre mir nicht unlieb. Sie werden die Familie kaum kennen!

Sonst reißt der Krieg seine Lücken; es hat keinen Wert, Ihnen Namen zu nennen, Sie werden sich wohl nicht mehr daran erinnern.

Teilen Sie mir, bitte, kurz mit, daß Sie den Brief erhalten haben.

Herz[ichen] Gruß,

Ihr W[i]ld[emann]

## 20. Oktober 1943 Fink, Tübingen, an Wildemann

*Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

Sehr verehrter Pfarrer,

schönen Dank für Ihren Brief vom 14.X.; ich bin selbstverständlich auch für die Zukunft zur „Mitarbeit“ bereit. Leider kann ich Ihnen im Drang meiner eiligen Arbeiten nicht so schreiben, wie Ihr Brief – Ihr philosophischer – es verdient und wie ich es auch wollte. Sie sind eben

---

<sup>215</sup> Konrad Amann (1912–1997), gebürtig aus Konstanz, Studium in Freiburg, 1939 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wehr, 1944 in Kronau, im selben Jahr in Mannheim-Seckingen, 1945 in Neuhausen (bei Villingen), 1948 in Zell am Harmersbach, 1951 Pfarrverweser in Bettmaringen, 1963 Pfarrer in Owingen (Linzgau), 1971–1977 auch Dekan des Landkapitels Überlingen, 1976 Verleihung des Titels „Geistlicher Rat“, 1984 Ruhestand in Luttingen. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Franz Hundsnurscher, Konrad Amann, in: *Necrologium Friburgense 1996–2000. Verzeichnis der in den Jahren 1996–2000 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 122 (2002), S. 97–259, hier S. 131/132.

<sup>216</sup> Gemeint ist Albert Amann (1879–1965), gebürtig aus Konstanz, Sohn des aus Vorarlberg stammenden Steinbauers, 1898 Eintritt in den katholischen Gesellenverein, Schlosserlehre, Wanderung als Geselle durch Deutschland und Böhmen, 1900–1902 Militärdienst in Kehl, danach Schlosser bei den Badischen Staatseisenbahnen, 1905 Schiffsheizer bei der Bodenseeschiffahrt, Mitglied der Zentrumspartei und stellvertretender Vorsitzender des Seekreises, Gründungsmitglied des christlichen Metallarbeiterverbands, 1917–1919 Stadtverordneter in Konstanz, 1919 Mitglied der verfassungsgebenden Badischen Nationalversammlung, 1919 bis 1933 Mitglied des Badischen Landtags, ab 1922 Schriftführer des Landtags, 1933 Verlust aller politischen Ämter, wegen seiner Haltung gegen die Nationalsozialisten 1937 als Schiffsobermaschinist vorzeitig in den Ruhestand versetzt, danach behelfsweise Versicherungsvertreter und Mesner, 1943–1945 Hafenmeister der Bahn in Konstanz, im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 sollte er von der Gestapo festgenommen werden, nach 1945 setzte er sich ein für die neu gegründete Badisch-Christlich-Soziale Volkspartei, die in der CDU aufging, 1946/1947 stellvertretender Vorsitzender der Kreisversammlung von Konstanz, 1954–1959 stellvertretender Vorsitzender des Kreistages und des Kreisrats. Zu ihm: [https://de.wikipedia.org/wiki/Albert\\_Amann](https://de.wikipedia.org/wiki/Albert_Amann) (abgerufen am 26. 11. 2015).



Abb. 15: Stephan Wildemann, Altersbild.

doch ein Weiser, ich darf schon sagen der einzige, den ich kenne; und ich kenne doch viele Leute.

Mein Lebenswerk<sup>217</sup> wird jetzt noch nicht gemacht, erst später, und das soll dann auch Bekenntnis über meine Auffassung von Kirchengeschichte werden. Das jetzige ist nur Mühe und Arbeit für andere, in der Jugend unklugerweise übernommen; aber ich will es nicht im Stich lassen.

Über das „Dämonische“ will ich mich mal umsehen. Viel scheint es darüber nicht zu geben.

Der von Ihnen gefragte Kollege ist wohl Prof[essor] Friedrich Karl Schumann<sup>218</sup> (geb. in Messkirch) system[atischer] Theologe in Halle (Am Kirchentor 17).

In Wien war es sehr schön und interessant.<sup>219</sup> Ich war auch beim dortigen „Poten“, der allerdings ziemlich verdeppt ist.<sup>220</sup>

Herzliche Grüsse und alle guten Wünsche  
in Eile Ihr K[arl]A[ugust]F[ink].

## 24. Dezember 1945 Wildemann, Wehr, an Fink

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 2. Januar 1946 sowie Erledigungsstempel vom 21. Januar 1946 versehen.*

<sup>217</sup> Gemeint ist die Biografie Martins V. Vgl. oben.

<sup>218</sup> Friedrich Karl Schumann (1886–1960), gebürtig aus Messkirch, Sohn eines evangelischen Pastors, Besuch der Gymnasien in Wertheim und Lörrach, 1903 Studium der Theologie und Philosophie in Basel, Berlin, Greifswald und Heidelberg, 1909/1910 Militärdienst, danach Stadtvikar in Mannheim, 1913 Heirat und Promotion mit einer Studie „Religion und Wirklichkeit“ in Greifswald zum Dr. phil., 1914–1924 Pfarrer in Triberg (Schwarzwald), im Ersten Weltkrieg Felddivisionspfarrer, 1923 Promotion zum Dr. theol. in Tübingen, dann auch Habilitation, 1928 a.o. Prof. in Tübingen, 1929 Prof. in Gießen, ab 1932 Prof. für Systematische Theologie in Halle, im Frühjahr 1933 Mitglied der NSDAP und der Deutschen Christen, im November 1933 Redner auf der Veranstaltung zum „Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler“ (neben Heidegger), dann jedoch Abkehr von den Deutschen Christen, 1945 entlassen, 1946 entnazifiziert, Mitglied der „Vorläufigen Geistlichen Leitung der Kirchenprovinz Sachsen“, Leiter des Theologischen Amtes in Magdeburg, 1947 Leiter der neu gegründeten Evangelischen Forschungsakademie Christophorusstift in Hemer (Westfalen), ab 1951 auch an der Universität Münster. Zu ihm: Eckhard Lessing, Geschichte der deutschsprachigen evangelischen Theologie von Albrecht Ritschl bis zur Gegenwart, Bd. 2: 1918–1945, Göttingen 2004, S. 71–75.

<sup>219</sup> Unklar, weshalb Fink in Wien war.

<sup>220</sup> Unklar, wer gemeint ist. Ob Erzbischof Theodor Innitzer (1875–1955); er erhielt 1950 einen Koadjutor.

Lieber Herr Professor!

Ihren I[eben] Brief vom 18.12.45 habe ich erhalten. Über das Allg[emeine] unserer gegenwärtigen Situation waren wir ja durch Mittelpersonen orientiert. Mein Neffe<sup>221</sup> war bei Ihnen. Man soll gegenwärtig vielen helfen<sup>222</sup>, es geht uns auch so. Ich kann Ihnen mitteilen, daß mein Neffe seit dem 10. Dez[em]b[e]r in Heidelberg angekommen ist. Er freut sich riesig darüber, nachdem er schon für den Winter verzichtet hatte. Ich gönne es ihm, da er an der Sache hängt; ich danke auch Ihnen für Bemühungen.<sup>223</sup> Eben lese ich in der Zeitung, dass „Gimil“<sup>224</sup> in Freiburg Rektor geworden ist. Eine Ehre für ihn persönlich und die theol[ogische] Fakultät, aber ein angenehmes Amt wird es nicht sein, schon unter dem Gesichtspunkt der Säuberung. Was muss man da alles „testieren“. Vorher musste man sie aus unseren Büchern „arisch“ ma-

<sup>221</sup> Es handelt sich um: Stephan Wildemann, Die Allgemeinreaktionen und die Veränderungen des weißen Blutbildes nach Typhusschutzimpfung, Heidelberg (medizinische Dissertation) 1949, (52 Bl. masch.).

<sup>222</sup> Wohl eine ironische Spitze gegen die vielen Bitten um „Persilscheine“.

<sup>223</sup> Wahrscheinlich sollte Fink bei der Einschreibung behilflich sein. Nachdem es in Tübingen schon 1945/46 strenge Zulassungsbestimmungen gegeben hatte und vor allem die medizinische Fakultät „sieben“ musste, wurde von Sommersemester 1946 bis Sommersemester 1947 ein vollständiger Zulassungsstopp verhängt. Zum Problem der Studienzulassungen und zur restriktiven Politik der Medizinischen Fakultät vgl. Wolfgang Fassnacht, Universitäten am Wendepunkt? Die Hochschulpolitik in der französischen Besatzungszone 1945–1949 (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 43), Freiburg/München 2000, 179; Angus Munro, The University of Tübingen, 1945–1947. Reconstruction and Reorientation in the Post-war Period of French Military Government, in: Volker Schäfer (Hg.), Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte 2 (1984), 179–230, hier 206–208; Stefan Zauner, Die Universität Tübingen 1945 bis 1949. Aspekte der französischen Hochschulpolitik im besetzten Nachkriegsdeutschland, in: Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte 9 (1999), S. 101–143, hier S. 120–127.

<sup>224</sup> Gemeint ist Arthur Allgeier, 1945/1946 Rektor der Universität Freiburg. Vgl. Fassnacht, Universitäten (wie Anm. 223) S. 79–82 u. ö. – Arthur Allgeier (1882–1952), gebürtig aus Wehr(!), Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg, 1906 Priesterweihe, Vikar in Appenweiler, dann in Karlsruhe (Unsere Liebe Frau), 1907 Präfekt am Gymnasialkonvikt in Freiburg, 1910 Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen, 1910 Promotion zum Dr. theol. in Freiburg, danach Studium der klassischen Philologie und der Orientalistik, 1914 Promotion zum Dr. phil. in Berlin, 1915 Habilitation in Freiburg, 1919 o. Professor für Altes Testament in Freiburg, 1929–1941 auch Generalsekretär der Görres-Gesellschaft, 1937 Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten, 1941 Konsultor der Päpstlichen Bibelkommission, 1949 Vorsitzender des Kirchengeschichtlichen Vereins für das Erzbistum Freiburg, 1951 emeritiert. Zu ihm: Johannes Vincke, Prälat Arthur Allgeier †, in: FDA 72 (1952), S. 7–20; Hermann Ginter, Necrologium Friburgense 1951–1955, in: FDA 77 (1957), S. 171–285, hier S. 206; Alfons Deissler, Art. Allgeier, in: NDB 1 (1953), S. 202; Friedrich Wilhelm Bautz, Art. Allgeier, in: BBKL 1 (1975), S. 121/122; Rudolf Morsey, Görres-Gesellschaft und NS-Diktatur. Die Geschichte der Görres-Gesellschaft 1932/33 bis zum Verbot 1941, Paderborn u. a. 2002, passim.

chen, jetzt muss man sie aus dem Kopf „hitlerfrei“ testieren. Ist doch ein Schwindelhaus die Welt! Hatten Sie Schwierigkeiten, ich meine nicht wegen der Stellung, sonst wären Sie nicht Ordinarius<sup>225</sup> (ich beglückwünsche Sie dazu; ist jetzt doch angenehmer als in Freiburg, wo alles kaputt ist), sondern wegen der Umstellung.<sup>226</sup> Nun ja, wenn Sie sich nicht an dem Wesen des vergangenen Dings, sondern nur an seiner Geschichte interessieren, werden Sie keine Herzklaps u[nd] keinen Nervenschock bekommen haben! Sie können jetzt also weiterarbeiten, haben viel Material, gedenken aber auch schon wieder über die Grenzen zu kommen; nur haben Sie in Frankreich (oder doch!) bisher keine Interessensphären gehabt, sonst wäre es ja wohl bei den Franzosen leichter. Sie werden sich schon „durchlügen“. Möchte mich gern mit Ihnen über die Zeitfragen, über Welt u[nd] Kirche unterhalten. Gestern Abend habe ich aber Schweizer gehört, daß es 32 neue Kardinäle gibt, 3 neue in Deutschland.<sup>227</sup> Gibt es da Überraschungen? Gestern stand eine Notiz in der Zeitung, der Papst habe ziemlich alle Audienzen abgesagt, er müsse seine Predigt machen für die Kardinäle am Weihnachtstage. Wörtlich heißt es nicht so, aber so hörte es sich an. Ist doch drollig!

Gesundheitlich schleppe ich mich so durch. Es gibt viel Arbeit. Es kommen viele Leute gelaufen. Einer muß helfen – entweder der Ortsgruppenleiter oder der Pfarrer<sup>228</sup> – einer muß es sein! Vielleicht habe ich auch literarisch Glück – oder Unglück. – Die Badenia will ein Buch, das

---

<sup>225</sup> Fink war mit Wirkung zum 1. September 1945 zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte in Tübingen ernannt worden. Vgl. 30. November 1945 Staatssekretariat für das französische besetzte Gebiet Württembergs und Hohenzollerns (Carlo Schmid), Tübingen, an Fink. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>226</sup> Möglicherweise Anspielung auf ein nicht allzu distanziertes Verhältnis zum nationalsozialistischen Staat. – Juristisch wurde Fink 1949 durch ein Spruchkammerurteil für den Lehrkörper der Universität Tübingen entlastet: „... ist im Zuge der Überprüfung der Universität Tübingen durch die französische Militärregierung im Amte bestätigt bez[iehungs]w[eise] mit deren Einwilligung in sein Amt berufen worden. Er war nicht Mitglied oder Anwärter der NSDAP, gehörte nicht einer der durch das Nürnberger Urteil für verbrecherisch erklärten Organisationen an und war auch nicht – nicht länger als 9 Monate – Mitglied der SA oder der NSXX. Es liegt auch keine materielle politische Belastung durch schriftstellerische oder Lehrbez[iehungs]w[eise] Vortragstätigkeit vor.“ 13. Januar 1950 Staatskommissariat für die politische Säuberung Tübingen-Lustnau: Bescheinigung. Teil-NL Fink (Privatbesitz).

<sup>227</sup> Es handelte sich bei den deutschen Kardinälen um den Berliner Bischof Konrad von Preysing, den Kölner Erzbischof Josef Frings und den Münsteraner Bischof Clemens August von Galen.

<sup>228</sup> Das ist wohl nicht alternativ gedacht, sondern – mit ironischer Spitze – in zeitlicher Abfolge.



schon 1939 gesetzt war, aber kein Papier bekam, herausbringen, sobald es von den Amis genehmigt ist.<sup>229</sup> Sonst muß ich für den Alltag u[nd] Verkauf[?] arbeiten.

Ich übersende Ihnen 50 Intentionen à 5 M[ark] zur gelegentlichen Persolvierung.<sup>230</sup> Ich werde das in gewissen Zeitabständen wiederholen. Solange noch das Papiergeld da ist, sind immer viel Bestellungen da.

Ich wünsche Ihnen ein begnadigtes Weihnachten u[nd] viel Segen im neuen Jahr für Sie persönlich u[nd] Ihre Arbeiten.

Herzl[iche] Grüße

Ihr Wildemann

Hoffentlich gibt es im Neuen Jahr ein Wiedersehen. Wollen Sie nicht einmal einen Vortrag hier halten?

## 21. Februar 1946 Wildemann, Wehr, an Fink

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 26. Februar 1946 sowie Erledigungsstempel vom 14. März 1946 versehen.*

Lieber Herr Professor!

Das hat mich sehr gefreut, daß Sie im Neuen Jahr nach Wehr kommen wollen und auch bereit sind zu einem Vortrag oder Vorträgen über Rom. Wir wollen gleich einen Zeitpunkt festlegen. Ich richte mich nach Ihnen. Bis jetzt bin ich durch nichts gehindert. Wie wäre es auf Martini. Das Patrozinium fällt auf den 17.11.<sup>231</sup> Oder in den Osterferien? Oder sonst? Machen Sie einmal Vorschläge! In der Kirche ist eine Lautsprecheranlage, [man] kann unten am Pult sprechen u[nd] s[o] w[eiter]. Geben Sie auch an, wieviele Vorträge. Wir werden die Kirche als Raum nehmen müssen. Die Wirtshaussäle sind z[um] T[eil] klein; der Wehrahof<sup>232</sup> wird zu anderen Zwecken verwendet. Also machen Sie ein Programm. Die Wehrer werden sich freuen. –

Im Übrigen plagen wir uns mit uns selbst u[nd] den anderen so durch, daß es zum Leben ist. Ich plage mich auch etwas literarisch, habe ein

<sup>229</sup> Gemeint ist wohl: Stephan Wildemann, Die Frohbotschaft unseres Glaubens. Ein Lesebuch zur religiösen Weiterbildung, 3 Bde., Karlsruhe (Badenia) 1947/1948.

<sup>230</sup> Gemeint sind Messstipendien.

<sup>231</sup> Gemeint ist der auf St. Martin (11. November) folgende Sonntag.

<sup>232</sup> Wehrahof. Vgl. Anm. 119.

paar Artikel ins Kirchenblatt geschrieben. Die Badenia wird auch in Bälde ein Buch herausbringen. In dieser Hinsicht geht weng. Ich wünsche Ihren Arbeiten guten Fortgang u[nd] einige Freuden als akademischer Lehrer.

Herzl[iche] Grüße  
Ihr Wildemann

**6. März 1946 Wildemann, Wehr, an Fink**

*Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Mit Stempel „Erledigt 14. MRZ. 1946“ versehen.*

Lieber Herr Professor!

Anliegend sende ich Ihnen 50 Intentionen à 5 M[ark] zusammen 250 M[ark] zur gelegentlichen Persolvierung.

Vor kurzem habe ich Ihnen einen Brief geschrieben wegen der Vorträge. Ich nehme an, daß Sie ihn erhalten haben u[nd] gelegentlich Zeit finden, dazu Stellung zu nehmen. Wir würden uns freuen, wenn Sie das Versprechen wahr machen könnten. Ich wünsche Ihnen Freude im Lehrfach und guten Fortgang Ihrer Arbeiten.

Herzl[ichen] Gruß  
Ihr Wildemann

**25. April 1946 Wildemann, Wehr, an Fink**

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 3. Mai 1946 sowie Erledigungsstempel vom 18. Mai 1946 versehen.*

Lieber Herr Professor!

Inliegend sende ich Ihnen 40 Intentionen à 5,00 M[ark] = 200 M[ark]. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mir diese wieder abnehmen. Im Februar d[ieses] J[ahres] ist Herr Pfarrer Joos<sup>233</sup> von Sentenhart gestorben.

---

<sup>233</sup> Otto Joos (1888–1946), gebürtig aus Schönwald, 1912 Priesterweihe, anschließend Vikar in Winterspüren und Emmendingen, 1913 in Erzingen, 1915 in Lautenbach, 1916 in St. Märgen, 1917 in Kirrlach, 1918 in Weingarten bei Offenburg, 1920 in Rotenfels, 1925 Pfarrkurat in Lobenfeld, 1932 Pfarrverweser in Lausheim, 1934 in Reiselfingen, 1937 in Sentenhart,

Er war auch ein langjähriger Abnehmer von Stipendien; auch Pfarrer Schatz<sup>234</sup> a[ußer] D[ienst], längere Jahre in Überlingen, hat nun wieder eine Pfarrei, auch er stand in unseren Diensten. Kommt nun auch nicht mehr voll in Frage. Ich lege darum schon Wert darauf, daß Sie uns treu bleiben. Auch Pfarrer Banholzer<sup>235</sup> a[ußer] D[ienst], früher in Murg, jetzt Pensionär in Säckingen, hat uns eine Zeitlang Stipendien abgenommen. Jetzt muß er in Säckingen einspringen, da der frühere Pensionär Wasmer<sup>236</sup> nach Gurtweil zog. Besorgen Sie uns also diese Intentionen.

---

1943 dort Pfarrer. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1946–1950. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 194.

<sup>234</sup> Othmar Schatz (1887–1964), gebürtig aus Espasingen, 1913 Priesterweihe, 1913/1914 Vikar in Mühlhausen, 1914–1916 Vikar in Ulm (Renchen), 1916 Vikar in Oberried, 1916/1917 Vikar in Buchenbach, 1917/1918 Vikar in Seefeld, 1918–1920 Vikar in Oberhausen (Philippsburg), 1920/1921 Vikar in Görwihl, 1921 Vikar in Achern, 1921/1922 Vikar in Schwarzach, 1922/1923 Vikar in Ettenheim, 1923–1925 Vikar in Freudenberg am Main, 1925–1935 Pfarrer in Barga, 1935/1936 mit Absenzbewilligung Pfarrverweser in Hemmenhofen, 1936 mit Absenzbewilligung Pfarrer in Horn, 1936–1945 aus politischen Gründen außer Dienst, 1945–1947 Pfarrverweser in Billafingen, 1947 Ruhestand in Überlingen, 1952 Patient in der Heilanstalt Rottenmünster, dort auch gestorben, beigesetzt in Espasingen. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Erwin Keller, Othmar Schatz, in: *Necrologium Friburgense 1961–1965. Verzeichnis der in den Jahren 1961 bis 1965 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 89 (1969), S. 442–589, hier S. 559f.

<sup>235</sup> Gustav Banholzer (1886–1969), gebürtig aus Zell i.W., Besuch des Bertholdgymnasiums und des Konvikts in Freiburg, Studium der Theologie, 1912 Priesterweihe, Vikar in St. Trudpert, 1914 in Untergrombach, aktiv in Jugend- und Gesellenvereinen, 1918 Direktor des Augustinusheims in Bruchsal, 1920 Pfarrverweser in Breisach, 1923 Missionsprokurator in Graz, 1924 Pfarrverweser in Geisingen, 1925 in Stettfeld, 1926 in Schutterwald, 1926 auch Promotion zum Dr. rer. pol. an der Universität Gießen mit einer Arbeit über „Die Wirtschaftspolitik des Grafen August von Limburg-Stürm, zweitletzten Fürstbischofs von Speier (1770–1797)“, 1930 Pfarrer von Schutterwald, dort Bau des Gemeindehauses St. Jakob, 1933 Pfarrverweser in Balg, 1934 in Murg, 1935 dort Pfarrer, im gleichen Jahr Schulverbot, mit seinen Predigten bekam er immer wieder unliebsame Schwierigkeiten, seit 1942 im Ruhestand in Säckingen, fast ein Jahr Häftling im Konzentrationslager Dachau, danach entfaltete er in Säckingen als Ruhestandsgeistlicher neue Aktivitäten: Er übernahm den Vorsitz im Aufsichtsrat der „Neuen Heimat“ im Kreis, gründete die Ludwig-Herr-Caritasstiftung, arbeitete für die Errichtung des Kindergartens St. Elisabeth und der neuen Pfarrkirche Hl. Kreuz. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Erwin Keller, Gustav Banholzer, in: *Necrologium Friburgense 1966–1970. Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 93 (1973), S. 261–436, hier S. 357f.

<sup>236</sup> Adolf Wasmer (1871–1950), gebürtig aus Fahl, Studium der Theologie, 1895 Priesterweihe, Vikar in Rastatt und in St. Peter, 1898 Kaplaneiverweser in Engen, 1899 Pfarrverweser in Blumenfeld, 1901 Kurat in Gaggenau, dann Pfarrverweser in Tiefenbronn und schließlich im selben Jahr Pfarrer in Bernau, 1903 Pfarrverweser in Amoltern, 1904 in Unteralpfen, dann in Rickenbach, 1905 Pfarrer in Kirchdorf, 1909 Pfarrverweser in Binningen, 1910 Kaplaneiverweser in Waldkirch, 1913 Pfarrverweser in Istein, 1914 in Schwenningen, 1916 Pfarrer in Gösch-

Ich danke Ihnen für den Artikel über die Kardinalskreierungen.<sup>237</sup> Sie wissen natürlich aus Geschichte u[nd] Augenschein mehr als der Durchschnittschrist über diese Dinge, wie sie im Vordergrund u[nd] vor allem im Hintergrund aussehen. In Ihrem Artikel<sup>238</sup> war nicht nur einiges zwischen sondern auch in den Zeilen zu lesen. Die Worte „kraftvolle Persönlichkeit“ u[nd] „hohe Weisheit“ in Verbindung mit „Nivellierung“ und „Massenpromotion“, das in Anführung gesetzt war, aber wahrscheinlich die „“ nicht gelesen haben wollte, sind wohl mit einem bestimmten Tonfall zu lesen.<sup>239</sup> Im Ganzen haben Sie wohl sagen wollen: es war ein schlauer, politischer Schachzug, vorläufig etwas getan zu haben, bis die Lage sich klärt u[nd] man dann das Eigentliche tun wird. Bei der Anspielung auf Württemberg u[nd] Baden werden Sie wohl etwas geschmunzelt haben. Ich weiß nicht, ob ich alles richtig gelesen habe, aber vielleicht hat das inzwischen gesunkene Niveau des „Südkuriers“ Ihnen einen Dienst erwiesen. Was ist heute bedeutungsvoll? Es

---

weiler, 1923 Kaplaneiverweser in Steißlingen, dann Schlosskaplan in Möggingen, Aushilfe in verschiedenen Pfarreien, 1927 Pfarrverweser in Wahlwies, dann Niederwasser, seit 1928 dort Pfarrer, 1931–1935 wieder verschiedentlich Aushilfe, 1935 Kaplaneiverweser in Straßberg, 1937 Hausgeistlicher in St. Joseph in Littenweiler, 1939 Aushilfe in Öflingen, 1940 Hausgeistlicher in Säckingen, ab 1943 in Gurtwil. Er wird als „eifriger, tüchtiger und überall beliebter Seelsorger“, voll „*feurigem Idealismus*“ beschrieben, aber auch als „*unsteter Geist*“, der es nirgends lange aushielt. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, *Necrologium Friburgense 1946–1950*. Verzeichnis der in den Jahren 1946 bis 1950 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 71 (1951), S. 193–266, hier S. 252.

<sup>237</sup> Karl August Fink, Die Kardinalspromotion vom 24. Dezember 1945 in kirchengeschichtlicher Sicht, in: *Neues Abendland* 1946, Nr. 5. – Der vierseitige Aufsatz war von Fink zunächst in Form maschinenschriftlicher Durchschläge an Freunde versandt worden.

<sup>238</sup> Unten notiert: „*Ich behalte ihn hier; nehme an, daß Sie ihn nicht benötigen.*“

<sup>239</sup> „*Das an großen Ereignissen so reiche Jahr 1945 hat noch kurz vor seinem Ende auch im kirchlichen und kirchenpolitischen Bereich mit der aufsehenerregenden Ernennung von 32 Kardinälen am hl. Abend einen bedeutenden Abschluss gefunden und die kraftvolle Persönlichkeit Pius XII. in den Vordergrund der Gespräche und Kommentare gerückt [...] Die Beurteilung kann im Stil der Kirchenblätter mit viel Abbaubarkeit und wenig Sachkenntnis, sie kann aber auch im Lichte der neueren Kirchengeschichte, der allgemeinen kirchenpolitischen Lage und der römisch-kurialen Verhältnisse erfolgen. Das Kirchenrecht bezeichnet zur Unterstreichung der vollen Freiheit des Papstes in der Ernennung der Kardinäle sie als seine ‚Kreaturen‘, im kurialen Jargon, der dem Außenstehenden leicht frivol erscheinen mag, sind die Kardinäle eine ‚Laune des Papstes‘. Mit der Zahl 32 ist die Kreation wohl die größte in der Geschichte des Kardinalskollegs. Durch besondere politische Verhältnisse veranlasst hat es ähnliche ‚Massenpromotionen‘ öfters gegeben [...] Für Deutschland bedeutet die Zahl von drei Kardinälen bei dieser zahlenmäßig so starken Promotion nichts ungewöhnliches, immerhin aber angesichts der internationalen Lage und Diffamierung eine schöne Geste und Auszeichnung für den deutschen Katholizismus. Köln entspricht der Tradition, Berlin ist als Nachfolge des jetzt von Polen verwalteten Breslau zu deuten. Ist im Bischof von Münster wohl der ‚deutsche Bischof des Wider-*

wird ja alles von der Not des Alltags verschlungen. Ich halte es aber für sehr wahrscheinlich u[nd] gerechtfertigt, dass die Kirche nach dem politischen Schwergewicht in der Welt auch sog[enannte] Kirchenpolitik treiben wird. So mächtig ist die Idee allein nicht, dass sie sich ohne Macht durchsetzt, und so geistig sind die Menschen nicht, dass sie freudig u[nd] frei und freiwillig der Wahrheit folgen. Die Dinge dieser Welt sind sehr gemischt. – In der Zeitung steht: Die kath[olischen] Theologieprofessoren von Württemberg u[nd] Baden wurden sämtliche im Amte belassen<sup>240</sup>; Ihr seid also alle brav gewesen. Was denken Sie eigentlich über das Ganze? Als geschichtlicher Vorgang doch wohl interessant, also auch für den Historiker, aber für die, an denen sich die Geschichte vollzieht, sehr peinsam. In Zukunft wird ja die Geschichtsschreibung auch vereinfacht, da, wie in Nürnberg, die Juristen die Sache feststellen u[nd] beurteilen. Man kann ja diese Angelegenheit Nürnberg verschiedentlich betrachten, aber ich meine: die zwölf Jahre mit allem drum und dran waren ein Lebensvorgang eines Volkes, den kann man nicht pressen in die Begriffe schuldig – unschuldig der Juristen. Die Welt macht Wunderliches. Warum nicht auch dieses für einen bestimmten Zweck. –

Zur Zeit ist Herr Dr. Prutscher<sup>241</sup> hier, entlassener Hauptmann, war im Hauptquartier tätig. Hat sich gut erholt. Seine Frau u[nd] seine Tochter kamen bei einem Fliegerangriff auf Achern, wo er sein Geschäft

---

*standes' geehrt worden, so hätte man für Süddeutschland an die Kreierung des Erzbischofs von Freiburg oder der Bischöfe von Rottenburg und Würzburg denken können [...] Auch bei aller Anerkennung der Bewährung der Neuernannten in der hierarchischen Laufbahn dürfte man in engeren römischen Kreisen diese wohl mehr als quantitativ denn als qualitativ bedeutsam in die Kirchengeschichte eingehende Promotion als eine gewisse Nivellierung beurteilen [...] Die von hoher Weisheit geleitete Kardinalsernennung vom bl. Abend zeigt so im Abwarten der Klärung der internationalen und italienischen Verhältnisse die in Rom stets bewährte Kunst des Temporarisierens in besonders geschickter und vorsichtiger Anwendung.*“ Fink, Kardinalspromotion (wie Anm. 237).

<sup>240</sup> Die Zahlen zu den verschiedenen Fakultäten in Tübingen bietet für den Herbst 1945 Fassnacht, Universitäten (wie Anm. 223) S. 124: Von der Epuration betroffen waren 17 Mediziner, 12 Philosophen, 8 Naturwissenschaftler, zwei protestantische Theologen und keine Professoren der Katholisch-Theologischen und Rechtswissenschaftlichen Fakultät. – Zur Theologischen Fakultät in Freiburg vgl. Christian Würtz, Die Priesterausbildung während des Dritten Reichs in der Erzdiözese Freiburg (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 57), Freiburg/München 2013; Hugo Ott, Schuldig – mitschuldig – unschuldig? Politische Säuberungen und Neubeginn 1945, in: Eckhard John u. a. (Hg.), Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus, Freiburg/Würzburg 1991, S. 243–258.

<sup>241</sup> Karl Prutscher hatte 1922 in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg mit einer Arbeit über „Die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung Baden-Badens als Fremdenstadt“ promoviert.

hatte, ums Leben.<sup>242</sup> Er ist ohne Stellung, da er nicht Erbe ist an dem Anwesen in Achern, da seine Frau nur testamentarische Erbin war (aber nicht Besitzerin) und Großmutter, Mutter u[nd] Tochter zugleich umkamen. –

Wegen der Vorträge im Spätjahr werden wir noch reden. Ging es nicht auf Martini? Den S[ank]t Martin können Sie ja auch geschichtlich verherrlichen.<sup>243</sup> Er steht ja mitten drin u[nd] in einer großen geschichtlichen Zeit.

Herzl. Grüße  
Ihr Wildemann

### 21. Juni 1946 Wildemann, Wehr, an Fink

*Briefpapier des Erzbischöfl. Pfarramts Wehr, Dekanat Säckingen, DIN-A5-Blatt quer, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 25. Juni 1946 sowie Erledigungsstempel vom 7. Juli 1946 versehen.*

Lieber Herr Professor!

Ich schicke Ihnen wieder 40 Intentionen à 5 M[ark] = 200 M[ark]. Hoffentlich sind Sie in der Lage, sie zu persolvieren. Sie werden jetzt mitten im Semester sein und voller Arbeit! Bei uns [ist] das ganze Jahr Semester und vieler Kleinkram. Im Spätsommer werde ich nach Billafingen im Hohenzollerischen kommen zu meinem ehemaligen Vikar Schatz<sup>244</sup>, der dort die Pfarrei verwaltet. Da könnten wir uns sehen, wenn Sie um jene Zeit in Tübingen sind. Die Vorträge haben Sie nicht vergessen!

Herzl[iche] Grüße  
Ihr Wildemann

---

<sup>242</sup> Elsa Prutscher geb. Meder (1904–1945), verheiratet mit Dr. Karl Prutscher, Fabrikant. Die gemeinsame Tochter: Charlotte Prutscher (1933–1945). Mutter und Kind kamen, zusammen mit ca. 50 weiteren Personen, am 7. Januar 1945 bei einem heftigen Luftangriff auf Achern im Haus Meder ums Leben. Die Familie Meder besaß in der Stadtmitte eine Stuhlfabrikation. Frdl. Auskunft von Herrn Karl-Ludwig Horn (Achern).

<sup>243</sup> Gemeint ist wohl, mit etwas bissigem Unterton: „Nicht nur Papst Martin V.!“

<sup>244</sup> Othmar Schatz. Zu ihm vgl. Anm. 234.

**5. September 1946 Wildemann, Billafingen, an Fink**

*Blatt, beidseitig beschrieben, handschriftlich.*

Lieber Herr Professor!

Ihr l[ieber] Brief hat mich gestern erreicht. Man ist in Billafingen weit abgelegen; hätte ich das gewußt, wäre ich nicht hierher gefahren; drei Tage habe ich gebraucht; die Heimfahrt wird geradesoviel Zeit in Anspruch nehmen. Wenn diese Umständlichkeit nicht wäre od[er] meine mangelnde Gesundheit für solche Strapazen der Bahnfahrt, dann wäre ich einmal nach Tübingen gekommen. Von Sigmaringen ist es ja nicht so weit. Aber Billafingen liegt 14 km<sup>245</sup> von Sigmaringen entfernt; wenn man in Bingen ist, ist man auch noch nirgends; laufen kann ich auch nicht; ein Fuhrwerk zu bekommen ist schwer – die Leute müssen in der Landwirtschaft arbeiten, und die Autobusse – hier ist keiner – jammern um Benzin und Gummi. Es wäre sonst ganz schön gewesen, einmal Tübingen zu sehen. Aber ich habe gelernt auf vieles zu verzichten. – Sie werden also dieses Jahr wieder nicht kommen! Schade dafür. Ich habe so vielmal schon gehofft. Ich kann verstehen, daß eine Woche, die wohl draufgehen wird, für Sie in Ihrer Stellung ein großer Verlust wäre. Aber Rektor Allgeier<sup>246</sup> war im Sommer auch einmal in Wehr. Allerdings: Freiburg u[nd] Tübingen sind zweierlei geographische Begriffe. Aber wenn ich einmal auf dem Wehrer Friedhof liege – der Grabstein steht schon auch für meine zwei Schwestern<sup>247</sup> – man weiß zwar nicht, wie es einem gehen kann – dann werden Sie einmal nachsehen. Aber das ist zu lyrisch für die gegenwärtige Zeit. In Billafingen braucht man nicht sparen an Brot und Milch u[nd] Heizung. Bei 114 Seelen könnte ich auch noch Pfarrer sein.

Also auf Wiedersehen nächstes Jahr in Wehr.

Herzl[iche] Grüße

Ihr Wildemann

---

<sup>245</sup> Hier handelt es sich um ein Versehen. Die Differenz beträgt ca. 41 km.

<sup>246</sup> Arthur Allgeier. Zu ihm vgl. Anm. 224.

<sup>247</sup> Diese hatten Wildemann von 1917 an den Haushalt geführt und waren 1939 und 1942 gestorben.

**30. Oktober 1946 Wildemann, Wehr, an Fink***Blatt, einseitig beschrieben, handschriftlich.*

Lieber Herr Professor!

Inliegend 30 Intentionen à 5 M[ark] = 150 M[ark]. Zur gelegentlichen Persolvierung.

Sie haben wohl Wehrer Besuch gehabt in diesen Tagen! Ich wollte Ihnen noch vorher schreiben, habe es aber dann übersehen.

Aus Billafingen bin ich wieder seit bald zwei Monaten zurück. Am Schluss hatte ich noch eine unangenehme Sache. Mein Herz geriet in Verwirrung. Ich lag einige Tage zu Bett; kam aber dann doch ordnungsgemäß wieder nach Wehr. Heute Morgen hat das Herz wieder denselben Anfall bekommen. Habe aber trotzdem das Wolfgangspatrosinium<sup>248</sup> gehalten. Das Herz ist noch nicht in Ordnung heute Mittag, da ich diese Zeilen schreibe. Ich bin froh, wenn diese Allerheiligenwoche wieder vorbei ist. Eines Tages legt mich das Herz doch hin, langsam oder plötzlich. Es ist doch unheimlich, sich diese Situation konkret und real vorzustellen: einmal nicht mehr zu sein; auch dann, wenn gar vieles zur Zeit auf unserem Planeten nicht verlockend ist. Große Arbeit wird nicht mehr vor mir liegen. – Wünsche Ihnen in der Weil guten Erfolg und eine ersprießliche Zukunft.

Herzl[iche] Grüße

Ihr Wildemann, Pfr.

**20. November 1946 Telegramm Anton Uhrenbacher<sup>249</sup>, Wehr, an Fink***Mit Eingangsstempel und Erledigungsvermerk vom 21. Nov. 1946.*

Pfarrer Wildemann gestorben Beerdigung Freitag 9 Uhr

---

<sup>248</sup> Gedenktag des hl. Wolfgang ist der 31. Oktober.

<sup>249</sup> Anton Uhrenbacher (1912–1983), gebürtig aus Rohrdorf (Meßkirch), 1939 Priesterweihe, anschließend Vikar in Langenbrand (Murgtal), 1939 Vikar in Furtwangen, 1944 Vikar in Säkingen, 1944 Vikar in Wehr, 1948 Vikar in Gaggenau (St. Josef), 1951 Pfarrverweser in Rust am Rhein, 1961 dort Pfarrer, 1983 Ernennung zum Geistlichen Rat, gestorben in Freiburg, beigesetzt in Rohrdorf (Meßkirch). Zu ihm: EAF Priesterkartei; in: Erwin Keller, Anton Uhrenbacher, in: *Necrologium Friburgense 1981–1985. Verzeichnis der in den Jahren 1981–1985 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg*, in: FDA 106 (1986), S. 273–389, hier S. 342/343.



**22. Januar 1947 Albert Krautheimer, Bietingen, an Fink**

*Briefpapier von Pfarrer Albert Krautheimer, Schriftleiter des St. Konradsblattes, Bietingen über Meßkirch, Baden, DIN-A5-Blatt quer, beidseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

Lieber Karl,

hier sind also die Briefe.<sup>250</sup> Daß Wehr inzwischen ausgeschrieben wurde, wirst Du gehört haben. Es sollen, wie man hört, eine ganze Anzahl Pferde ins Rennen gehen. Leserer<sup>251</sup>-Wallbach hat seine Siegesgewißheit schon lang austrompetet; der Wehrer Stiftungsrat aber soll ihn wegen seines „Temperamentes“ in Freiburg abgelehnt haben. Hermann Läufer<sup>252</sup> läuft ebenfalls um den Siegespreis, wie er mir selber schrieb (um sich zu versichern, daß ich nicht konkurriere; ich aber mitläufere nicht, wie man konkurrieren in diesem Zusammenhang wohl übersetzen darf). Ein nach uns gewesener Vikar Hanns (mit 2 n) Scheuermann<sup>253</sup>, derzeit K[a]pl[anei]v[erweser] in Tiengen, wird wohl auch schnaubend am Start stehen. Ausserdem ist es mir (mit Konradin Kreut-

---

<sup>250</sup> Gemeint sind die Briefe Finks an Wildemann, die sich Fink von Krautheimer, der den Nachlass verwaltete, zurückerbeten hatte.

<sup>251</sup> Johann Baptist Leserer (1890–1969), gebürtig aus Kreenheinstetten, 1921 Priesterweihe, anschließend Vikar in Neuhausen (Dekanat Triberg), 1922 in Plankstadt, 1926 in Wehr, 1927 in Kehl, 1929 Pfarrverweser in Wallbach, 1931 dort Pfarrer, Bezirkspräses für Jungmänner- und Gesellenvereine, am 22. September 1941 Verbüßung einer dreiwöchigen Haft im Waldshuter Amtsgefängnis aufgrund eines Seelsorgebriefes an die Soldaten seiner Gemeinde (Verstoß gegen die Wehrmachtsbestimmungen), 1945 Dekanatsmännerseelsorger, 1947 Verleihung des Titels „Erzbischöflicher Geistlicher Rat“, 1949–1961 Pfarrer in Immenstaad a.B. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Necrologium Friburgense 1966–1970. Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 93 (1973), S. 260–436, hier S. 380–382.

<sup>252</sup> Hermann Läufer (1901–1957), gebürtig aus Untereprechtal, 1926 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wehr, 1928 in Pforzheim (St. Franziskus), 1936 Pfarrverweser in Urach, 1938 dort Pfarrer, 1939 auch Kammerer des Kapitels Donaueschingen, Mitwirkung im Erzbischöflichen Offizialat, 1947 Pfarrer in Wehr, 1949 auch Dekan des Kapitels Säckingingen, 1952 Verleihung des Titels „Geistlicher Rat“. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann Ginter, Necrologium Friburgense 1956–1960. Verzeichnis der in den Jahren 1956 bis 1960 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 82/83 (1962/63), S. 406–517, hier S. 439.

<sup>253</sup> Hans Scheuermann (1912–1995), gebürtig aus Mannheim, 1936 Priesterweihe, anschließend Vikar in Wehr, 1938 Vikar in Freiburg (St. Martin), 1942 Vikar in Freiburg (St. Michael), 1944 Vikar in Unterlauchringen, 1945 Pfarrer in Jestetten, 1973 Geistlicher Rat, 1989 Ruhestand in Jestetten, gestorben in Beringen (Schweiz), beigesetzt in Jestetten. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Bruno Schwalbach, Hans Scheuermann, in: Necrologium Friburgense 1991–1995. Verzeichnis der in den Jahren 1991–1995 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 116 (1996), S. 135–301, hier S. 289/290.

zer<sup>254</sup>), „als knieten viele ungesehn“<sup>255</sup> und warteten auf Wehr. Laissez les faire!

Solltest du noch nicht wissen, wie es mit Wildemann zum Ende kam, so will ich kurz berichten: den ganzen Herbst über Übelbefinden, Herzstörungen, auch Herzschmerzen, von Diewald<sup>256</sup> mit der bekannten Schnodderigkeit mehr beschwätzt als behandelt. Auf Drängen Röntgenuntersuchung in Säckingen. Eine alte nicht erkannte Rippfellentzündung wird festgestellt. Wasser hat sich angesammelt (soll heißen: -sammelt); bei einer Punktierung entleeren sich 3 Liter Wasser; momentanes Besserfühlen, aber das Herz ist erschöpft. Am 19. November abends ½ 10 Uhr verabreicht die Schwester im Krankenhaus noch eine Stärkung, worauf der Patient zu schlafen verlangt. Als um 12 Uhr die Nachtschwester nachsieht, ist er tot. Die Ärzte meinen an einem Hirnschlag, nicht an einem Herzschlag. Ein bezeichnender Wunsch war ihm in Erfüllung gegangen: „Sterben will ich einmal allein“. Dieser Wunsch verrät übrigens einmal mehr, was für einen gesunden Instinkt unser Chef hatte. Man hat mir versichert, daß er sterben wollte, er habe sich ziemlich drastisch über die „Drecksaussicht“, nocheinmal ins Joch zu müssen, geäußert. Du kennst das ja. Bei der Beerdigung war ich nicht (keine Zugverbindung!) und bin auch seither nicht ans Grab gekommen. Arbeit, Witterung und die ossa humiliata<sup>257</sup> ließen es nicht zu. Bis 13. März soll der Haushalt auf Anordnung von Freiburg zur Auflösung bereit sein. Das soll also offenbar der Termin für den Dienstantritt des Nachfolgers sein.

Es bleibt noch sehr viel mit Wildemanns Manuskripten zu tun. Auf seinen Wunsch habe ich die Betreuung übernommen. „Die Frohbot-

---

<sup>254</sup> Conradin Kreutzer (1780–1849), gebürtig aus Thalmühle bei Meßkirch, zunächst an der Lateinschule der Benediktiner in Zwiefalten, 1796 in der Prämonstratenserabtei Schussenried, 1799 Jurastudium in Freiburg, bereits während seiner Schulzeit zeigte sich eine vielseitige musikalische Begabung (Klavier, Orgel, Klarinette, Oboe, Violine, Gesang), 1804 Kompositionsschüler, seinen Lebensunterhalt verdiente er sich als Musiklehrer, u. a. Komposition von „Conradin von Schwaben“, 1810–1812 Reise als Klavier- und Panmelodicon-Virtuose durch die Schweiz, Deutschland, Frankreich, Belgien und die Niederlande, 1812 Hofkapellmeister in Stuttgart, ab 1816 längere Aufenthalte in der Schweiz, 1818 Kapellmeister in Donaueschingen, ab 1822 in Wien, 1840–1842 städtischer Musikdirektor in Köln. In seinen Chorkompositionen vertonte er vielfach Gedichte Uhlands. Zu ihm: Wilhelm Zentner, Art. Kreutzer, in: NDB 13 (1982), S. 27f.

<sup>255</sup> Aus „Schäfers Sonntagslied“ von Ludwig Uhland. Die Bearbeitung für vierstimmigen Männerchor von Conradin Kreutzer gehörte zum Stammrepertoire der Männergesangsvereine bis weit ins 20. Jahrhundert.

<sup>256</sup> Vgl. oben.

<sup>257</sup> Die „erniedrigten Gebeine“.

schaft des Glaubens“ mit 3 Bänden dürfte heuer noch ganz herauskommen; bin z[ur] Z[eit] an den Korrekturen des letzten (I.) Bandes<sup>258</sup> (B[an]d III erscheint zuerst und wird gerade gebunden<sup>259</sup>). Auf Verlegersuche bin ich auch noch. Wenn Du mal was weißt, so teile es mir mit. Überhaupt wollte ich Dich gern einmal treffen und sprechen. – Gerade hat Adalbert<sup>260</sup> telefoniert. Adolf Eckert<sup>261</sup> ist bei ihm und will auf dem Heimweg auch bei mir ankehren. Könnten wir uns nicht einmal bei Adalbert treffen? Aber erst im Sommer, damit ich mit dem Motorrad rasch hinkommen kann. Es ist schad, dass wir uns so selten sehen.

Sei herzlich begrüßt!

Dein Albert Krautheimer<sup>262</sup>

### 18. Februar 1947 Anton Uhrenbacher, Wehr, an Fink

*Blatt, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*<sup>263</sup>

*Von Fink mit Posteingangsstempel mit Datum vom 22. Februar 1947 sowie Erledigungsstempel vom 3. März 1947 versehen.*

Grüss Gott, Herr Professor!

Leider ist es mir erst heute möglich, Ihren freundlichen Brief und Ihre herzliche Anteilnahme am schweren Verlust, der uns getroffen hat, zu erwidern, und Ihnen recht herzlich zu danken. Der Tod kam ja überraschend, der Verstorbene hielt noch am 7. Nov[ember] eine Hochzeit und legte sich dann zu Bett wegen Herzkrämpfen, zuerst glaubte er, es sei Überarbeitung, da diesen Sommer über viel war mit den Verlegern

<sup>258</sup> Stephan Wildemann, Gott der Eine und Dreifaltige. Mit einer Voruntersuchung über den Dogmenglauben, Karlsruhe 1947 (310 S.).

<sup>259</sup> Stephan Wildemann, Der Mensch in der Vollendung, Karlsruhe 1947 (330 S.).

<sup>260</sup> Gemeint ist Finks Kurskollege Adalbert Alois Färber (1902–1967), gebürtig aus Betenbrunn, 1928 Priesterweihe, anschließend Vikar in Stühlingen und Baden-Lichtental, 1934 in Freiburg (St. Michael), 1937 Pfarrverweser in Heinstetten, 1941 dort auch Pfarrer, am 15. August 1941 von der Gestapo für drei Wochen in Haft genommen, weil er an Christi Himmelfahrt einen Festgottesdienst gehalten hatte. Zu ihm: EAF Priesterkartei; Hermann König, Adalbert Alois Färber, in: Necrologium Friburgense 1966–1970. Verzeichnis der in den Jahren 1966 bis 1970 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 93 (1973), S. 260–436, hier S. 299/300.

<sup>261</sup> Die naheliegende Vermutung, es könnte sich um einen Kurskollegen oder geistlichen Mitbruder handeln, konnte nicht bestätigt werden.

<sup>262</sup> Unterschrift handschriftlich.

<sup>263</sup> Mit vielen Schreibfehlern und mangelhafter Zeichensetzung. Ex wurde stillschweigend korrigiert.

und all den schönen Druckbogen, mit dem Imprimatur, das mit den Dämonien des Daseins<sup>264</sup> auch nicht klappen wollte, doch nach drei Tagen traute er selber nicht und er entschloss sich, in Säckingen sich gründlich untersuchen zu lassen, und er ging am 16. dorthin, ohne besondere Bedenken, mir persönlich sagte er nur, so wolle er nicht mehr lange leben; als Dr. Meffert<sup>265</sup> ihn am 18. November untersuchte, stellte er nasse Rippfellentzündung fest, und schon am 19. Nov[ember] wurde er punktiert, gegen Abend des Tages fühlte er sich ganz wohl, erleichtert und war munter, niemand dachte das geringste, selbst die beiden Ärzte, die abends noch ihn besuchten, waren mit dem Befund zufrieden; die pflegende Schwester sagte Herrn Pfarrer um 9.30, dass er um 12 Uhr nochmal eine Stärkung erhalte, und darauf erwiderte er nur, jetzt möchte ich schlafen, sonst gar nichts, und als um 12 Uhr die Nachtwache kam, lag er tot da, ein leichter Hirnschlag muss seinem Leben ein so unerwartetes und rasches Ende gesetzt haben. Natürlich grosse Bestürzung, die Beerdigung war schön, viele Herren waren trotzdem da, etwa 30, seine Schwester Frau Deubel<sup>266</sup> geht nach Malsch zurück<sup>267</sup>, bis 13. März soll die Pfarrei neu besetzt werden. Ich bin seit dem Tode allein, und darum war es mir nicht möglich, früher zu schreiben; ich bleibe allein, bis der neue Pfarrer kommt. Den Moses auf dem Schreibtisch bekommt Krautheimer<sup>268</sup>, er hat auch seinen schriftstellerischen Nachlass zu wahren<sup>269</sup>, es ist ja alles noch untergebracht, Badenia druckt zur Zeit die Frohbotschaft des Glaubens, 3 Bände, in Mannheim erschienen die Dämonien des Daseins<sup>270</sup> und das andere „Jesu-Paulus, Judentum und Christentum“.<sup>271</sup>

<sup>264</sup> Stephan Wildemann, Dämonien des Daseins. Die Schrift konnte nicht nachgewiesen werden.

<sup>265</sup> Vgl. oben.

<sup>266</sup> Emma Deubel geb. Wildemann (\*15. August 1872).

<sup>267</sup> Dort lebte zumindest auch noch einer der Brüder, Berthold Wildemann, der am 1. Dezember 1947 im Namen der Erben ans Ordinariat schrieb. EAF, PA Wildemann.

<sup>268</sup> Albert Krautheimer. Zu ihm vgl. Anm. 18.

<sup>269</sup> Im Testament hieß es: „*Meinen Nachlass, soweit er nicht durch das hochw[ürdige] Dekanat geordnet werden muss, wird Hochw[ürden] Herr Kaplan Krautheimer regeln, insb[esondere] die persönlichen Dinge. Zum Dank für seine einzigartige Treue mir und meinen Angehörigen gegenüber soll er meinen Schreibtisch im Amtszimmer mit allem, was darauf ist, als Erinnerung und zum Gedenken erhalten.*“ o.D. Testament Wildemann (Abschrift). EAF, PA Wildemann.

<sup>270</sup> Vgl. Anm. 264.

<sup>271</sup> Stephan Wildemann, Jesu-Paulus, Judentum und Christentum. Die Schrift konnte nicht nachgewiesen werden.

Für ein Andenken an Sie will ich sorgen, haben Sie vielleicht einen besonderen Wunsch?

Darf ich Ihnen auch Intentionen senden, für Herrn Pfarrer habe ich viele erhalten. Sobald auch die Bildchen fertig sind, werde ich Sie nicht vergessen. Wer hier Pfarrer wird, weiss ich noch nicht, hoffe, bald endgültigen Bescheid zu erhalten.

Ihnen recht vielen Dank, mit dankbarem Gruß, Ihr Landsmann  
A[nton] Uhrenbacher

### 12. März 1947 Anton Uhrenbacher, Wehr, an Fink

*Briefpapier des Erzbischöfl. Pfarramts Wehr, Dekanat Säckingen, DIN-A5-Blatt quer, einseitig beschrieben, maschinenschriftlich.*

*Eingangsstempel und handschriftlicher Vermerk Fink: „durch Postkarte gedankt. F.“*

Grüss Gott!

Vielen Dank für Ihre werte Nachricht.

Wer hier Pfarrer wird, ist bis jetzt noch nicht bekannt, die Pfarrei war ausgeschrieben, ist aber bis heute noch nicht vergeben, doch erwarte ich vor Ostern noch näheren Bescheid.<sup>272</sup>

Ein Sterbebildchen lege ich bei.

Anbei lege ich auch den Betrag für 70 Intentionen, für Herrn Pfarrer habe ich viel Geld erhalten.

Für Ihr Entgegenkommen mein[en] verbindlichen Dank und grüsse Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr

A[nton] Uhrenbacher<sup>273</sup>

<sup>272</sup> Investiert wurde schliesslich Hermann Läufer. Zu ihm vgl. Anm. 252.

<sup>273</sup> Unterschrift handschriftlich.



## Konrad Josef Heilig (1907–1945) – Mediävist und politischer Publizist\*

von Helmut Maurer

### I.

„Zu den eindrucksvollsten Leistungen der Generation deutscher Mittelalterhistoriker, die dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer fiel, zählt das Werk von Konrad Josef Heilig, *Ostrom und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts* (1944).“<sup>1</sup> Der vor allem um die Edition der Urkunden Friedrich Barbarossas verdiente Heinrich Appelt hatte mit dieser seiner Wertung gewiss recht; aber er hatte nur bedingt recht, wenn er Heilig als „deutschen Mittelalterhistoriker“ kennzeichnete.<sup>2</sup> Zweifel an einer solchen, auf den ersten Blick eindeutigen Etikettierung werden bereits bei einem Blick in das 2006 erschienene Buch „Österreichische Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon“ wachgerufen, denn darin findet sich ohne eine ein-

---

\* Dieser Beitrag wurde schon einmal veröffentlicht in Band 2 des von Karel Hruza herausgegebenen Werkes „Österreichische Historiker“ (Wien, Köln, Weimar 2012, S. 601–632). Herausgeber und Verlag sei herzlich für die Einwilligung gedankt, den Text im FDA, bis auf geringfügige redaktionelle Anpassungen unverändert, erneut abdrucken zu dürfen.

<sup>1</sup> Heinrich Appelt, *Privilegium minus. Das staufische Kaisertum und die Babenberger in Österreich* (Böhlau-Quellenbücher, Wien/Köln/Graz 1973), S. 17.

<sup>2</sup> Zu Heilig grundlegend Hildegard Balcar, *Konrad Josef Heilig (1907–1945) als Historiker und Publizist*. Teil 1 und 2, Diss. phil. Masch. Wien 1968 (mit den „Biographischen Daten“ in Teil 1, S. 10–12, und mit dem „Verzeichnis der Publikationen von K. J. H.“ in Teil 2, S. 15–23). Der Verfasser dieses Beitrags hat sich bemüht, seitdem erschienene Literatur einzubeziehen und darüber hinaus mit Hilfe archivalischer Quellen, die damals von Balcar noch nicht herangezogen worden waren, das von ihr entworfene Lebensbild noch um einige Züge zu erweitern. – Vgl. außerdem Alphons Lhotsky [1903–1968], *Joseph Heilig* †, in: *HZ* 177 (1954) S. 664 f.; Robert Hensle, Dr. phil. *Konrad Josef Heilig zum Gedächtnis*, in: *Badische Heimat* 57 (1977) S. 71–75; Helmut Maurer, *Heilig, Konrad Josef*, in: *Badische Biographien NF* 2 (Stuttgart 1987), S. 123 f.

schränkende Bemerkung auch Heilig aufgenommen.<sup>3</sup> Unter den dort aufgeführten Stationen seines 1907 in Erzingen in Baden beginnenden und über Freiburg im Breisgau 1929 nach Wien führenden Lebensweges fällt indessen eine zeitliche Lücke auf: Genannt werden unter anderem folgende Tätigkeiten Heiligs: „1932–38 *Mitarbeiter Edition mittelalterlicher Bibliothekskataloge Österreichische Akademie der Wissenschaften*, 1938–40 *Archivar Erzbischöfliches Ordinariatsarchiv Freiburg i. Br.*“ Die Beendigung seiner Arbeit im Dienste der Wiener Akademie im Jahr 1938 einerseits und sein Überwecheln in die badische Heimat in demselben Jahr andererseits sind angesichts dieses für Österreichs Schicksal entscheidenden Jahres zumindest des Bemerkens wert.

Macht man sich im einzigen, von Alphons Lhotsky verfassten Nachruf kundig<sup>4</sup>, dann ist dort zu dieser Übersiedlung lediglich zu lesen: „*Im Frühjahr 1938 verließ H. Wien, um eine Archivarstelle beim Erzbischof von Freiburg i. Br. anzunehmen.*“ Weshalb Heilig Wien gerade im Frühjahr 1938, also offenbar im zeitlichen Umkreis des „Anschlusses“, der bisherigen österreichischen Hauptstadt, in der er seit 1929 gelebt hatte, den Rücken kehrte, wird von Lhotsky nicht thematisiert. Indessen findet sich einige Zeilen zuvor ein Hinweis auf Heiligs „*eigenartige, aber wertvolle Schrift über das Kruckenkreuz (Österreichs neues Symbol, 1934)*“.<sup>5</sup> Für den, der weiß, dass der am 1. Mai 1934 offiziell proklamierte autoritäre Ständestaat das als Symbol der 1933 gegründeten „Vaterländischen Front“ entworfene Kruckenkreuz auch zu seinem Symbol erhoben hat<sup>5</sup>, der ahnt, dass der Verfasser einer diesem „Zeichen“ gewidmeten Schrift sich jenem Österreich verbunden gefühlt hat, das als eigenes Staatsgebilde auszulöschen bzw. an Deutschland anzuschließen erklärtes Ziel der dort seit 1933 die Macht in Händen haltenden Nationalsozialisten gewesen ist. Notwendigerweise konnte für einen dezidierten Anhänger von Österreichs Eigenstaatlichkeit, zumal wenn er deutscher Staatsbürger war, seit dem Frühjahr 1938 kein Verbleiben mehr sein.

<sup>3</sup> Siehe Fritz Fellner/Doris A. Corradini, *Österreichische Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon* (VKGÖ 99, Wien 2006), S. 175.

<sup>4</sup> Lhotsky, Heilig (wie Anm. 2).

<sup>5</sup> Vgl. Ernst Hanisch, *Politische Symbole und Gedächtnisorte*, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs: Erste Republik 1918–1933*, hg. v. dems. / Emmerich Tálos/Hans Dachs/Anton Staudinger (Wien 1995), S. 421–430, hier S. 427 [Krackenkreuz gegen Hakenkreuz].





Konrad Josef Heilig,  
Foto: Österreichische Historiker (wie Anm. \*, S. 207).

Dass Heilig aber in ebendieses nationalsozialistische Deutschland zurückkehrte, verwundert denn doch. Schlägt man den Bogen von Heiligs Lebensweg weiter bis hin zum Jahr 1944, in dem sein von Heinrich Appelt zu Recht als eindrucksvolle Leistung bezeichnetes Werk über „Ost-rom und das Deutsche Reich“ erscheinen konnte, dann lässt ein Blick in eben dieses Werk erneut erstaunen. Dies weniger deswegen, weil es in einen Band der „Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Ge-

schichtskunde“ (wie die in Berlin angesiedelten *Monumenta Germaniae Historica* seit 1935 hießen) Aufnahme fand<sup>6</sup>; bemerkenswerter ist vielmehr die Tatsache, dass der Herausgeber des Sammelbandes, der seit 1942 an der Spitze des Reichsinstituts stehende Präsident, Theodor Mayer, ein gebürtiger Österreicher, sich ausdrücklich zu jenen Historikern zählte, die sich dem von Heilig einst vehement bekämpften gesamtdeutschen Gedanken verschrieben hatten.<sup>7</sup>

## II.

Der „Anschluss“ Österreichs bedeutete freilich nur einen von vielen Einschnitten in Heiligs Leben, das, als er unmittelbar vor Ende des Krieges, am 6. Mai 1945, in einem Tal der Dolomiten den Tod fand, lediglich 38 Jahre gedauert hatte. Zunächst schien sein Lebensweg ausgesprochen geradlinig zu verlaufen.<sup>8</sup> Geboren wurde er am 14. März 1907 in dem großen, unmittelbar an der Grenze zum schweizerischen Kanton Schaffhausen gelegenen, zum badischen Klettgau zählenden Weinbaudorf Erzingen (Kreis Waldshut).<sup>9</sup> Sein Vater Alois Heilig war Kaufmann und sah sich angesichts dieses Berufes aus der das Dorf prägenden Schicht der Bauern herausgehoben. Hinzu kam, dass er weder aus Erzingen und dem umgebenden Klettgau, ja auch nicht aus einer anderen Landschaft des Alemannisch sprechenden Südbaden, sondern aus dem äußersten Norden Badens stammte, wo man Fränkisch sprach und einer leichteren Lebensart zuneigte. Dagegen entstammte die Mutter, Maria geb. Siebler, einer eingessenen Erzinger Familie.

<sup>6</sup> Konrad Josef Heilig, Ostrom und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Erhebung Österreichs zum Herzogtum 1156 und das Bündnis zwischen Byzanz und dem Westreich, in: ders. / Theodor Mayer/Carl Erdmann, Kaisertum und Herzogsgewalt im Zeitalter Friedrichs I. Studien zur politischen und Verfassungsgeschichte des hohen Mittelalters (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde [Monumenta Germaniae Historica] 9, Stuttgart 1944), S. 1–271.

<sup>7</sup> Über ihn siehe Helmut Maurer, Theodor Mayer (1883–1972). Sein Wirken, vornehmlich während der Zeit des Nationalsozialismus, in: Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts, hg. v. Karel Hruza (Wien, Köln, Weimar 2008), S. 493–530.

<sup>8</sup> Vgl. die Literatur in Anm. 2.

<sup>9</sup> Zu Erzingen vgl. Wilhelm Hugo Mayer, Heimatbuch für den Amtsbezirk Waldshut (Waldshut 1926), S. 194–199, und Hans Matt-Willmatt, Erzingen, in: Die Chronik des Kreises Waldshut (Waldshut 1957), S. 38/39.

Wie in anderen vom Katholizismus geprägten ländlichen Gegenden wurde für einen aufgeweckten Knaben in erster Linie der Beruf des Pfarrers in Erwägung gezogen. So auch für den jungen Konrad Josef Heilig. Dies umso mehr, als ein Bruder des Vaters, Wendelin Heilig (29. Juli 1880–19. Mai 1931), Geistlicher geworden war und seit 1916 in Müllheim, im evangelischen Markgräfler Land, d. h. in der „Diaspora“, als Pfarrer wirkte.<sup>10</sup> Das Vorbild des geistlichen Onkels mag im Übrigen auch dazu beigetragen haben, dass Konrad Josefs älterer Bruder Hermann Josef (1905–1934) Schulbruder in der Privatlehranstalt der „Brüder von der christlichen Lehre“ in dem zwischen Freiburg und Offenburg gelegenen Ettenheimmünster geworden war. So war es geradezu selbstverständlich, dass der dreizehnjährige Konrad Josef in ein auf den Priesterberuf vorbereitendes „Knaben-Konvikt“ geschickt wurde, von dem aus er ein Gymnasium zu besuchen in der Lage war.

Für „Knaben“ aus dem Kreis Waldshut kam dafür am ehesten das „Konradhaus“ genannte „Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Konrad“ in Konstanz infrage.<sup>11</sup> Es lag nahe am See, am Ostrand der Altstadt, gegenüber dem einstigen Dominikanerkloster, das im 14. Jahrhundert Wirkungsstätte Heinrich Seuses gewesen war. Um vom „Konradhaus“ zum 1911 jenseits des Seerheins neu erbauten Gymnasium zu gelangen<sup>12</sup>, mussten die „Konradhäusler“ an jedem Schultag die Rheinbrücke benützen und konnten sich stets erneut an dem weit über den See bis zum Säntis oder den Vorarlberger Alpen schweifenden Blick erfreuen. Am 12. September 1920 trat Heilig in die Untertertia des Konstanzer Gymnasiums, des heutigen altsprachlichen „Heinrich-Suso-Gymnasiums“ ein.<sup>13</sup> Zwei Jahre später starb sein Vater; das hatte unter anderem zur Folge, dass seine Mutter nach Müllheim zog, wo ihr Schwager als Stadtpfarrer wirkte. Nicht mehr das noch einigermaßen nahe bei Konstanz gelegene Erzingen, sondern Müllheim, jenseits des Schwarzwaldes, südlich von Freiburg gelegen, wurde bis zum Tod seiner Mutter (1934) zur Heimat des insgesamt sechs Jahre in Konstanz zur Schule gehenden Konrad Josef Heilig.

---

<sup>10</sup> Nachruf in: „Necrologium Friburgense“, in: Freiburger Diözesan-Archiv (FDA) 64 (1936), S. 13.

<sup>11</sup> Über das „Konradhaus“ vgl. „Heimatklänge aus Konradingen. Sondernummer 1866 (1901) – 1926“ (Konstanz 1926).

<sup>12</sup> Vgl. Theodor Humpert, Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz. Jubiläumsschrift zur Feier des 350-jährigen Bestehens (Konstanz 1954), S. 24–27.

<sup>13</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 2.

Im dortigen „Konradihaus“ begegnete er in dessen Rektor und seinen Präfekten drei bedeutenden Priesterpersönlichkeiten: Rektor war Matthäus Lang, von dem es in einem Nachruf hieß<sup>14</sup>, er sei „*einer der verdienstvollsten Erzieher des theologischen Nachwuchses der Erzdiözese Freiburg und eines größeren Kreises der studierenden Jugend überhaupt*“ gewesen. „*Das Konradihaus war sein Leben und sein Reich.*“ Als Präfekten erlebte Heilig zunächst Hugo Hermann.<sup>15</sup> Hermann wechselte freilich schon 1922 als Kaplan an den „Campo Santo Teutonico“ in Rom und promovierte 1925 in Freiburg zum Dr. theol. Ihm folgte als Präfekt im „Konradihaus“ Emil Rümmele.<sup>16</sup> Ihm, der im Jahr 1938 mit einer Dissertation über das erstaunlich moderne Thema „Der Spielfilm als pastoraltheologisches Problem“ promoviert wurde, wird nicht nur ein „geistreicher Humor“, sondern auch ein „*weitgehender Einfluss auf alles, was das Leben im Haus betraf*“ nachgerühmt, „*wobei es ihm immer gelang, den goldenen Mittelweg zwischen nötiger Strenge und ebenso nötiger Güte und Geduld zu finden*“.

Am Konstanzer Gymnasium legte der von solchen Priesterpersönlichkeiten geprägte Konrad Josef Heilig am 19. März 1926, ausgezeichnet mit dem ersten Klassenpreis, das Abitur ab. Positiv aufgefallen war der Gymnasiast Heilig schon vorher dadurch, dass er sich mit Keilschriften und mit ägyptischen und hethitischen Hieroglyphen befasst hatte.<sup>17</sup> Conabiturient in der Parallelklasse war im Übrigen der Kreuzlinger Emil Staiger, der später berühmt gewordene Zürcher Literaturhistoriker.<sup>18</sup> Als das „Konradihaus“ wenige Monate später, am 2. August 1926, das „Silberjubiläum“ seines 1901 errichteten Neubaus feierte, fand sich in der Liste der „Zöglinge“, die in die zu diesem Anlass erschienene Festschrift Aufnahme gefunden hatte, auch folgender Eintrag: „*Nr. 181 Heilig, Konrad, Erzingen, 1920/26 stud. Theol. Freiburg.*“<sup>19</sup> Einige Seiten später war darüber hinaus zu lesen: „*Beim Feste waren außer den jetzigen Vorstehern folgende Herren im Hause anwesend: [...] Heilig, Konrad.*“<sup>20</sup>

<sup>14</sup> Nachruf in: „Necrologium Friburgense“, in: FDA 71(1951), S. 221–223.

<sup>15</sup> Nachruf in: „Necrologium Friburgense“, in: FDA 106 (1986), S. 379.

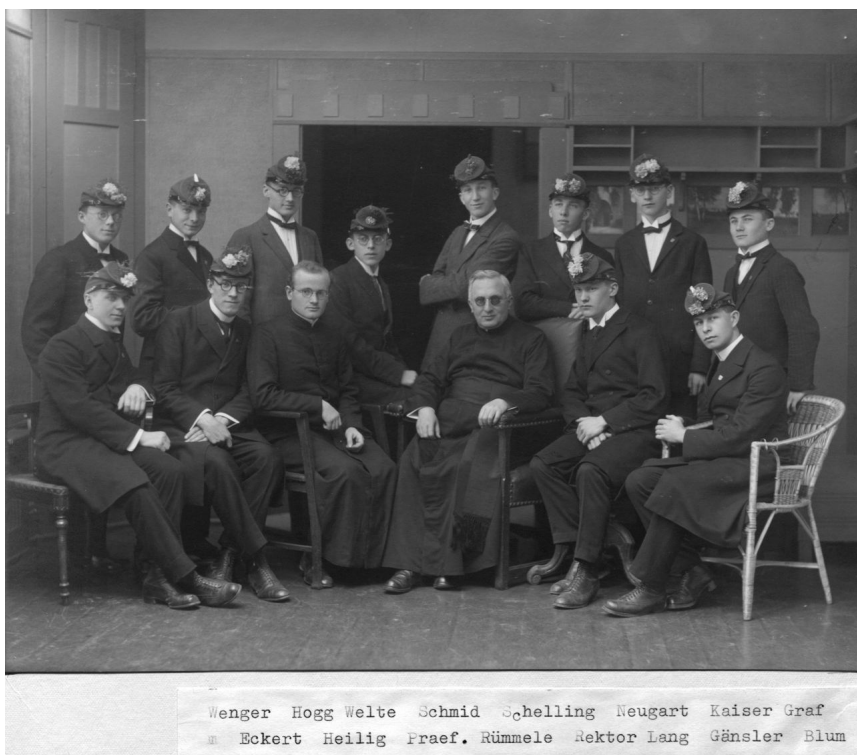
<sup>16</sup> Nachruf aus der Feder von Heiligs einstigem Klassenkameraden Erwin Keller in: „Necrologium Friburgense“, in: FDA 106 (1986), S. 284–287.

<sup>17</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 16, Anm. 2.

<sup>18</sup> Humpert, Gymnasium (wie Anm. 12), S. 105f.: „Jahrgang 1925/26“.

<sup>19</sup> „Heimatklänge“ (wie Anm. 11), S. 36.

<sup>20</sup> Ebd., S. 52f.



Der Abiturjahrgang 1926 des „Konradihauses“ (Vorlage: EAF, C 15/1153).

Heilig hatte also, wie von einem „Zögling“ des Konstanzer „Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts“ nicht anders zu erwarten war, im Sommer 1926 an der Universität Freiburg, das Studium der Theologie aufgenommen.<sup>21</sup> Wiederum bildete seine tägliche „Heimat“ ein Konvikt, das „Erzbischöfliche Theologische Konvikt“ Collegium Borromaeum (CB), von dem aus er in beinahe täglichem Gang durch die Altstadt Freiburgs, vorbei am gotischen Münster, zusammen mit anderen Theologiestudenten, die Lehrveranstaltungen in dem 1911 neu errichteten Kollegiengebäude besuchte, an dessen Giebel die Inschrift „*Die Wahrheit wird Euch frei machen*“ zu lesen war.

<sup>21</sup> UAF, Matrikel A 66/15. Für die Überlassung von Kopien aus dem UAF danke ich Herrn Archivdirektor Dr. Dieter Speck herzlich.

Als Angehöriger seines „Ersten Kurses“ im CB konnte Heilig durchweg gute bis sehr gute Noten vorlegen.<sup>22</sup> Und nicht anders lautete die Bewertung seiner Leistungen in den nächsten Kursen. Nur im „Vortrag“ und in „Moraltheologie“ waren seine Noten etwas schlechter. Zum Sommersemester 1929 berichtete die Direktion des CB an das Erzbischöfliche Ordinariat dies: *„Von den zur Erweiterung ihrer Studien Beurlaubten hat Konrad Josef Heilig bei Professor Finke mit einer Arbeit über Langenstein ‚magna cum laude‘ promoviert [...] Heilig wird zum Wintersemester in den Dritten Kurs zurückkehren.“* Im Bericht des CB über das Wintersemester 1929/30 steht dann aber zu lesen: *„Am Ende der Herbstferien reichte K. H. sein Austrittsgesuch ein.“* Woraufhin das Ordinariat dem CB am 6. November 1929 antwortete: *„Wir nehmen Kenntnis von dem Austritt des Alumnus [...] K.J.H. [...] Dass die zu profanen Studien beurlaubten Konviktooren H. und [...] nunmehr beide der Theologie den Rücken wenden, ist eine beachtenswerte Tatsache.“* Der Austritt Heiligs aus dem theologischen Konvikt bedeutete zugleich seinen Verzicht auf die Absicht, Priester zu werden.

Diesem Schritt, der einem ersten, tiefgreifenden Einschnitt in Heiligs Lebensweg gleichkam, war im Sommersemester 1929 eine Änderung seiner Fakultätszugehörigkeit vorausgegangen: Am 24. Juni 1929 war er von der Theologischen zur Philosophischen Fakultät übergewechselt. Das war für ihn deswegen nicht allzu schwierig, weil er bislang nicht nur theologische Fächer, sondern auch philosophische, historische und sprachwissenschaftliche Lehrveranstaltungen besucht hatte<sup>23</sup>, darunter vor allem – seit dem Wintersemester 1927/28 – bei dem bedeutenden Mittelalterhistoriker Heinrich Finke, der von 1899 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1928 den katholischen Konkordatslehrstuhl für Geschichte an der Universität Freiburg innehatte und seit 1924 das einflussreiche Amt eines Präsidenten der Görres-Gesellschaft bekleidete.<sup>24</sup>

<sup>22</sup> Für das Folgende stütze ich mich auf die im Erzbischöflichen Archiv Freiburg i. Br. verwahrten Unterlagen des CB, deren Inhalt mir Herr Archivdirektor Dr. Christoph Schmider dankenswerterweise zugänglich machte.

<sup>23</sup> Lebenslauf im Sonderdruck der in: Römische Quartalschrift (RQ) 40 (1932) veröffentlichten Dissertation (vgl. Anm. 29), und Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 2.

<sup>24</sup> Zu Finke vgl. Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, hg. v. Eckhard Wirbelauer, Frank-Rutger Hausmann, Sylvia Paletschek (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte NF 1, Freiburg i. Br. 2006), S. 917f., und dazu den Nachruf aus der Feder seines einstigen Freiburger Assistenten (1924 bis 1928) und damit wohl auch mit Heilig bekannten Hermann Heimpel, Heinrich Finke. Ein

Am 26. Juli 1929 legte Heilig vor Finke in Geschichte, sodann vor dem ebenfalls einen katholischen Konkordatslehrstuhl innehabenden Professor der Philosophie Martin Honecker<sup>25</sup> in „Scholastischer Philosophie“ und schließlich vor dem Professor der Orientalistik Josef Schacht<sup>26</sup>, bei dem er Arabisch und Syrisch studiert hatte, in semitischer Sprachwissenschaft sein Rigorosum ab; die Wahl des letzteren Faches entsprach seinem schon als Gymnasiast zum Ausdruck kommenden Interesse für alte Sprachen.<sup>27</sup> Sein die Note „magna cum laude“ tragendes Doktordiplom wurde ihm freilich erst am 18. Januar 1933 ausgefertigt<sup>28</sup>, nachdem er die Pflichtexemplare seiner bei Finke eingereichten, einem geistesgeschichtlichen Thema des 14. Jahrhunderts gewidmeten Dissertation mit dem Titel: „Kritische Studien zum Schrifttum der beiden Heinriche von Hessen“ abgeliefert hatte.<sup>29</sup> Korreferent der Arbeit war Finkes gerade erst, auf 1. April 1929, nach Freiburg berufener Nachfolger auf seinem Lehrstuhl, Philipp Funk.<sup>30</sup> Bereits ein Jahr zuvor und im Jahr seiner Promotion hatte Heilig erste wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht, die sogleich seine weitgespannten, von der heimatlichen Kirchengeschichte bis zur Theologie- und Philosophiegeschichte reichenden wissenschaftlichen Interessen unter Beweis stellten.<sup>31</sup>

Heilig hatte sich mit seiner Dissertation und seinen ersten wissenschaftlichen Publikationen als Mittelalter-Historiker ausgewiesen. Er war nicht – wie lange Zeit beabsichtigt – Theologe oder gar Priester geworden, wenngleich die Wahl seiner Promotionsfächer letztlich unmittelbar aus dem Studium der Theologie erwachsen war.

---

Nachruf, in: HZ 160 (1939), S. 534–545, Nachdruck in: Hermann Heimpel, Aspekte (Göttingen 1995), S. 186–197, hier 187 „als anregender, ja anpeitschender, wohl auch gefürchteter Lehrer“ und S. 196 „wissenschaftlich“ als „ein großer Finder, Anreger, ja Aufreger“ charakterisiert.

<sup>25</sup> Zu Honecker siehe Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 24), S. 941.

<sup>26</sup> Zu Schacht siehe Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 24), S. 992.

<sup>27</sup> Vgl. Heiligs Lebenslauf im Separatdruck der 1932 erschienenen Dissertation und Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 2.

<sup>28</sup> Das Diplom im UAF, D 29/49/1441.

<sup>29</sup> Konrad Josef Heilig, Kritische Studien zum Schrifttum der beiden Heinriche von Hessen, in: RQ 40 (1932), S. 105–176.

<sup>30</sup> Zu Funk siehe Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 24) 922, und dort noch nicht vermerkt Roland Engelhart, „Wir schlugen unter Kämpfen und Opfern dem Neuen Breusche“. Philipp Funk (1884–1937). Leben und Werk (Europäische Hochschulschriften III, 695, Frankfurt/M. u. a. 1996).

<sup>31</sup> Konrad Josef Heilig, Zur Geschichte des Konstanzer Bischofs Gerhard von Bevar, in: ZGO NF 42 (1928/29), S. 115–131; ders., Zum Tode des Johannes Duns Scotus, in: HJb 49 (1929), S. 641–645.



## III.

Im Oktober 1929 siedelte Heilig nach Wien über. Der Abschied von der vertrauten Heimat im südlichen Baden bedeutete einen neuerlichen und – wie sich bald zeigen sollte – folgenreichen Einschnitt in seine Biografie. Grund gelegt wurde dieser Wechsel letztlich durch seine Beschäftigung mit Heinrich von Langenstein (vor 1363–1397), der „*zweifellos zu den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit*“ gehörte.<sup>32</sup> Er war 1384 von Herzog Albrecht III. von Österreich an die Universität Wien berufen worden, an der er schließlich 1393/94 gar zum Rektor aufgestiegen ist. Heiligs Verdienst war es, in seiner Dissertation „*Heinrichs Werke von denen seines hessischen Landsmannes, des Kartäusers Heinrich von Altendorf (gest. 1427), präzisiert zu trennen. Heiligs mustergültige Untersuchung ist auch heute noch Ausgangsbasis für jede Beschäftigung mit Biographie und Werken Heinrichs von Langenstein*“.<sup>33</sup>

Mit Heinrich von Langenstein hatte Heilig zugleich ein Thema österreichischer Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts angesprochen. Für seinen Doktorvater Finke, der unter anderem der Wiener Akademie der Wissenschaften als korrespondierendes Mitglied angehörte, lag es nahe, seinen Schüler angesichts von dessen Interessen zur Aufnahme in einen Kurs des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung (ÖIG) in Wien zu empfehlen.<sup>34</sup> Die Aufnahmeprüfung, abgenommen von Oswald Redlich, Alfons Dopsch, Hans Hirsch und Julius von Schlosser, fand am 5. Juli 1929 und damit noch vor der am 26. Juli in Freiburg abzulegenden mündlichen Doktorprüfung statt.<sup>35</sup> Heilig bestand erfolgreich und sah sich damit als außerordentliches Mitglied in den am 29.

<sup>32</sup> Thomas Hohmann/Georg Kreuzer/Heinrich von Langenstein, in: VL 3 (Berlin/New York 1981), Sp. 763–774, hier Sp. 764.

<sup>33</sup> Georg Kreuzer, Heinrich von Langenstein. Studien zur Biographie und zu den Schismatraktaten unter besonderer Berücksichtigung der *Epistola pacis* und der *Epistola concilii pacis* (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte NF Heft 6, Paderborn/München/Wien/Zürich 1987), S. 46.

<sup>34</sup> Vgl. das Schreiben Heinrich von Srbiks vom 22. Januar 1940 an das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg i.Br., EAF, B 2–8–43, „Hilfsarbeiter“, die mir Herr Archivdirektor Dr. Christoph Schmider freundlicherweise zugänglich machte.

<sup>35</sup> Das Folgende nach IÖG, Archiv, Akten 37. Ausbildungskurs 1929–1931. Für Kopien danke ich Karel Hruza herzlich. Vgl. auch Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 2; Leo Santifaller, Das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Festgabe zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Veröff. des IÖG 11, Wien 1950), S. 147; Alphons Lhotsky, Geschichte des Instituts für österreichische Geschichts-



Oktober beginnenden 37. Institutskurs aufgenommen, nachdem er sich bereits am 18. Oktober an der Universität Wien inskribiert hatte.

Zu seinen Kurskollegen gehörten unter anderem Anton Julius Walter, Wilhelm Böhm, Taras von Borodajkewycz, Gebhard Rath und – wie Heilig aus Deutschland kommend – Johannes (Pater Ursmar OSB) Engelmann, Hans Götting und Ernst Rieger, die später auf ganz unterschiedliche Weise in Wissenschaft, aber auch in Politik Bekanntheit erlangen sollten. Aus dem vorausgehenden 36. Institutskurs von 1927 bis 1929 lernte er überdies noch einen südbadischen Landsmann kennen, den aus Konstanz gebürtigen Paul Zinsmaier, der im Jahr 1930 bei Hirsch über „Die Urkunden Konrads IV.“ promovierte.<sup>36</sup> Zu Hirschs Doktoranden gehörte in etwa derselben Zeit noch ein anderer aus Heiligs weiterer Heimat, nämlich aus Säckingen, stammender junger Historiker, Fridolin Jehle.<sup>37</sup>

Am Wiener Institut nahm Heilig an Lehrveranstaltungen von Hirsch, Dopsch, Otto Brunner, Lothar Groß und Ernst Klebel teil; an der Wiener Universität hörte er darüber hinaus bei Hans Gerstinger (Klassische Philologie, Paläografie und Papyruskunde), Max Jelinek (Deutsche Sprache und Literatur), Alfred Kappelmacher (Klassische Philologie) und Karl Maria Swoboda (Kunstgeschichte).<sup>38</sup> Nach diesen Studien, die die in Freiburg absolvierten noch um einiges erweiterten, konnte er sich am 14. November 1931 unter Vorlage der schriftlichen Hausarbeit mit dem Titel „Leopold von Wien, der Verfasser der Österreichischen Chronik von den 95 Herrschaften“ zur Institutsprüfung anmelden.<sup>39</sup> Auf diesen Autor, der als Augustiner-Eremit an der 1384 errichteten Theologischen Fakultät in Wien lehrte, war Heilig bereits anlässlich seiner Stu-

---

forschung 1854–1954 (MIÖG Erg.-Bd. 17, Graz/Köln 1954), S. 377; Manfred Stoy, Das Österreichische Institut für Geschichtsforschung 1929–1945 (MIÖG Erg.-Bd. 50, 2007), S. 316–322 über den 37. Kurs, S. 320 über das außerordentliche Mitglied Nr. 426 Heilig.

<sup>36</sup> Santifaller, Institut (wie Anm. 35), S. 146; Lhotsky, Geschichte des Instituts (wie Anm. 35), S. 375; Stoy, Institut (wie Anm. 35), S. 50f.; Heinrich Appelt, Paul Zinsmaier †, in: MIÖG 94 (1986), S. 554/555; Meinrad Schaab, Paul Zinsmaier, in: ZGO 135 (1987), S. 438–444.

<sup>37</sup> Fridolin Jehle promovierte 1931 bei Hirsch mit einer Dissertation über „Die Entwicklung der rechtlichen Beziehungen zwischen Stift und Stadt Säckingen“ (Druck: Säckingen 1933). Über Jehle vgl. Adelheid Enderle-Jehle, Dr. Fridolin Jehle. Leben und Werk, in: Frühe Kultur in Säckingen, hg. v. Walter Berschin (Sigmaringen 1991), S. 185–188.

<sup>38</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 2.

<sup>39</sup> Siehe den Druck: Konrad Josef Heilig, Leopold Steinreuter von Wien, der Verfasser der sogenannten Österreichischen Chronik von den 95 Herrschaften. Ein Beitrag zur österreichischen Historiographie, in: MIÖG 47 (1933), S. 225–289.

dien über Heinrich von Langenstein aufmerksam geworden, den er in diesem Zusammenhang ausdrücklich als den „größten Gelehrten der habsburgischen Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens“ bezeichnete.<sup>40</sup> Inzwischen hat die Forschung zwar erwiesen, dass die Identifizierung des Verfassers der Chronik mit dem herzoglichen Hofkaplan Leopold Steinreuter nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, dass vielmehr „die von Heilig auf eine einzige Person bezogenen Quellenstellen drei oder doch zwei verschiedenen Personen zuzuweisen“ sind.<sup>41</sup> Indessen ändert das nichts an der Bedeutung der grundsätzlichen Ausführungen des „von altphilologischen, theologischen und historischen Studien ausgegangenen Konrad Josef Heilig“<sup>42</sup> zu „diese[m] umfangreichste[n] österreichischen Geschichtswerk der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts“.<sup>43</sup>

Noch vor dem Ende seiner Ausbildung am Wiener Institut und noch vor der Aushändigung des Freiburger Doktordiploms unternahm Heilig um die Jahreswende 1930/31 den Versuch einer Bewerbung um den Hilfswissenschaftlichen Lehrstuhl an der (katholischen) Universität in Freiburg im Üechtland.<sup>44</sup> Dieser Lehrstuhl war durch den Tod von Franz Steffens (1853–1930) vakant geworden.<sup>45</sup> Obwohl Heilig den inzwischen in Fribourg lehrenden Professor der Germanistik, den Österreicher Richard Newald, den er vielleicht noch aus dessen Zeit als Privatdozent an der Universität Freiburg im Breisgau (1926–1930) gekannt haben mochte<sup>46</sup>, und dazu noch seinen Erzinger Landsmann, den im Exil auf der Insel Werd im Untersee lebenden einstigen Erzbischof von

<sup>40</sup> Heilig, Leopold (wie Anm. 39), S. 229; vgl. Kreuzer, Langenstein (wie Anm. 33), S. 102, Anm. 398.

<sup>41</sup> Vgl. Paul Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Universität Wien 11, Wien 1999), S. 338–341, und bereits ders., Die Quellen des Spätmittelalters, in: Die Quellen der Geschichte Österreichs, hg. v. Erich Zöllner (Wien 1982), S. 50–113, hier S. 102f.

<sup>42</sup> Vgl. Alphons Lhotsky, Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs (MIÖG Erg.-Bd. 19, 1963), S. 312–314, hier S. 314; ders., Geschichte (wie Anm. 35), S. 377, spricht von einer „aufsehenerregenden Studie“.

<sup>43</sup> Paul Uiblein in: VL 5 (Berlin/New York 1985) Sp. 716–723, insbes. Sp. 717 und 720, vgl. auch Winfried Stelzer, Landesbewußtsein in den habsburgischen Landen östlich des Arlberg bis zum frühen 15. Jahrhundert, in: Spätmittelalterliches Landesbewußtsein in Deutschland, hg. v. Matthias Werner (VuF 61, Ostfildern 2005), S. 157–222, hier S. 218f. mit Anm. 211 und Nachträge S. 221.

<sup>44</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 14/15 und 2 Abschnitt H 2.

<sup>45</sup> Über ihn Pascal Ladner in: Histoire de l' Université de Fribourg Suisse / Geschichte der Universität Freiburg Schweiz, hg. v. Roland Ruffieux (Fribourg 1991), S. 689f.

<sup>46</sup> Zu ihm siehe Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 24), S. 975.

Bukarest, Raymund Netzhammer, als Fürsprecher eingeschaltet hatte<sup>47</sup>, und obgleich auch der Ordinarius für mittelalterliche Geschichte, Gustav Schnürer, sich für ihn eingesetzt hatte<sup>48</sup>, machte im schweizerischen Freiburg doch der Kölner Privatdozent Hans Foerster das Rennen.<sup>49</sup> Die Bewerbung Heiligs legt indessen Zeugnis ab von seiner Selbsteinschätzung. Dass sie nicht unberechtigt war, erwies sich auch daran, dass er – zwischen 1930 und 1933 mit dem „Graf Klebelsberg-Kuno-Institut für ungarische Geschichtsforschung“ verbunden<sup>50</sup> – seit 1931 auch Arbeiten zur ungarischen Geistesgeschichte des Spätmittelalters publizierte mit der Folge, dass es angesichts dieser seiner Arbeiten um 1933 Bestrebungen gab, ihn für das Fach Mittellatein an die Universität Budapest zu holen<sup>51</sup>, nachdem er schon 1932 an „seinem“ ÖIG mit der Abhaltung eines Kurses für Mittellatein beauftragt worden war.<sup>52</sup>

Zunächst aber hatte er erst einmal seine Abschlussprüfung am Institut abzulegen. Er bestand sie am 17. Dezember 1931 als zweiter von insgesamt 14 Kandidaten „mit vorzüglichem Erfolge“.<sup>53</sup> Die Prüfungskommission, der er sich gegenübergestellt sah, setzte sich zusammen aus den Herren Hirsch, Redlich, Dopsch, von Schlosser, Groß, Brunner, Ignaz Zibermayr und August von Loehr. Brunner war es auch, der das Gutachten zu Heiligs Hausarbeit über „Leopold von Wien“ verfasste. Sein Gesamturteil lautete so: „*Die Arbeit, die über das erzielte Ergebnis hinaus unsere Kenntnis der österreichischen Geistesgeschichte des späteren 14. Jahrhunderts erheblich fördert und in methodisch einwandfreier Weise verschiedene Quellenarten heranzieht, ist vorzüglich.*“

Im Gegensatz zu seinen südbadischen Landsleuten Paul Zinsmaier und Fridolin Jehle, die beide bei Hirsch promoviert hatten<sup>54</sup>, kehrte Heilig, der im Gegensatz zu ihnen seine Dissertation über ein Thema aus der mittelalterlichen Geschichte seines Gastlandes verfasst hatte, nicht in seine Heimat zurück. Möglicherweise fühlte er sich durch seine „österreichischen Arbeiten“ schon zu sehr mit diesem Land verbunden, als dass

<sup>47</sup> Über ihn Hubert Matt-Willmatt, Netzhammer, Raymund, in: Badische Biographien 3 (Stuttgart 1990), S. 194/195. Netzhammer wurde 1931 Ehrenbürger von Erzingen.

<sup>48</sup> Über ihn Carl Pfaff in: Ruffieux, Histoire (wie Anm. 45), S. 686–688.

<sup>49</sup> Über ihn Pascal Ladner in: Ruffieux, Histoire (wie Anm. 45), S. 690f.

<sup>50</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 25/26 und S. 50–72.

<sup>51</sup> Ebd. 1, S. 16, Anm. 2.

<sup>52</sup> Ebd. 1, S. 15.

<sup>53</sup> Das Folgende nach IÖG, Archiv, Akten 37. Ausbildungskurs 1929–1931.

<sup>54</sup> Vgl. oben S. 217.

er an eine Rückkehr nach Deutschland zu denken vermochte. Dies erst recht nicht angesichts dessen, dass er am 25. März 1932 für ein Honorar von monatlich 300 Schilling von der von Redlich präsierten „Kommission für die mittelalterlichen Bibliothekskataloge Österreichs“ zunächst mit der *„Revision und Ergänzung der seinerzeit von [...] Theodor Gottlob gesammelten Materialien für die Länder des heutigen Österreich außer Wien und Niederösterreich“* bzw. *„mit der Bearbeitung eines dritten Bandes“* betraut wurde.<sup>55</sup> Bis zu seinem „Wegzug“ aus Wien im Frühjahr 1938 bot dieser Arbeitsauftrag die finanzielle Grundlage für Heilig und seine wachsende Familie. Er hatte 1932 geheiratet und bis zu seinem Weggang aus Österreich drei kleine Kinder zu versorgen.

Die Arbeiten an der Edition der Bibliothekskataloge brachte es mit sich, dass Heilig eine Vielzahl von Handschriftenbibliotheken aufzusuchen hatte. Neben Graz, Klagenfurt, Innsbruck, Salzburg, Linz, München und mehreren Klosterbibliotheken wie Mondsee und Admont arbeitete er unter anderem auch in Trient und Venedig, so wie er wenige Jahre zuvor auch schon für seine Dissertation in den Bibliotheken und Archiven von Arnheim, Freiburg i. Br., Heidelberg, Karlsruhe, Köln und Mainz<sup>56</sup> und für seinen „Leopold Steinreuter“ in der Erfurter Amploniana, in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, in der Kölner Stadtbibliothek, in der Universitätsbibliothek Basel und in der Pariser Nationalbibliothek gearbeitet hatte.<sup>57</sup> Bereits im Jahresbericht für 1934 steht zu lesen: *„Der Bearbeiter hofft bis Ende des Jahres 1934 den 3. Band des Katalogs druckfertig herstellen zu können.“*<sup>58</sup> Für 1936 heißt es sodann, dass Heilig *„durch länger dauernde Entfernung von Wien am Abschluss der schon weit vorgeschrittenen Arbeiten für den 3. Band etwas gehemmt gewesen sei“*<sup>59</sup>, und für 1937: *„Da der Bearbeiter Dr. Heilig seit Herbst 1936 wieder dauernd in Wien ist, konnten die Arbeiten [...] reger gefördert werden und gehen ihrem Abschluß entgegen.“*<sup>60</sup>

Für 1938 erschien ein Jahresbericht bemerkenswerterweise nicht.<sup>61</sup> In demjenigen für 1939 ließ Redlich wissen: *„Die von dem Bearbeiter*

<sup>55</sup> Vgl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Almanach für das Jahr 1932. 82. Jg. (1932), S. 191f. Vgl. EAF, B 2–8–43, Schreiben vom 3. April 1940. Siehe auch Anm. 34.

<sup>56</sup> Vgl. RQ 40 (1932), S. 108.

<sup>57</sup> Heilig, Leopold (wie Anm. 39), S. 232 Anm. 13 und S. 233 Anm. 16.

<sup>58</sup> Almanach (wie Anm. 55) 84 (1935), S. 271.

<sup>59</sup> Ebd. 86 (1936), S. 274.

<sup>60</sup> Ebd. 87 (1937), S. 275.

<sup>61</sup> Ebd. 88 (1939), S. 87.

*Dr. Heilig früher weit geförderten Arbeiten für den 3. Band mußten wegen Verhinderung des Bearbeiters seit längerer Zeit unterbrochen werden.*<sup>62</sup> Und in seinem Bericht für 1940 klang es nicht viel anders: *„Die Arbeiten konnten infolge Behinderung des Bearbeiters nur wenig gefördert werden.*<sup>63</sup> Worin diese „Verhinderung“ bzw. „Behinderung“ bestand, wird nicht ausgeführt. Redlich hätte sonst bekennen müssen, dass der Bearbeiter im Frühjahr 1938 Wien und Österreich mehr oder weniger fluchtartig verlassen hatte und in seine südwestdeutsche Heimat zurückgekehrt war. Als dann endlich im Jahr 1961 der von Gerlinde Möser-Mersky bearbeitete „III. Band Steiermark“ der „Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Österreichs“ erscheinen konnte, wusste Richard Meister als Obmann der dafür zuständigen Akademiekommission in seinem Vorwort nur dies zu sagen: *„Über die Schicksale des nicht gerade von Glück begünstigten Unternehmens wurde in den Vorbemerkungen zu den beiden ersten Bänden gehandelt. Aber auch in der Folge machte die Arbeit nur sehr langsam Fortschritte. Der Freiburger Diözesanarchivar Konrad Josef Heilig, ein ausgezeichnete Handschriftenkenner, dem die weitere Bearbeitung anvertraut war, kehrte aus dem zweiten Weltkrieg nicht mehr zurück; was er zum Manuskript Gottlobs beigezeichnet haben mag, ist verschollen.*<sup>64</sup>

Im März und April 1933, d. h. bald nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ in Deutschland, hatte Heilig die badische Heimat anlässlich einer im Auftrag der Wiener Akademie unternommenen Bibliotheksreise während etwas mehr als vier Wochen wiedergesehen. Mit dem Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek Josef Rest – auch er, nebenbei bemerkt, ein einer freilich früheren Generation angehörender Schüler Finkes – hatte er noch von Wien aus vereinbart, während dieses Aufenthaltes vom 8. März bis zum 13. April 1933 gegen Honorar *„den gesamten lateinischen und deutschen Handschriftenbestand der Freiburger Universitätsbibliothek [...] zu verzeichnen*“.<sup>65</sup> In seinem aus dem nahen Müllheim, dem Wohnort seiner Mutter, datierten Abschlussbericht an Rest vom 13. April 1933 musste er freilich bekennen, *„daß in solcher Zeit das Material unmöglich zu bewältigen sei; Unterzeichneter*

<sup>62</sup> Ebd. 89 (1940), S. 246.

<sup>63</sup> Ebd. 90 (1941), S. 232.

<sup>64</sup> Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs 3: Steiermark, bearb. v. Gerlinde Möser-Mersky (Graz/Wien/Köln 1961), S. VII.

<sup>65</sup> Das Folgende nach UAF, Bibliotheksakte B 6/585.

konnte nur 120 neue Handschriften beschreiben“. Er verpflichtete sich aber, „in späterer Zeit, etwa in den Oster- und Großen Ferien 1934 die Arbeit zuende zu führen und in Wien [...] an der Erweiterung der Kataloge zu arbeiten“. Dazu kam es freilich nicht mehr. Aber als Wilfried Hagenmaier 1974 den gedruckten Katalog über „Die Lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. Hs. 1–230“ herausbrachte, konnte er auch auf die Karteikarten zurückgreifen, die 1933 „durch den Historiker und Publizisten Konrad Josef Heilig“ für insgesamt 120 Codices angelegt worden waren.<sup>66</sup>

Die Katalogisierung der Freiburger Handschriften führte Heilig nachträglich zu einer vor allem für die Germanistik folgenreichen Entdeckung. Aus Wien konnte er an Direktor Rest in Freiburg am 15. Oktober 1933 Folgendes berichten: „Heute habe ich nicht umsonst mal wieder mich hinter die Handschriften Ihrer Bibliothek gemacht und den Haupttreffer aus ihnen gewonnen. Unter den zahlreichen Stücken des Cod. 163 habe ich heute den lateinischen Widmungsbrief des Dichters des Ackermanns aus Böhmen gefunden, worin sich der Verfasser selbst nennt als Johannes de Tepla, wie Bernt, Bartos und Beer gegen Burdach geschlossen haben. Also wieder einmal habe ich, etwas Rares gefunden aus der Bibliothek, wo man so was nicht finden sollte.“ Noch in demselben Jahrgang der MÖIG 47 von 1933, in dem er bereits seine Institutshausarbeit über „Leopold Steinreuter“ veröffentlicht hatte, machte er seine Entdeckung bekannt<sup>67</sup>: Mit berechtigtem Stolz ließ er die gelehrte Welt wissen, dass er in Codex 163 der Universitätsbibliothek Freiburg, den er sich nach Wien ans ÖIG habe senden lassen, die „bisher für verloren gehaltene Widmung des Werkes in lateinischer Sprache“ gefunden habe: „sie nennt den Autor, [...] es ist Johannes de Tepla“. <sup>68</sup> „Durch diese Widmung ist also die Frage nach der Person des Ackermannsdichters endgültig entschieden.“<sup>69</sup> Ja, Heilig behielt sich sogleich „eine auf Grund der vier Saazer Formelbücher anzufertigende Ausgabe aller Briefe aus der Werkstatt des Ackermanns vor [...]“; auch die nachfolgende Rhetorik wird von uns ediert werden, die Vorarbeiten,

<sup>66</sup> Wilfried Hagenmaier, Die Lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. (Hs. 1–230), (Wiesbaden 1974), S. XIII.

<sup>67</sup> Konrad Josef Heilig, Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen, in: MÖIG 47 (1933), S. 414–426.

<sup>68</sup> Ebd., S. 417f.

<sup>69</sup> Ebd., S. 426.

*Abschrift der Texte und Versuch einer Ausbesserung der Fehler sind bereits gemacht*“.<sup>70</sup>

Seit diesem Fund Heiligs gilt Johannes von Tepl (Teplá, ca. 1350–ca. 1415) unbestritten als Verfasser des Prosastreitgesprächs „Der Ackermann aus Böhmen“.<sup>71</sup> Heiligs einstiger Freiburger Lehrer Finke war von dessen Fund so sehr beeindruckt, dass er ihm am 23. Januar 1934 schrieb: „*Sie sind ja ein erstaunlicher Entdecker. Vor Ihnen muß der Finke die Segel streichen.*“<sup>72</sup> Wie sehr Heilig seinem einstigen Doktorvater in Dankbarkeit verbunden blieb, zeigt sich daran, dass er sich [„*Dr. Konrad Josef Heilig, Wien*“] in die Tabula Gratulatoria der Finke zu dessen 80. Geburtstag am 13. Juni 1935 von seinen Schülern gewidmeten Festgabe eintragen ließ. Dort ist unter den 1929 von Finke approbierten Dissertationen auch diejenige Heiligs aufgeführt.<sup>73</sup>

#### IV.

Seit dem Frühjahr 1934 trat neben den kritischen Historiker und Mittellateiner Heilig der politische Publizist, der in Wort und Schrift vehement für den von Engelbert Dollfuß begründeten „christlichen Ständestaat“ kämpfte.<sup>74</sup> Welche Gedanken ihn dabei leiteten, mag seine folgende Aussage vom Juni 1934 zeigen: „*Der Kampf gegen die rote Bolschewisierung sowohl wie gegen den Nationalsozialismus ist nichts anderes denn ein Kampf für Christus.*“<sup>75</sup>

Am 15. April 1934 veröffentlichte er unter dem Pseudonym Dr. Franz Giehl in der 1933 von deutschen Emigranten begründeten österrei-

<sup>70</sup> Ebd., S. 418.

<sup>71</sup> Vgl. Gerhard Hahn, Johannes von Tepl, in: VL 4 (Berlin/New York 1983) Sp. 763–774.

<sup>72</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2 Abschnitt H 2.

<sup>73</sup> Vgl. Heinrich Finke 1855–1935 (Freiburg 1935), S. 2 und S. 16.

<sup>74</sup> Zum „Ständestaat“ vgl. Ulrich Kluge, Der österreichische Ständestaat 1934–1938. Entstehung und Scheitern (München 1984); zur „Schaffung eines neuen, staatstragenden österreichischen Identitätsprofils“ bzw. einer „neuen Österreich-Ideologie“ im Ständestaat vgl. Gottfried-Karl Kindermann, Österreich gegen Hitler. Europas erste Abwehrfront (München 2003), Kap III, S. 60–101, hier S. 64 und S. 87 mit dem Hinweis, „*daß deutsche Emigranten vom Range eines Dietrich von Hildebrand und Klaus Dohrn maßgeblich in die ideologische Arbeit des Ständestaates eingebunden waren*“. Vgl. auch Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 137–146 über die von Heilig bedienten Presseorgane, S. 180–183 über seine öffentlichen Vorträge und S. 149–179 sowie S. 224 über Heiligs politische Ansichten.

<sup>75</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, S. 20, Nr. 8: „Gedanken zu einer österreichischen Geschichtsauffassung in katholischem Lichte.“



chischen Wochenschrift „Der christliche Ständestaat“ (CS) einen ersten, für ein unabhängiges Österreich eintretenden Artikel mit dem Titel „Hat der österreichische Mensch einen historischen Existenzgrund?“.<sup>76</sup> Von dieser Wochenschrift ist gesagt worden, dass sich in ihr „die entschiedensten Gegner des Nationalsozialismus und jeden Kompromisses mit ‚gesamtdutschen‘ Tendenzen sammelten. Hier waren vor allem Männer führend, die vor Hitler nach Österreich geflohen waren, außer [Dietrich von] Hildebrand selbst Klaus Dohrn, Eugen Kogon, der Historiker Konrad Josef Heilig“<sup>77</sup>, wobei anzufügen wäre, dass Heilig – im Gegensatz zu den anderen Genannten – nicht aus Deutschland emigriert war. Zur Mitarbeit war er vermutlich durch seinen einstigen Instituts-Kurskollegen Wilhelm Böhm gewonnen worden, der ebenfalls seit 1934 im CS veröffentlichte, ja 1936 in dessen Redaktion eintrat.<sup>78</sup> Diesem seinem ersten Artikel im CS ließ Heilig am 6. Mai einen solchen über „Die Zeichen des christlich-deutschen Österreichs“ und am 22. Juli einen weiteren „Zur Frage einer österreichischen Geschichtsauffassung“ folgen.

Mit diesen Beiträgen zur Zeitschrift CS, aber auch zur „Reichspost“ oder zu den „Wiener politischen Blättern“ nahm er eine eindeutige Position für ein selbstständiges Österreich ein. Aufsätze mit den Titeln „Um das wahre Deutschtum“<sup>79</sup> oder „Einheit und Verschiedenheit im Deutschtum“<sup>80</sup> oder „Gesamtdesche oder christlich-österreichische Geschichtsauffassung im christlichen und deutschen Österreich? Eine geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung“<sup>81</sup> wiesen ihn, den deutschen Staatsangehörigen, als kompromisslosen Kämpfer für Österreichs Unabhängigkeit gegenüber dem nationalsozialistisch gewordenen Deutschland aus. Die ersten Auswirkungen des Nationalsozialismus

<sup>76</sup> Rudolf Ebneht, Die österreichische Wochenschrift „Der christliche Ständestaat“. Deutsche Emigration in Österreich 1933–1938 (Mainz 1976), über Heiligs Mitarbeit grundsätzlich S. 50f. und zu seinen Beiträgen zur Frage einer „österreichischen Geschichtsauffassung“ ebd., S. 174–179; vgl. auch Martin Kugler, Die frühe Diagnose des Nationalsozialismus (Europäische Hochschulschriften III 670, Frankfurt/M. u. a. 1995) Kap. III „Dietrich von Hildebrand und sein Kreis“, hier S. 123–129 über „Die Gründung der Wochenzeitung ‚Der Christliche Ständestaat‘“. Über Heiligs Mitarbeit vgl. Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 143–145.

<sup>77</sup> Adam Wandruszka, Österreichs politische Struktur, in: Geschichte der Republik Österreich, hg. v. Heinrich Benedikt (München 1977), S. 289–485, hier S. 346–348.

<sup>78</sup> Ebneht, Wochenschrift (wie Anm. 76), S. 45.

<sup>79</sup> CS vom 2. Juni 1935.

<sup>80</sup> CS vom 9. August 1936.

<sup>81</sup> CS vom 23. August 1936.



hatte er bereits während seines Freiburger Aufenthalts im Frühjahr 1933 mit eigenen Augen wahrnehmen können. In dem letztgenannten Aufsatz sprach er auch die Gründe an, die ihn zu seinem Eintreten für Österreich geführt hatten: Er wies als „*persönliche Bemerkung gegenüber gewissen Einwänden*“ darauf hin, „*daß es dem Schreiber dieser Zeilen gestattet*“ sei, zu bemerken, daß er „*im urhabsburgischen und später schwarzenbergischen Klettgau geboren [sei], dessen Geburtsort im berühmten Habsburger Urbar um 1300 verschiedentlich vorkommt*<sup>82</sup>, *von dessen Ahnen einige sanktblasianische, also vorderösterreichische Dorfvögte waren und im Kampf um die vorderösterreichische Feste Breisach gefallen sind, der in dem seit 1548 vorderösterreichischen Konstanz seine Gymnasialjahre und in dem seit 1368 vorderösterreichischen Freiburg i. Br., an der zweiten österreichischen Universität, und in Wien seine Universitätsjahre verbrachte*“.<sup>83</sup> Diese auf seine habsburgisch-vorderösterreichische Herkunft abhebende Aussage ist nicht nur im Blick auf Heiligs Motivation für sein Bekenntnis zu einem eigenständigen Österreich von Interesse; nicht weniger bemerkenswert sind seine landesgeschichtlichen Kenntnisse, die ihn allerdings nicht zu Studien über die mittelalterliche Geschichte seiner heimatlichen Landschaft am Hochrhein veranlasst haben. Der in diesem „Bekenntnis“ enthaltene Hinweis auf seine familiäre Verankerung im „Land zwischen Schwarzwald und Randen“<sup>84</sup> beruhte auf seinen eigenen genealogischen Forschungen zur Herkunft seiner Familie. Die Ergebnisse seiner bis ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Nachforschungen hatte er 1933 in Wien aus Anlass der Geburt seines ersten Kindes in Form von Ahnen- bzw. Stammtafeln niedergelegt.<sup>85</sup>

Angesichts dieser seiner historisch begründeten persönlichen Affinität zum Hause Habsburg und zu Österreich sah sich Heilig geradezu „*zum Aufbau einer österreichischen Geschichtsauffassung*“ gezwungen, die auf der „*wissenschaftliche[n] Erkenntnis der Existenz einer österrei-*

<sup>82</sup> Das Habsburgische Urbar 1, hg. v. Rudolf Maag (Quellen zur Schweizer Geschichte XIV, Basel 1894) 87. Das „Amt Krenkingen“, zu dem das Habsburger Urbar Erzingen zählt, war vermutlich erst von König Rudolf von Habsburg angekauft worden.

<sup>83</sup> CS vom 23. August 1936 „Gesamtdeutsche oder christlich-österreichische Geschichtsauffassung im christlichen und deutschen Österreich“. Vgl. Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 17.

<sup>84</sup> Zu diesem Landschaftsbegriff vgl. Helmut Maurer, Das Land zwischen Schwarzwald und Randen im frühen und hohen Mittelalter (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 16, Freiburg i. Br. 1965), S. 17f.

<sup>85</sup> Bei Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2 Abschnitt H 1.

chischen politischen Gemeinschaft von bald 1000 Jahren und ihre[r] besonderen Bedeutung im Rahmen der abendländischen Christenheit in Vergangenheit und Gegenwart“ beruhe. Er wolle „diese österreichische Geschichtsbetrachtung einbauen in die große ewige, katholische Idee“. Die „katholische Einheit“ sei „die vollkommenste“, „vollkommener als jede andere, auch nationale, auch deutsche Einheit“. Eine „starre Bindung an Blut, Boden, Rasse, Volk“ könne nicht infrage kommen.<sup>86</sup> Das war eine eindeutige „Kriegserklärung“ gegen die Ideen des Nationalsozialismus. Die hier von Heilig vertretene „österreichische Geschichtsauffassung“ wandte sich aber auch dezidiert gegen eine „gesamtdutsche Geschichtsbetrachtung“, wie sie etwa Heinrich von Srbik vertrat.<sup>87</sup> Srbik hatte am 9. April 1934 an seinen Berner Kollegen Werner Näf geschrieben: „Ich kenne nur eine gesamtdutsche, nicht eine separatistische deutsche Kultur, bin vielleicht mehr Österreicher als die patentierten Wortführer es sind, aber ich bin auch Deutscher durch und durch.“<sup>88</sup> Und am 16. März 1936 schrieb er an seinen Freiburger Kollegen Gerhard Ritter: „Wir beide [...] sind uns der Dienstpflicht gegenüber unserem Volk bewußt. Diese Pflicht besteht für mich in Österreich nicht zuletzt darin, dem Separatismus und der Isolierung eines österreichischen Geschichtsbewußtseins entgegenzutreten.“<sup>89</sup>

Einen ersten Höhepunkt von Heiligs gegen ebendiese Sicht gerichteten politisch-publizistischen Kampf für ein eigenständiges Österreich hatte schon im Jahr 1934 die Veröffentlichung der als selbstständige Broschüre erscheinenden Arbeit über „Österreichs neues Symbol. Geschichte und Bedeutung des Kruckenkreuzes“ bedeutet, sie erlebte 1936 noch eine weitere Auflage.<sup>90</sup> Das als Symbol der 1933 gegründeten Vaterländischen Front entworfene „Krukenkreuz“ war offiziell auch zum

<sup>86</sup> CS vom 23. August 1936; Text bei Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 17/18; zum folgenden ebd., S. 149–169.

<sup>87</sup> Vgl. zum Folgenden grundsätzlich Ebneith, Wochenschrift (wie Anm. 76), S. 176–179; Anton Staudinger, Zur „Österreich“-Ideologie des Ständestaates, in: Das Juliabkommen von 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen. Protokoll des Symposiums in Wien am 10. und 11. Juni 1976 (Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938 4, München 1977), S. 198–240.

<sup>88</sup> Vgl. Heinrich von Srbik. Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers, hg. v. Jürgen Kämmerer (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 55, Boppard 1988) Brief Nr. 239, S. 398: zur politischen Lage in Österreich.

<sup>89</sup> Ebd. Brief Nr. 274, S. 440.

<sup>90</sup> Dazu auch Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 172–179.

Symbol des autoritären österreichischen Ständestaates erhoben worden.<sup>91</sup> Im „Vorwort“ seiner Untersuchung über die Geschichte des „Kruckenkreuzes“ schildert der Verfasser seine Absicht so: *„Zwei Zeichen sind heute Symbole der beiden deutschen Staaten, ja zweier gegensätzlicher Weltanschauungen im deutschen Volke geworden, Kruckenkreuz und Hakenkreuz. Diese ‚nordische Sonnenrunne‘, die heute über dem Dritten Reiche weht, gilt in weiten Kreisen [...] als Symbol der nordischen, vorzeitlichen und heidnischen Rasse, von der angeblich alle Kultur der ganzen Welt abstammt [...] Als es seine Herrschaft auch über Österreich auszudehnen drohte, setzte dieses ihm ein anderes, am Kreuze Christi geadeltes Zeichen entgegen, das Kruckenkreuz, das im christlichen Mittelalter höchste Ideale des Abendlandes und des Rittertums verkörperte.“*

Angesichts dieser pro-österreichischen „Kampfschrift“ verwundert es nicht, dass die „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ (die heutige „Deutsche Forschungsgemeinschaft“), die im Rahmen der „Deutsch-österreichischen Wissenschaftshilfe“ auch an die beiden in Österreich lebenden jungen Historiker bzw. Rechtshistoriker Konrad Josef Heilig und Hans Lentze Stipendien verliehen hatte, im selben Jahr 1934 beiden eine weitere Unterstützung versagte. Hirsch, seit dem 1. Oktober 1929 als Nachfolger Redlichs wirkender Vorstand des ÖIG<sup>92</sup>, der den ebenfalls 1929 als außerordentliches Mitglied in das Institut eingetretenen und 1931 von ihm mitgeprüften Heilig aufs beste kannte, setzte sich, nachdem *„die Angaben, die zur Maßregelung der beiden Herren geführt haben“*, offenbar aus dem Kreis von Mitgliedern des Instituts stammten, bei Friedrich Schmidt-Ott, dem Präsidenten der „Notgemeinschaft“, mit Schreiben vom 16. Mai 1934 für Heilig ein: *„Der Fall des Dr. Heilig aber geht mir persönlich nahe, da es sich hier um einen ausserordentlich wertvollen jungen Gelehrten handelt, der bereits grosse*

<sup>91</sup> Zur Bedeutung des Kruckenkreuzes vgl. Christian Böhm-Ermolli, Politische Symbole im Austrofaschismus und Nationalsozialismus. 1934/1938/1945, in: Österreichs politische Symbole, hg. v. Norbert Leser/Manfred Wagner (Wien/Köln/Weimar 1994), S. 65–80, hier S. 75; Hanisch, Politische Symbole (wie Anm. 5), S. 421–430, hier S. 427; ders., Der politische Katholizismus, in: Austrofaschismus, hg. v. Emmerich Talos, Wolfgang Neugebauer (†1988), S. 53–73, hier S. 61; Peter Diem; Die Symbole Österreichs (Wien 1995), S. 273–276: „Das defensive Kruckenkreuz.“

<sup>92</sup> Vgl. Andreas H. Zajic, Hans Hirsch (1878–1940). Historiker und Wissenschaftsorganisator zwischen Urkunden- und Volkstumsforschung, in: Österreichische Historiker (wie Anm. 7), S. 307–417, hier S. 331.

*Erfolge errungen hat. Eben jetzt im letzten Heft unserer Mitteilungen ist wieder ein kurzer Aufsatz von ihm erschienen, der ihn weit über das deutsche Kulturgebiet hinaus bekannt machen wird, da ihm die endgültige Feststellung des Verfassers der berühmten frühhumanistischen Dichtung ‚Der Ackermann aus Böhmen‘ geglückt ist. In Heilig erwächst der deutschen Wissenschaft ein vollwertiger Vertreter der mittellateinischen Philologie, die nach den ersten Erfolgen unter Traube, Winterfeld, Streckler und W. Meyer (Göttingen) nun gänzlich ohne Fortsetzer dazustehen scheint.“<sup>93</sup> An Finke schrieb Hirsch zwei Tage später über dessen einstigen Freiburger Doktoranden Heilig nicht weniger lobend: „Seine wissenschaftliche Entwicklung verläuft ja wirklich den Erwartungen gemäß, die Sie von allem Anfang im Bezug auf seine Leistungsfähigkeit hegen durften. Für uns hier ist er wertvoll durch seine Arbeiten zur spätmittelalterlichen österreichischen Geschichte. Die Entdeckung in der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, durch die die Verfasserfrage für die frühhumanistische Dichtung ‚Der Ackermann aus Böhmen‘ endgültig geklärt wird, dürfte seinen Namen über das deutsche Kulturgebiet hinaus schon jetzt bekannt machen. Leider ist es im Zusammenhang mit den politischen Wirren dazu gekommen, daß ihm vor etwa zwei Wochen das Stipendium der Deutsch-Oesterreichischen Wissenschaftshilfe eingestellt wurde.“<sup>94</sup>*

Beide Schreiben lassen zum einen erkennen, wie sehr die politischen Ereignisse des Frühjahrs 1934 auch die Wiener Historiker berührt hatten, und zum andern, dass ein politisch auf der Gegenseite, der gesamtdeutschen nämlich, stehender Gelehrter wie Hirsch sich so objektiv für den die Österreich-Idee propagierenden Heilig einsetzte. Dies gilt auch im Blick auf Hirschs Fürsprache für den jungen, aus Schlesien stammenden deutschen Rechtshistoriker Hans Lentze, der 1933 zur Unterstützung Hans von Voltelinis bei dessen Ausgabe des Schwabenspiegels nach Wien gekommen war. Von ihm heißt es in einem Nachruf, dass er nach seinem 1934 erfolgten Übertritt zur katholischen Kirche „die Grundlagen für eine lebenslange, existentielle Verbindung mit Österreich, das dem Schlesier nachmals zur Heimat werden sollte“, gelegt habe.<sup>95</sup> Wenn man „Schlesien“ durch „Baden“ ersetzen würde, könnte

<sup>93</sup> Brief in IÖG, Archiv, NL Hans Hirsch; die Kenntnis seines Textes habe ich Karel Hruza zu verdanken. Vgl. auch Stoy, Institut (wie Anm. 35), S. 102.

<sup>94</sup> IÖG, Archiv, NL Hans Hirsch.

<sup>95</sup> Werner Ogris, Hans Lentze †, in: ZRG GA 88 (1971), S. 508–517, hier S. 509.

diese Aussage ebenso auch für den gleichfalls wie Lentze im nationalsozialistischen Deutschland missliebig gewordenen und als nicht mehr förderungswürdig betrachteten Heilig Gültigkeit beanspruchen.

Hirsch konnte vermutlich nicht wissen, dass Heilig in ebendiesem Jahr 1934 ein Werk weitgehend vollendet hatte, das den Titel „Das Werden der österreichischen Idee im Mittelalter“ sowie die Titelnote „Bearbeitet von Dr. Konrad Josef Heilig“ und „Mit einem Exkurs über die Echtheit des Privilegium minus und anderen Anhängen“ tragen sollte.<sup>96</sup> Dieses bis 1526 reichende Werk, zu dem Heilig zweifellos durch seine Arbeiten zur österreichischen Chronistik angeregt worden war, hätte bereits 1935 im „Reinhold-Verlag, Wien“, dann 1936 im „Verlag Gsúr und Co., Wien“ erscheinen und die Widmung tragen sollen: „*Dem Andenken des Erweckers und Blutzengen der österreichischen Idee, Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß, geweiht.*“ Allerdings war Heilig noch bis März 1937 mit Korrekturen befasst. Gedacht war das Buch als Habilitationsschrift. Dass die Arbeit an diesem Werk auch politisch gewünscht war, vermerkte Heilig selbst mit dem Hinweis, dass er etwas Geld bekomme, „*das vom Staatssekretär [Hans] Pernter [1887–1951] mir persönlich für Studien zu einer österreichischen Geschichtsauffassung, die ich in einer im Druck liegenden Habilitationsschrift mit allem Raffinement modernster Historiker entwickeln will, verliehen wurde.*“<sup>97</sup> Schon am 15. August 1935 hatte Pater Virgil Redlich aus Seckau an ihn geschrieben: „... mit Freude hörte ich, daß Sie sich nun habilitieren werden.“<sup>98</sup> Die Habilitation zu betreuen hatte sich der Grazer Neuzeithistoriker Hugo Hantsch bereit erklärt.<sup>99</sup> Das verwundert nicht, denn ähnlich wie Heilig vertrat „*der Antinazi und Anschluß-Gegner Hugo Hantsch*“ eine „*großdeutsche Position alten Stils*“, sah den „*Führungsanspruch allein bei Österreich*“ und sprach sich überdies „*für das ständestaatliche Österreich*“ aus. „*Wie Hantsch so schwärmte auch Konrad Josef Heilig mit deutlich katholisch-imperialem Akzent von Österreich als dem wahren Träger der Reichsidee. Seine historiographische Konstruktion richtete sich gegen die völkisch-imperialistische Reichsidee der Nationalsozialisten. Für Heilig war das entscheidende Beiwort*

<sup>96</sup> Zum Folgenden Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 16, Anm. 2 und S. 127, Anm. 1 sowie vor allem S. 199 mit Anm. 3.

<sup>97</sup> Ebd. 2 Abschnitt H 2 vom 10. Juli 1935.

<sup>98</sup> Ebd. 2 Abschnitt H 2.

<sup>99</sup> Zu ihm s. Johannes Holeschovsky, Hugo Hantsch (1895–1972), in: Österreichische Historiker, hg. von Karel Hruza, Bd. 2, Wien, Köln, Weimar 2012, S. 451–488.

*‚katholisch‘ und nicht mehr ‚deutsch‘; mit der großdeutschen Ideologie hatte aber auch seine Position den Reichsgedanken sowie die Verkündigung einer Führungsaufgabe des deutschsprachigen Österreichs in Mitteleuropa gemein.“<sup>100</sup>*

Hantsch schrieb am 6. März 1936 an Heilig: *„Ich habe immer noch den Wunsch, Sie zu habilitieren“*<sup>101</sup>, eine Absicht, die noch Jahrzehnte später von Fritz Posch bestätigt wurde.<sup>102</sup> Angesichts der prononciert katholisch-österreichischen Geschichtsauffassung ihres Autors bestand aber offenbar weder in Graz, noch gar in Wien die Möglichkeit, dass das Werk als Habilitationsschrift akzeptiert werden würde. Dies umso weniger, als der Gsür-Verlag, in dem 1936 auch die zweite, verbesserte, mit *„Wien, am 800. Todestag St. Leopolds, dem 15. November 1936“* datiertem Vorwort versehene Auflage von Heiligs *„Kruckenkreuz“* erschien, jenem Ernst Karl Winter gehörte, der *„als interessantester legitimistischer österreichischer Publizist der ständestaatlichen Ära“* bezeichnet wurde.<sup>103</sup> Er sah sein zweibändiges Werk über *„Rudolph IV. von Österreich“* bewusst als *„ein staatspolitisches Buch“* an, das mithelfen sollte, *„dem neuen Österreich aus Wissenschaft und Geschichte eine neue staatspolitische Ideologie zu schaffen“*, und zwar ausdrücklich gegen eine Wissenschaftsauffassung, *„die bisher in Österreich sich eigentümlicherweise in ganz offizieller Form als ein Glied der imaginären deutschen Kultureinheit gefühlt hat, die aber nunmehr die Universitas Austriaca werden muß, koste es was immer [...] Dieser Geisteszusammenhang besteht nicht mehr, seit in Deutschland die Wissenschaft zur Magd des Nationalsozialismus, seiner Rassendoktrin und Parteiideologie geworden ist“*.<sup>104</sup>

<sup>100</sup> Gernot Heiss, Im *„Reich der Unbegreiflichkeiten“*. Historiker als Konstrukteure Österreichs, in: ÖZG 7/4 (1996), S. 455–478, hier S. 464–466. Zu Hantschs und Heiligs politischen Ansichten vgl. auch Fritz Fellner, *Geschichtsschreibung und nationale Identität* (Wien/Köln/Weimar 2002), S. 74f., S. 167f., S. 175–177, S. 360–371; vgl. auch Staudinger, *„Österreich“-Ideologie* (wie Anm. 37), S. 204–206.

<sup>101</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2 Abschnitt H 2.

<sup>102</sup> Fritz Posch, in: *Recht und Geschichte*, hg. v. Hermann Baltl/Nikolaus Grass/Hans Constantin Faussner (Sigmaringen 1990), S. 197–219, hier S. 215: *„Hugo Hantsch wollte nur Prof. Konrad Joseph Heilig oder mich habilitieren.“*

<sup>103</sup> Staudinger, *„Österreich“-Ideologie* (wie Anm. 87), S. 226; über den Politiker Winter vgl. Wolfgang Häusler, *Der Beitrag der ÖKP und der Legitimisten zum Selbstverständnis Österreichs vor 1938*, in: *Römische Historische Mitteilungen* 30 (1988), S. 381–411, und die weiterführende Literatur bei Fellner, Corradini, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 3), S. 459.

<sup>104</sup> Ernst Karl Winter, *Rudolph IV. von Österreich 2* (Wiener Soziologische Studien 3, Wien 1936), S. X/XI.

Von Winters enger Zusammenarbeit mit Heilig zeugt auch der im ersten Band seines Werkes „Rudolph IV. von Österreich“ ausgesprochene Dank: *„Für freundliche Mitarbeit an dem vorliegenden Werke danke ich Dr. Konrad Josef Heilig, der in Band II dieses Werkes die ‚Epistola ad consules Viennenses‘ Heinrichs von Langenstein herausgibt.“*<sup>105</sup> Im zweiten Band seines „Rudolph“ dankte Winter Heilig dafür, dass er ihm die Edition der „Epistola“ zur Verfügung gestellt habe. Der Plan, diese Edition in Winters zweitem Band zu veröffentlichen, habe allerdings wegen Raummangels aufgegeben werden müssen. *„Die Edition der ‚Epistola‘ und des ‚Tractatus bipartitus de contractibus‘ soll im nächsten Band der ‚Wiener Soziologischen Studien‘ erfolgen und zwar im Rahmen einer Langensteinbiographie, an der Dr. Heilig seit mehreren Jahren arbeitet.“*<sup>106</sup> Diese von Winter im Vorwort seines zweiten Bandes „im Dezember 1935“ wiedergegebene Absicht Heiligs wurde indessen ebenso wenig verwirklicht, wie die Veröffentlichung von Heiligs großem Werk über „Das Werden der österreichischen Idee im Mittelalter“ in Winters „Gsür-Verlag“.<sup>107</sup> Aufhorchen lässt der dem Titel dieses nie erschienenen Werkes zugefügte Vermerk: *„Mit einem Exkurs über die Echtheit des Privilegium minus.“* Denn aus dem geplanten und ebenfalls nie erschienen Exkurs sollte sehr viel später dann doch viel mehr als eine solche ergänzende Studie werden.<sup>108</sup>

Wie sehr Erforschung und Darstellung der mittelalterlichen Geschichte Österreichs und politische Publizistik im Kampf um ein eigenständiges Österreich für Heilig in jenen Jahren eine Einheit bildeten, zeigte sich in aller Deutlichkeit, als er, Julius Wolf und Hermann M. Görgen auf der ersten, vom 20. bis 25. Juli 1936 in Salzburg im Rahmen der von ihm und Hans-Karl von Zessner-Spitzenberg als Arbeitskreis der „Österreichischen Aktion“ begründeten „Österreichischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“ abgehaltenen „Österreichischen Akademie 1936“ über das Thema „Österreich und die Reichsidee“ auf-

<sup>105</sup> Ders., Rudolph IV. von Österreich 1 (Wiener Soziologische Studien 2, Wien 1934), S. XVI.

<sup>106</sup> Ders., Rudolph IV. 2 (wie Anm. 104), S. XV. Vgl. dazu auch den Hinweis auf den Nachlass in Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, Abschnitt 9. 1, S., 190–198, und 2, S. 28.

<sup>107</sup> Vgl. dazu auch den Hinweis auf den Nachlass in Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, Abschnitt 9. 3, S. 199–203.

<sup>108</sup> Nämlich die Studie Heilig, Ostrom (wie Anm. 6).



traten.<sup>109</sup> Die dort gehaltenen, 1937 in einem Sammelband unter eben diesem Titel veröffentlichten Vorträge<sup>110</sup> sollten gewissermaßen eine Antwort darstellen auf jene Beiträge, die der 1936 von Josef Nadler und Srbik besorgte Sammelband „Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum“ vereint hatte.<sup>111</sup> Dieser Sammelband, in dem unter anderem Heiligs Instituts-Kurskollege Taras von Borodajkewycz das Thema „Die Kirche in Österreich“ behandelte<sup>112</sup>, war wiederum „als Gegenentwurf zu kleinösterreichischen Geschichtskonstruktionen im Ständestaat gedacht, wie jenen von Ernst Karl Winter und Konrad Josef Heilig“.<sup>113</sup>

Edmund Glaise von Horstenau, der auf der eigentlichen „Salzburger Hochschulwoche“ desselben Jahres 1936 über „Altösterreichs Vergangenheit im Spiegel der deutschen Geschichte“ sprach<sup>114</sup>, erinnerte sich an das Salzburger Geschehen später so: „Grundsätzlich waren die Katholischen Hochschulwochen in Salzburg so sehr eine ‚gesamtdeutsche‘ Angelegenheit, daß sich die Legitimisten unter Wiesner und Zessner-Spitzenberg schon einige Sommer hindurch veranlaßt sahen, ihnen patentösterreichische Akademien entgegenzustellen, die gleichfalls in Salzburg abgehalten wurden. In diesem Jahre wirkten auf der legitimistischen Akademie: Zessner, Heilig, Görgen, der böse Emigrant Hildebrand.“<sup>115</sup> In der Druckfassung seines Vortrags hatte Heilig unter anderem dies betont: „Österreich war in der Vergangenheit Jahrhunderte lang Führer und Träger des Reichsgedankens. Und weil auch wir diesen

<sup>109</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 181f. Vgl. Fellner, Geschichtsschreibung (wie Anm. 100), S. 167f., S. 175f.; zur „Österreichischen Aktion“ vgl. Häusler, Beitrag (wie Anm. 101), S. 393f.; Kindermann, Österreich (wie Anm. 74), S. 61f.

<sup>110</sup> Julius Wolf/Konrad Josef Heilig/Hermann M. Görgen, Österreich und die Reichsidee (Ideengeschichtliche Reihe 1, Wien 1937).

<sup>111</sup> Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum, hg. v. Josef Nadler, Heinrich von Srbik (Salzburg/Leipzig 1936). Dazu Ebneht, Wochenschrift (wie Anm. 76), S. 176–179; Walter Ferber, Geist und Politik in Österreich (Konstanz 1955), S. 19f. bezeichnet Heilig als „Wortführer“ jener Historikergruppe, die sich gegen Srbiks gesamtdeutsche Geschichtsauffassung wandte.

<sup>112</sup> In: Österreich. Erbe und Sendung (wie Anm. 111), S. 263–314.

<sup>113</sup> Heiss, Reich (wie Anm. 100), S. 464.

<sup>114</sup> Vgl. dazu Franz Padinger, Geschichte der Salzburger Hochschulwochen, in: Christliche Weltdeutung, Salzburger Hochschulwochen 1931–1981, hg. v. Paulus Gordan (Kevelaer bzw. Graz, Wien, Köln 1981), S. 23–58, hier S. 34/35. Zu Glaises von Horstenau siehe Anm. 115.

<sup>115</sup> Vgl. „Ein General im Zwielficht“, Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau 2, eingeleitet und hg. v. Peter Broucek (VKGÖ 70, Wien, Köln, Graz 1983), S. 108f.



*Reichsgedanken bejahen, weil wir im derzeitigen Österreich eine Stütze des katholischen Reichsgedankens sehen, [...] deswegen wählen wir unter den vielen Geschichtsauffassungen jene, die dieses Österreich stützt und für dieses Österreich begeistert [...]. Was [...] die österreichische Geschichtsauffassung, zumal sie mit der katholischen Geschichtsauffassung verknüpft ist, der gesamtdeutschen voraus hat, ist die Erziehung zum Staate Österreich, während eine gesamtdeutsche Geschichtsauffassung [...] schließlich zu einem Gesamtdeutschland erzieht und daher den Staat Österreich notwendig schwächt.*<sup>116</sup> Es „muß von uns Österreich in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden. Auch hier muß gelten: Österreich über alles! Nicht Deutschland über alles!“<sup>117</sup>

Mit Salzburg selbst war Heilig im Übrigen seit Kurzem durch seine Bekanntschaft mit dem Benediktinerpater Virgil Redlich verbunden.<sup>118</sup> Redlich, der Sohn Oswald Redlichs, hatte sich 1931 an der Theologischen Fakultät Salzburg habilitiert, wirkte seit 1932 als Spiritual des Benediktinerkollegs in Salzburg, gründete dort 1935 ein „Forschungsinstitut für deutsche Geistesgeschichte“ und gab – dem ganz entsprechend – von 1935 bis 1938, bis zu seiner von den politischen Ereignissen erzwungenen Rückkehr in sein Heimatkloster Seckau die „Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte“ heraus. In ihren beiden ersten Jahrgängen veröffentlichte Heilig drei Studien, die offensichtlich mit seinen im Auftrag der Wiener Akademie betriebenen bibliotheksgeschichtlichen und kodikologischen Forschungen zusammenhingen.<sup>119</sup>

Als 1937 der von Heilig mit herausgegebene Sammelband über die Salzburger Tagung erschien, zu dem er selbst einen Beitrag über „Reichsidee und österreichische Idee von den Anfängen bis 1806“ beigesteuert hatte<sup>120</sup>, war für die Nationalsozialisten das Maß voll. Heilig, der bereits

<sup>116</sup> Konrad Josef Heilig, Reichsidee und österreichische Idee von den Anfängen bis 1806, in: Ders./Wolf/Görgen, Österreich (wie Anm. 110), S. 35–170, hier S. 55f.

<sup>117</sup> Ebd. S. 62; zu Heiligs Auffassung vgl. auch Ferber, Geist (wie Anm. 111), S. 20–22.

<sup>118</sup> Hierzu und zum Folgenden Fellner/Corradini, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 3), S. 337f., und vor allem P. Benno Roth OSB, Univ.-Prof. Dr. phil. P. Virgil Redlich OSB. 1890 bis 1970. Leben und Werk (Seckau 1970), (für den Hinweis auf diese Schrift und die Übermittlung ihres Textes bin ich Herrn Prof. Dr. Heinz Dopsch, Salzburg, dankbar).

<sup>119</sup> Konrad Josef Heilig, Mittelalterliche Bibliotheksgeschichte als Geistesgeschichte, in: Zs. für deutsche Geistesgeschichte 1 (1935), S. 12–23; ders., Beda in Österreich, ebd., S. 328–330; ders., Methodisches zu einem Incipitkatalog, in: Zs. für deutsche Geistesgeschichte 2 (1936), S. 65–77.

<sup>120</sup> Wie Anm. 116.

1933 als Mitarbeiter des Traditionsreferates der Vaterländischen Front tätig war<sup>121</sup>, stand schon seit Längerem in ihrem Visier. Seine Artikel im CS hatten bereits 1936 zu einem Angriff gegen ihn im „Schwarzen Korps“ geführt. Dort wurde er wegen seines im CS erschienenen Aufsatzes über „Einheit und Verschiedenheit im Deutschtum“<sup>122</sup> als deutschfeindlich und „international“ sowie als „Brunnenvergifter“ charakterisiert.<sup>123</sup> In seinem am 21. Januar 1937 an Bundeskanzler Schuschnigg gerichteten Brief, dem er ein Exemplar der zweiten Auflage seines „Kruckenkreuzes“ beilegte<sup>124</sup>, ließ er diesen wissen, dass er im September 1936 seine Hauslehrerstelle auf dem Land aufgegeben habe, „*um gleich in Wien zur Verfügung stehen zu können*“ – was immer er damit gemeint haben mochte.<sup>125</sup>

Diese Bemerkung war mit dem Hinweis auf seine finanzielle Lage verbunden, die umso prekärer sei, als er eine Familie mit drei Kindern zu versorgen habe. Und er unterließ nicht, darauf hinzuweisen, „*daß man zudem in letzter Zeit von gewissen Seiten mich kaufen will, nicht mehr für Österreich zu schreiben*“. Andererseits gebe es keine Verpflichtung, die ihn an Österreich binde. Angesichts all dessen habe er schwere Gewissenskonflikte. Dieser Brief stand gewiss in engem Zusammenhang mit seinem kurz darauf unternommenen Versuch, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erlangen.<sup>126</sup> Sie wurde ihm und seiner Frau Josefine (geb. Habermann) denn auch im März 1937 unter der Bedingung zugesichert, dass er bis zum 24. März 1938 den Nachweis für sein Ausscheiden aus der deutschen Staatsangehörigkeit nachweisen könne. Dementsprechend suchte er am 15. Mai 1937 bei der Deutschen Gesandtschaft in Wien „*um die Entlassung aus dem deutschen Staatsverband*“ nach.<sup>127</sup> Die Gesandtschaft aber bat die NSDAP-Kreisleitung

<sup>121</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H1, und Irmgard Bärnthaler, Die Vaterländische Front (Wien/Frankfurt/M./Zürich 1971), S. 138f.

<sup>122</sup> CS 3, 32 vom 9. August 1936.

<sup>123</sup> Ebneith, Wochenschrift (wie Anm. 76), S. 222 und S. 226, Anm. 90, sowie Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 145, Anm. 1. Vgl. auch Staudinger, „Österreich-Ideologie“ (wie Anm. 87), S. 212.

<sup>124</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 1.

<sup>125</sup> Ebd. 2, Abschnitt H 2, Brief vom 28. Juni 1936 aus Schwanegg, Steirisches Salzkammergut, an Redlich wegen der Österreichischen Bibliothekskataloge: muss seine Hauslehrerstelle wegen Schulden seines Dienstherrn aufgeben.

<sup>126</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 1.

<sup>127</sup> Hierzu und zum Folgenden Ebneith, Wochenschrift (wie Anm. 76), S. 50f.

Wien um Stellungnahme; sie konnte angesichts von Heiligs politischer Haltung nicht anders als ablehnend ausfallen. Die Kreisleitung wies gleich süffisant auf seinen Namen hin [„*nomen est omen*“], um dann zu betonen, dass Heilig „*bereits jetzt als hervorragender Interpret der neu-österreichischen Reichsidee*“ zu gelten habe, der in übelster Weise gegen das Deutsche Reich und den Nationalsozialismus hetze und – „*was noch viel belastender*“ sei – sich an der „Österreichischen Akademie“ beteilige und Mitarbeiter am CS sei. Unter Berücksichtigung all dessen sei sein Antrag abzulehnen mit dem Hinweis, dass er bei einem Erwerb der österreichischen Staatsangehörigkeit automatisch die deutsche verliere. Damit sahen sich Heilig und seine Frau gezwungen, deutsche Staatsangehörige zu bleiben.

Am 13. März 1938 wurde der „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich vollzogen. Nicht erst jetzt dürfte Heilig erkannt haben, dass sein Bestreben, „*die Österreichische und die Reichsidee durch eine Neuinterpretation des Reichsgedankens in Gegenstellung zur deutschen Geschichte zu bringen*“, wirkungslos geblieben war; „*viel zu sehr waren Heiligs Bemühungen, aus katholischer Mission eine Alternative zur deutschen Sendung zu formen, im Widerspruch zur akatholischen Realität jener Zeit, um als historiographische Alternative zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung wirksam zu werden*“.<sup>128</sup> Auch er musste erkennen, dass der Versuch, den autoritären Ständestaat „*nach außen und innen durch eine konservative Österreich-Ideologie abzusichern, die sich gleichwohl für ein besseres Deutschtum hielt, [...] nur von wenigen akzeptiert*“ wurde und „*auch in österreichischen Historikerkreisen nur in Ausnahmefällen auf eine positive Resonanz*“ stieß.<sup>129</sup>

## V.

Die Ereignisse vom 11. bis 13. März 1938 setzten nicht nur Heiligs Rolle als politischer Publizist ein Ende; sie vereitelten auch seine Absicht, sich an der Universität Graz bei Hantsch zu habilitieren. Hantsch

<sup>128</sup> So zumindest Fellner, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 100), S. 167f., dazu auch S. 175f. und S. 177; vgl. auch Staudinger, „Österreich“-Ideologie (wie Anm. 87), S. 239f.

<sup>129</sup> Günter Fellner, *Die Emigration österreichischer Historiker*, in: *Vertriebene Vernunft 2*, hg. v. Friedrich Stadler (Wien/München 1988), S. 474–494, hier S. 477.

war bald nach dem „Anschluss“ verhaftet, ins Gefängnis und schließlich ins KZ Buchenwald gebracht, allerdings zu Beginn des Jahres 1939 wieder entlassen worden.<sup>130</sup> Und Ernst Karl Winter, in dessen Gsür-Verlag das als Habilitationsschrift einzureichende, bereits in Korrekturfahnen vorliegende Werk über „Das Werden der österreichischen Idee im Mittelalter“ erscheinen sollte, hatte sich veranlasst gesehen, zunächst in die Schweiz und danach in die USA zu emigrieren. Aber nicht nur dies. Das Thema des zwar wissenschaftlichen, aber dennoch auch in politischer Absicht geschriebenen Buches musste angesichts der zwangsweisen Eingliederung Österreichs in das „Großdeutsche Reich“ als geradezu subversiv gelten. Für Heilig bedeutete dies, dass sein Werk an keiner deutschen Universität mehr als Habilitationsschrift würde eingereicht werden können. Und doch sollte sich sechs Jahre später zeigen, dass die mit dieser Arbeit verbundenen Mühen nicht umsonst waren, dass vielmehr ein „Unter-Thema“, das nur als Anhang gedacht war, nach seiner weiteren Ausgestaltung die Grundlage einer Veröffentlichung bilden sollte, die das wissenschaftliche Ansehen des Verfassers auf einen Höhepunkt führen würde.<sup>131</sup>

Im Frühjahr 1938 aber hatte Heilig angesichts des „Anschlusses“ andere Sorgen. Denn nicht anders als Hantsch, Winter oder Zessner-Spitzenberg, der 1938 ins Konzentrationslager gebracht wurde<sup>132</sup>, oder der deutsche, 1932 nach Österreich emigrierte, beim CS mitarbeitende katholische Publizist Walter Ferber, der 1938–1942 in den Konzentrationslagern Dachau und Flossenbürg interniert war und nach dem Krieg von Heiligs Einsatz für ein eigenständiges Österreich kündete<sup>133</sup>, oder Dietrich von Hildebrand, der nur durch Flucht seiner Verhaftung in der „Anschlussnacht“ entgehen konnte<sup>134</sup>, stand er zumindest seit 1936 bei den Wiener Nationalsozialisten und der dortigen deutschen Gesandtschaft auf der schwarzen Liste.

<sup>130</sup> Siehe Anm. 99.

<sup>131</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6).

<sup>132</sup> Erika Weinzierl, Prüfstand. Österreichs Katholiken und der Nationalsozialismus (Mödling 1988), S. 73.

<sup>133</sup> Ferber, Geist und Politik (wie Anm. 111), zu Ferber: Jürgen Klöckler, Walter Ferber – der vergessene Föderalist, in: Allmende 46/47, 15. Jg. (1995), S. 201–216.

<sup>134</sup> Ebneith, Ständestaat (wie Anm. 76), S. 233–236. Zur Emigration österreichischer Geisteswissenschaftler vgl. Erika Weinzierl, Wissenschaft und Nationalsozialismus, in: Vertriebene Vernunft 2 (wie Anm. 129), S. 51–62.

Mit dem Ende Österreichs, dessen Eigenständigkeit er während der letzten fünf Jahre in Wort und Schrift so vehement verteidigt hatte und dessentwegen er noch 1982 *„als einer der geistigen Wegbereiter des österreichischen Nationalbewußtseins von heute angesprochen werden muß“*<sup>135</sup>, hatte er zusammen mit seiner Familie, darunter drei kleine Kinder, das Schlimmste zu befürchten. Es ist geradezu als ein Wunder zu bezeichnen, dass er nicht wie viele andere *„aus christlichsozial-ständestaatlich orientiertem Milieu“* Stammende verhaftet worden ist<sup>136</sup>, sondern am 22. April 1938 mit seiner Familie offenbar unbehelligt seine langjährige Wohnung in Weidling bei Wien verlassen konnte, nachdem er seit März für seine Arbeit bei der Wiener Akademie kein Gehalt mehr erhalten hatte.<sup>137</sup> Er „emigrierte“ nicht etwa in das noch freie Ausland, sondern begab sich mit seiner Familie ausgerechnet in die „Höhle des Löwen“, ins „Altreich“; *„nach kurzem Aufenthalt in München, dann bei Verwandten in Würzburg“* suchte er *„ein halbes Jahr bei einem Onkel im badischen Frankenland“*, d. h. in der Heimat seines Vaters, einer der abgelegensten und damit für einen „politischen Flüchtling“ vielleicht sichersten Gegenden Badens, Unterschlupf. Damit war er zwar aus der Sichtweite der Gestapo, aber ohne laufende Einkünfte. Hier halfen ihm seine alten Konstanzer „Konradihaus“-Verbindungen. Denn ihm war – vielleicht über seinen Klassenkameraden und „Mit-Zögling“ Konrad Welte – bekannt geworden, dass dessen Bruder Bernhard Welte – er war zwei Klassen über beiden am Konstanzer Gymnasium und im Konradihaus gewesen und 1929 zum Priester geweiht worden – seit 1934 als Sekretär des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber, Weltes Meßkircher Landsmann, fungierte.<sup>138</sup>

Bernhard Welte, der viel später als Religionsphilosoph einen bedeutenden Ruf erlangen sollte, stellte in der Tat den Kontakt zu Gröber her<sup>139</sup> mit der erfreulichen Folge, dass Heilig zur Unterstützung des er-

<sup>135</sup> Georg Wagner, Österreich – Profil zweier Jahrtausende, in: Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewußtsein (Wien 1982), S. 203–361, hier S. 268–272 mit Anm. 40.

<sup>136</sup> Weinzierl, Prüfstand (wie Anm. 132), S. 73 und S. 100f.

<sup>137</sup> Das Folgende nach der Akte EAF, B 2-8-43. Vgl. Anm. 34.

<sup>138</sup> Zu Gröber vgl. Erwin Keller, Conrad Gröber 1872–1948. Erzbischof in schwerer Zeit (Freiburg, Basel, Wien 1981), und Hugo Ott, Conrad Gröber, in: Badische Biographien 1 (Stuttgart 1982), S. 144–148; zu Welte vgl. Klaus Hemmerle, Bernhard Welte, in: Baden-Württembergische Biographien 1 (Stuttgart 1994), S. 378–380.

<sup>139</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, H 1.

krankten Erzbischöflichen Archivars Josef M. B. Clauss<sup>140</sup> auf 1. Oktober 1938 zum „Hilfsarchivar“ am Erzbischöflichen Archiv in Freiburg im Breisgau ernannt wurde.<sup>141</sup> Er war damit nicht nur in die heimische Erzdiözese Freiburg und in kirchliche Dienste zurückgekehrt; sein Dienstsitz, das Erzbischöfliche Ordinariat, lag in unmittelbarer Nachbarschaft jenes Konvikts, das Heilig nach seinem Entschluss, von der Theologischen zur Philosophischen Fakultät überzuwechseln, 1929 verlassen hatte. Angesichts seines neuen archivarischen Aufgabenfeldes und angesichts von Österreichs „Anschluss“ war an eine Wiederaufnahme der ihn noch bis 1937 beschäftigenden Österreich-Thematik nicht mehr zu denken. Stattdessen hatte er in Orten, die nach Kriegsausbruch in den Bereich der Front gegenüber Frankreich zu liegen kamen, Pfarrarchive und vor allem deren Kirchenbücher zu sichern. Darüber hinaus war ihm aufgetragen, für den zweiten Band des „Handbuchs des Erzbistums Freiburg“, dessen erster Band noch 1939 hatte erscheinen können<sup>142</sup>, den historischen Teil und eine als Beilage geplante Karte zu bearbeiten, die „in übersichtlichen Abgrenzungen die Diözesen darstellt, aus deren Teilen im vergangenen Jahrhundert das Erzbistum Freiburg gebildet worden ist“.<sup>143</sup>

An die Stelle der mit politischen Implikationen betriebenen Geschichte Österreichs im Mittelalter war notgedrungen, wenn auch gewiss nicht ungerne betrieben, die „kirchliche Landesgeschichte“ getreten. Während der zweite Band des „Handbuchs“, das – nach Heiligs eigenen Worten „in der geplanten und begonnenen Ausführung das beste geschichtliche Nachschlagewerk über Baden und Hohenzollern werden soll“<sup>144</sup> – wegen des Krieges nie erscheinen konnte, wurde die von Heilig bearbeitete Karte ausgedruckt. Angesichts dessen war es für ihn nicht schwer, anlässlich einer Zusammenkunft südwestdeutscher Geschichtsvereine Anfang Juni 1939 in Sigmaringen innerhalb einer über die Schaffung eines

<sup>140</sup> Joseph M. B. Clauss, „Andenken an meinen 81. Geburtstag. 20. Mai 1948“ (ohne Erwähnung Heiligs), und „Necrologium Friburgense“, in: FDA 71 (1951), S. 237–239.

<sup>141</sup> Dazu Keller, Gröber (wie Anm. 138), S. 163: „Ein anderer, Konrad Heilig, überzeugungstreuer Katholik und hochbegabter Historiker, wurde von den Nazis aus seiner Wiener akademischen Stellung fristlos entlassen; der Erzbischof übernahm den aus Erzingen stammenden jungen Gelehrten als Archivar ins erzbischöfliche Archiv.“ Keller war im übrigen Konstanzer Klassenkamerad und Mit-„Konradihäusler“ Heiligs gewesen.

<sup>142</sup> Handbuch des Erzbistums Freiburg 1. Realschematismus (Freiburg 1939).

<sup>143</sup> Wie Anm. 142, hier Vorwort, S. 3.

<sup>144</sup> EAF, B 2-8-43, Schreiben vom 4. November 1940.

historischen Atlases für den deutschen Südwestens geführten Diskussion seine brieflich übermittelte Bereitschaft zur Mitarbeit an einem derartigen Atlaswerk verkünden zu lassen. Der Bericht, der über die Zusammenkunft in den „Blättern für deutsche Landesgeschichte“ erschien<sup>145</sup>, und die darin enthaltene Nennung des „*Archivars beim Erzbischöflichen Ordinariat Dr. Heilig – Freiburg*“ wurde auch in Wien gelesen.<sup>146</sup> Das hatte zur Folge, dass der Präsident der dortigen Akademie der Wissenschaften Srbik am 22. Januar 1940 das Freiburger Erzbischöfliche Ordinariat darum bat, Heilig zu veranlassen, „*daß er uns alle im Zusammenhang mit dem ihm erteilten Arbeitsantrag abgefaßten Schriftstücke unserer Akademie ehe baldigst zurückstelle*“. Der Brief Srbiks, dessen politischer Gegner Heilig noch vor gar nicht so langer Zeit gewesen war, enthält einen Satz, der auf Heiligs überstürzte „Flucht“ aus Wien verweist: „*Offenbar in Zusammenhänge mit dem Umbruch hat er Wien verlassen und auf wiederholte Zuschriften von Altpräsident Hofrat Redlich keine Antwort gegeben.*“ Eine „Gegenrechnung“, die Heilig daraufhin aufmachte, hat die Angelegenheit letztlich im Sande verlaufen lassen.

Dem „Hilfsarchivar“ Heilig hatte das Erzbischöfliche Ordinariat inzwischen noch weitere Arbeiten übertragen. Er sollte – im Anschluss an den 1902 veröffentlichten Registerband<sup>147</sup> – den Inhalt der seitdem erschienenen rund 40 Bände der vom „Kirchengeschichtlichen Verein“ des Erzbistums Freiburg herausgegebenen Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ durch in den Druck zu gebende Indices erschließen<sup>148</sup> und er sollte die Handschriften des Ordinariatsarchivs katalogisieren. Neben diesen kirchenamtlichen Aufträgen arbeitete er sich aber selbst in die kirchliche Landesgeschichte der Erzdiözese ein. So sprach er am 26. Juli 1939 auf der außerordentlichen Jahresversammlung des Kirchengeschichtlichen Vereines im nordbadischen Tauberbischofsheim über „Fra-

<sup>145</sup> Vgl. Joseph Ludolph Wohleb, [Protokoll] Zweite Zusammenkunft südwestdeutscher Geschichtsvereine. 3. und 4. Juni 1939 in Sigmaringen, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 85 (1939), S. 134–156, hier S. 142–145. Diskussion über Schaffung eines historischen Atlases für den deutschen Südwesten (Dr. Senn). Dazu Meinrad Schaab, *Der Historische Atlas von Baden-Württemberg*, in: *Staatliche Förderung und wissenschaftliche Unabhängigkeit der Landesgeschichte* (Veröff. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 131, Stuttgart 1995), S. 128–172, hier S. 130f.

<sup>146</sup> Zum Folgenden vgl. Anm. 34.

<sup>147</sup> FDA, Register zu Band I bis XXVII (Freiburg 1902).

<sup>148</sup> Vgl. FDA, Registerband zu den Bänden 28–104 (Freiburg 1986).



gen und Aufgaben der kirchengeschichtlichen Forschung im badischen Frankenland“. „*Methodisch und pädagogisch war der Vortrag eine Meisterleistung.*“<sup>149</sup> Und ein Jahr später konnte ein umfangreicher Aufsatz aus seiner Feder über konfessionelle Wirren, die Gerichtstetten, den Heimatort seines Vaters, während des 17. Jahrhunderts heimgesucht hatten, erscheinen.<sup>150</sup> Er hatte die Studie vermutlich während seines Aufenthalts in der väterlichen Heimat zwischen dem Weggang aus Wien im April 1938 und dem Neubeginn in Freiburg im Oktober 1938 erarbeitet.

Heilig plante noch eine Vielzahl weiterer wissenschaftlicher Veröffentlichungen, die der kirchlichen Landesgeschichte dienen sollten. Bei der Befassung mit landesgeschichtlichen Themen aber ließ er es während seiner wenigen Freiburger Jahre keineswegs bewenden. Vielmehr hatte er einen Aufsatz mit dem Titel „Vom Ursprung des Wortes National“ verfasst, der im „Historischen Jahrbuch“ der Görres-Gesellschaft erscheinen sollte.<sup>151</sup> Dessen Schriftleiter, den Mittelalterhistoriker Johannes Spörl, dürfte Heilig nach seiner Rückkehr in Freiburg kennengelernt haben.<sup>152</sup> Zu diesem Aufsatz, „*der bereits im Umbruch für das Historische Jahrbuch [...] gesetzt war, als diese Zeitschrift das Erscheinen einstellte*“, meinte er allerdings 1944, er sei „*durch eigene Forschung [...] inzwischen schon überholt worden*“.<sup>153</sup> Dennoch vermittelt eine Lektüre des Aufsatzes den Eindruck, dass die darin enthaltenen Befunde auch heute noch Aufmerksamkeit verdienen würden.

Dieser „wissenschaftliche Aufbruch“ dauerte freilich nur kurz.<sup>154</sup> Erneut griffen politische Ereignisse in Heiligs Leben ein. Nachdem es seiner Kirchenbehörde zunächst gelungen war, für ihn eine Zurückstellung zu erwirken, musste er dann schließlich doch im Juli 1940 Soldat in jener „Wehrmacht“ werden, deren Einmarsch ihn im Frühjahr 1938

<sup>149</sup> Vgl. den Bericht über das Vereinsjahr 1939, in: FDA 67 (1940), S. 269f.

<sup>150</sup> Konrad Josef Heilig, Wie Gerichtstetten wieder katholisch wurde, in: FDA 67 (1940), S. 1–89.

<sup>151</sup> Sollte erscheinen in: HJb 62 (1942), S. 19–65; vgl. auch Balcar, Heilig 1 (wie Anm. 2), S. 23 und S. 184–189. Über das Schicksal dieses Bandes des HJb vgl. Johannes Spörl in seinem Vorwort zu Band 62–69 (1949) und Ursula Wiggershaus-Müller, Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs 1933–1945 (Studien zur Zeitgeschichte 17, Hamburg 1998), S. 87. Wiedergabe des bereits gesetzten Textes von Heiligs Aufsatz bei Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 2, Abschnitt H 5.

<sup>152</sup> Spörl wirkte seit 1934 als Privatdozent und seit 1940 als apl. Professor in Freiburg, vgl. Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 24), S. 1005.

<sup>153</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6), S. 109f.

<sup>154</sup> Das Folgende nach EAF, B 2-8-43. Vgl. Anm. 34.



aus dem geliebten Österreich vertrieben hatte. Zunächst im Juli bei der Luftnachrichtentruppe, dann seit August bei der Kriegsmarine kam er über die Stationen Wilhelmshaven, Glückstadt und Breda im besetzten Holland im Sommer 1941 nach Berlin. Dort arbeitete der „Schreibstuben-Gefreite Dr. Conrad Heilig“ bis Herbst 1942 im Oberkommando der Kriegsmarine in der Bendlerstraße 21. Danach wurde er wieder nach Wilhelmshaven versetzt. Der Aufenthalt in Berlin und der gewiss nicht allzu anstrengende Dienst in einer Schreibstube musste den gelehrten Soldaten angesichts der hier vorhandenen Bibliotheken geradewegs dazu verlockt haben, wissenschaftlich weiterzuarbeiten. Er nutzte die Chance, um seine in Wien begonnenen Untersuchungen über das „Privilegium minus“, jenes im Original seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr vorhandene Privileg Kaiser Friedrichs I. vom 17. September 1156 für Herzog Heinrich (II.) von Österreich und seine Gattin Theodora, eine Nichte des oströmischen Kaisers Manuel (I.), weiterzuführen.<sup>155</sup> Dass sich Heilig bereits seit Langem mit diesem Thema beschäftigt hatte, zeigen entsprechende Artikel, die er seit 1934 in Wochenblättern und Tageszeitungen erscheinen ließ.<sup>156</sup> Diese Einzelstudien sollten offenbar dem als Habilitationsschrift geplanten Werk über „Das Werden der österreichischen Idee im Mittelalter“ bzw. genauer einem beigefügten „Exkurs über die Echtheit des Privilegium minus“ zugutekommen. Dieses Werk, dessen Erscheinen für 1935 bzw. 1936 vorgesehen war, ist in Österreich – worauf bereits verwiesen wurde – nie erschienen.<sup>157</sup>

Jetzt aber, nicht mehr in Wien, sondern ausgerechnet im „preußischen“ Berlin erkannte er die erwünschte Gelegenheit, das damalige Vorhaben endlich zu verwirklichen. Seine Arbeitsstätte fand er in freien Stunden vor allem bei den in der Staatsbibliothek Unter den Linden do-

<sup>155</sup> Vgl. den Druck des „Privilegium minus“ in: MGH Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser X. Die Urkunden Friedrichs I. (1152–1190) 1, bearb. v. Heinrich Appelt (Hannover 1975) Nr. 151, und Urkundenbuch zur Geschichte der Babenberger in Österreich IV/1, ergänzende Quellen 976–1194, bearb. v. Heinrich Fichtenau, Erich Zöllner in Zusammenarbeit mit Heide Dienst (Wien 1968) Nr. 803.

<sup>156</sup> So etwa Konrad Josef Heilig, Die Anfänge der Donaupolitik der Babenberger, in: Wiener politische Blätter 1, Nr. 14 (1933/34), S. 1–5, oder noch eindeutiger ders., Osteuropäischer Einfluß auf die Gründungsurkunde Österreichs, das sogenannte Privilegium minus, in: Sturm über Österreich 2, Nr. 47 (1934/35), S. 3; ders., Byzantinische Einflüsse auf Österreich im 12. und 13. Jahrhundert, in: Reichspost 42, Nr. 311 (1935), S. 17f.; ders., Ein byzantinisches Hochzeitslied auf das erste österreichische Herzogspaar, in: Sturm über Österreich 4, Nr. 43 (1936), S. 4.

<sup>157</sup> Vgl. Anm. 96.

mizilierenden Monumenta Germaniae Historica. Als dort zunächst ab 1. April 1942 kommissarisch und danach ab 1. Oktober 1942 planmäßig der gebürtige Oberösterreicher Theodor Mayer das Amt des Präsidenten antrat<sup>158</sup>, wurde er auf den sich mit dem „Privilegium minus“ befassenden Historiker aufmerksam. Es wurde Mayer zu einem Anliegen, „daß die Untersuchungen von K. J. Heilig über Ostrom und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts [...] zum Abschluß gebracht würden“.<sup>159</sup> Freilich wurde Heilig im Winter 1942 nach Wilhelmshaven versetzt, wo er bis zum Sommer 1943 blieb.<sup>160</sup> Aber auch diese räumliche Entfernung konnte ihn nicht davon abhalten, an seiner Untersuchung weiterzuarbeiten. „Jede freie Stunde und viele Nächte hat er für seine Arbeit benützt, wobei er von sehr verständigen Vorgesetzten manchen kurzen Urlaub erhielt, die er zu Fahrten nach Berlin ausnützte, um dort bis zu 18 Stunden am Tag zu arbeiten. Dieser fanatischen Hingabe ist es zu verdanken, daß er sein Werk noch zum Abschluß bringen konnte; auch ihn hat das Kriegsende verschlungen, er hat nach dem Waffenstillstand die Heimat nicht mehr erreicht.“<sup>161</sup>

Es war das Verdienst Mayers, dass er das Erscheinen von Heiligs insgesamt 271 Seiten umfassender Studie über „Ostrom und das Deutsche Reich um die Mitte des 12. Jahrhunderts“ mit dem Untertitel „Die Erhebung Österreichs zum Herzogtum 1156 und das Bündnis zwischen Byzanz und dem Westreich“ zusammen mit einer Arbeit Carl Erdmanns und einer eigenen in einem Sammelband noch 1944 hat bewerkstelligen können.<sup>162</sup> Das ist umso bemerkenswerter, als der in den Nationalsozialismus verstrickte Herausgeber sicherlich um die dem Regime ablehnend gegenüberstehende Haltung sowohl Heiligs als auch Erdmanns gewusst haben

<sup>158</sup> Zu Mayer vgl. zuletzt Maurer, Mayer (wie Anm. 7).

<sup>159</sup> Vgl. Theodor Mayer, Ein Rückblick, in: ders., Mittelalterliche Studien (Konstanz 1959), S. 463–503, hier S. 477. Dazu Heilig, Ostrom (wie Anm. 6) S. 11: Die Arbeit habe erst wieder aufgenommen werden können, „nachdem der Präsident des Reichsinstitutes Herr Prof. Theodor Mayer mit Rat und Tat dazu ermuntert hatte“.

<sup>160</sup> Ebd. 11: „Der Abschluß und die Ausarbeitung erfolgte, von einem vierzehntägigen Weihnachtsurlaub 1942 nach Freiburg i. Br. und einem dreiwöchigen Arbeitsurlaub nach Berlin im Februar 1943 abgesehen, von November 1942 bis April 1943 im luftgefährdeten Wilhelmshaven auf einer Dienststelle der Kriegsmarine in der Freizeit.“

<sup>161</sup> Theodor Mayer, Das österreichische Privilegium minus, in: ders., Studien (wie Anm. 159), S. 202–246, hier S. 204.

<sup>162</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6); Carl Erdmann, Der Prozeß Heinrichs des Löwen, in: Kaisertum und Herzogsgewalt (wie Anm. 6), S. 273–364; Theodor Mayer, Friedrich I. und Heinrich der Löwe, in: ebd., S. 365–444.

dürfte<sup>163</sup>, zumal er in Heiligs Studie lesen konnte, dass dieser zu entscheidenden Fragen unter anderem bereits 1935 sowohl in der von P. Virgil Redlich herausgegebenen „Zeitschrift für Geistesgeschichte“ als auch in einer Beilage zu der den Ständestaat politisch unterstützenden Wiener „Reichspost“ Stellung genommen hatte.<sup>164</sup> Für Heilig aber ergab sich die merkwürdige Konstellation, dass er ausgerechnet von einem – nicht anders als Hirsch oder Srbik – prononciert gesamtdeutsch denkenden österreichischen Historiker eine derartige Förderung erfuhr, die mit der Publikation seiner Arbeit über „Ostrom“ keineswegs würde enden sollen.<sup>165</sup>

Heilig hatte die Anmerkungen seiner Untersuchung ganz bewusst teilweise zu Exkursen ausgebaut, *„die streng genommen nicht zum Fragenkomplex um das Minus gehören; in dem Heldentode manches Fachkollegen und in der Gefahr, in der Verfasser und Manuskript oft schwebten, wird man eine Erklärung dafür finden, daß hier Ergebnisse eigener Forschung niedergelegt sind, die vielleicht sonst nicht mehr erscheinen würden“*.<sup>166</sup> Angesichts seines bald nach der Niederschrift dieser geradezu prophetischen Sätze erfolgten Todes wird man für diese Vorsorge dankbar sein. Denn in der Tat steckt die Studie voller Anregungen, die bis heute noch nicht voll und ganz ausgeschöpft sind.

In seinem Nachruf auf Heilig hat Lhotsky 1954 zu diesem Werk das Folgende bemerkt: *„Mag man in Einzelheiten der Deutung und Auffassung auch anderer Meinung sein – Bedenken wurden bereits angemeldet –, so ist doch nicht zu leugnen, daß hier Heiligs reifste und fruchtbarste, auch im Aufbau klarste Leistung vorliegt.“*<sup>167</sup> Ähnlich hatte schon Appelt 1949 von *„der in jeder Hinsicht außergewöhnlichen Leistung Heiligs“* und von dessen *„außerordentlichem Scharfsinn“* und überdies davon gesprochen, dass Heilig *„auch die letzten Bedenken gegen*

<sup>163</sup> Zu Carl Erdmann, dem – vor dessen Einberufung im September 1943 – Heilig bei den MGH in Berlin begegnet sein dürfte und der am 7. März 1945 in einem Lazarett in Agram verstarb, vgl. Friedrich Baethgen, Carl Erdmann, in: Carl Erdmann, Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters (Berlin 1951), S. IX–XXI, und Gerd Tellenbach, Carl Erdmann, in: Ders., Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze 4 (Stuttgart 1989), S. 1258–1264.

<sup>164</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6), S. 141 Anm. 1.

<sup>165</sup> Vgl. Theodor Mayer, Jahresbericht 1942, in: DA 6 (1943), S. XVI: *„Um die griechischen, arabischen usw. Quellen zur deutschen Geschichte des 12. Jahrhunderts für einen breiteren Kreis zugänglich zu machen, wurde beschlossen, eine zweisprachige Ausgabe zu veranstalten. Dr. Konrad Heilig hat diesen Auftrag übernommen und auch schon mit Vorbereitungen begonnen.“*

<sup>166</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6), S. 11.

<sup>167</sup> Lhotsky, Heilig (wie Anm. 2), S. 665.

die *Echtheit* [des Privilegium minus] *restlos zerstören*“ konnte.<sup>168</sup> In dieser Hinsicht hatte bereits Heinrich Mitteis 1947 das „große Verdienst Heiligs“ gewürdigt, „mit staunenswerter Gelehrsamkeit einen Beweis aufgebaut zu haben, der zur vollständigen Rehabilitierung der Urkunde von 1156 führt“.<sup>169</sup>

Die Einwände, von denen Lhotsky gesprochen hatte, bezogen sich auf die für Heiligs Argumentation zentrale These von einer „unmittelbaren byzantinischen Beeinflussung des Minustextes“.<sup>170</sup> Für eine solche stützte sich Heilig vor allem auf mittelgriechische Formeln, denen er – ins Lateinische übersetzt – in der im Privilegium minus enthaltenen Wendung „*affectare aliquid alicui*“ wieder begegnen zu können glaubte. Damit wäre ihm eine Erklärung für den in der Forschung zum Privilegium minus bis dahin umstrittensten Passus geglückt<sup>171</sup>, dem gemäß dem Herzogspaar im Falle seiner Kinderlosigkeit die „*Libertas affectandi*“, d. h. die Freiheit zustehe, sein Herzogtum wem immer es wollte zu vermachen. Appelt hat indessen mit Hilfe von „*affectare*“-Belegen des zu Heiligs Zeiten noch nicht vorliegenden ersten Bandes des „Mittellateinischen Wörterbuchs“ nachweisen können, dass dessen „mit einem Aufwand an staunenswerter Gelehrsamkeit unternommener Versuch, die ‚*libertas affectandi*‘ auf byzantinischen Einfluß zurückzuführen“, „nicht geglückt“ sei, dass vielmehr „*affectare*‘ [...] als Synonym von ‚*donare*‘, ‚*affectatio*‘ als Ausdruck für die Schenkung eines Gutes an die Kirche verwendet worden sei“ und „die Beispiele nach Westeuropa“ weisen.<sup>172</sup>

<sup>168</sup> Heinrich Appelt, Rezension [von Heilig, Ostrom], in: *MIÖG* 57 (1949), S. 427–435, und Heinrich Fichtenau, Zur Überlieferung des „Privilegium minus“ für Österreich, in: ebd. 73 (1965), S. 1–16.

<sup>169</sup> Heinrich Mitteis, Zur staufischen Verfassungsgeschichte, in: *ZRG GA* 65 (1947), S. 316 bis 337, hier S. 318.

<sup>170</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6), S. 133–146, Abschnitt „IV. 5. *Affectare* und seine griechische Vorlage“ sowie die Abschnitte IV.6 und IV. 7; dazu Appelt, Rezension (wie Anm. 168), S. 432f.

<sup>171</sup> *MGH DFI* (wie Anm. 155) Nr. 151, Absatz 3: „*Si autem predictus dux Austrie patruus noster et uxor eius absque liberis decesserint, libertatem habeant eundem ducatum affectandi cuiusque voluerint.*“ Dazu Appelt, Rezension (wie Anm. 168), S. 432f.; ders., *Privilegium minus* (wie Anm. 1), S. 17; ders., Die *libertas affectandi* des *Privilegium minus*, in: *MÖSTA* 25 (1979), S. 135–140, hier S. 137.

<sup>172</sup> Appelt, Einleitung zu *MGH DFI* (wie Anm. 155) Nr. 151, S. 258. Insgesamt zur Geschichte der Erforschung des *Privilegium minus* jetzt Werner Maleczek, *Das Privilegium minus. Diplomatische Gesichtspunkte*, in: *Die Geburt Österreichs. 850 Jahre Privilegium minus*, hg. v. Peter Schmid, Heinrich Wanderwitz (Regensburg 2007), S. 103–141, zu Heilig insbes. S. 108f.

Zuvor aber hatte der Byzantinist Franz Dölger der Analyse Heiligs bescheinigt, dass sie „vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt“ und „mittels glücklicher Kombination und scharfsinniger Interpretation eine alte Frage zu ihrer [...] evident richtigen Lösung bringt“ und die Probleme „mit ebensoviel Spürsinn wie Gründlichkeit unter zum großen Teil neuen Gesichtspunkten und mit staunenswerter Quellen- und Literaturkenntnis geprüft“ habe. „Heiligs Buch ist, sowohl was die methodische Durchführung, die Bewältigung gewaltigen und z. T. ungewohnten Quellenmaterials, die Originalität der Gesichtspunkte und dementsprechend die Vielzahl und die Bedeutung seiner Ergebnisse anlangt, eine außerordentliche Leistung, die um so höher zu bewerten ist, als auch sie unter schwierigsten Verhältnissen während des Krieges entstanden ist.“<sup>173</sup>

Als Heilig 1944 sein gedrucktes Werk in Händen hielt, konnte er von den gegenüber dessen Ergebnissen anzubringenden Korrekturen noch nichts wissen. Entscheidend dürfte für ihn gewesen sein, dass er im nationalsozialistischen Deutschland und als Soldat der Wehrmacht doch noch ein Vorhaben hatte vollenden können, das er bereits 1934/35 im österreichischen Ständestaat begonnen und damals lediglich als Exkurs zu seinem eben diesen Ständestaat wissenschaftlich fundierenden, wegen des „Anschlusses“ allerdings nie erschienenen Buch über „Das Werden der österreichischen Idee im Mittelalter“ hatte veröffentlichen wollen.<sup>174</sup>

Sein Tod ließ all die vielen wissenschaftlichen Vorhaben, denen er sich noch widmen zu können hoffte, unausgeführt: sie reichten von der Geschichte seines Heimatortes Erzingen und der Frühgeschichte der in der badischen Ortenau gelegenen einstigen Abtei Ettenheimmünster sowie einer Untersuchung zu den „Grenzen zwischen den Diözesen Konstanz und Straßburg“<sup>175</sup> über eine Edition von Texten Heinrichs von Langenstein, ja über „eine neue große Monographie“ des Gelehrten<sup>176</sup> und eine Edition aller Briefe aus der Werkstatt des „Ackermann-Dichters“, an der er neben seiner Beschäftigung mit dem „Privilegium minus“ ebenfalls im

<sup>173</sup> Franz Dölger, Byzanz und das Westreich, in: DA 8 (1950), S. 238–249, hier S. 241f. und S. 249.

<sup>174</sup> Vgl. oben bei Anm. 96.

<sup>175</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 33, und über die in Heiligs Nachlass verwahrten Arbeiten ebd. S. 184–223 und 2, S. 28/29; Hensle, Heilig (wie Anm. 2), S. 73/74; Maurer, Heilig (wie Anm. 2), S. 124.

<sup>176</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 74 und 2, S. 28.

Sommer 1942 in Berlin arbeitete<sup>177</sup>, bis hin zu einer „auf bisher ungedrucktes Material“ gestützten Studie „über den ältesten Adel Österreichs bis etwa zum Beginn der Habsburgerzeit“.<sup>178</sup>

Bei dem Versuch, sich nach dem Zusammenbruch der deutschen Front in Oberitalien zu Freunden nach Venedig durchzuschlagen, fand Heilig in der Nähe von Belluno am 6. Mai 1945 den Tod.<sup>179</sup> Damit endete ein Leben, das von zahlreichen Brüchen gekennzeichnet war. Es endete das Leben eines Gelehrten, der sich nach dem Krieg in Freiburg im Breisgau zu habilitieren beabsichtigte<sup>180</sup> und der neben seinen überlebenden Altersgenossen, etwa neben Karl Bosl, Heinrich Büttner, Karl Jordan, Otto Meyer oder Walter Schlesinger ganz gewiss zu einem der führenden Mediävisten an einer deutschen, vielleicht aber auch an einer österreichischen Universität geworden wäre.<sup>181</sup>

---

<sup>177</sup> Ebd. 1, S. 34.

<sup>178</sup> Heilig, Ostrom (wie Anm. 6), S. 188, Anm. 4.

<sup>179</sup> Beerdigt wurden seine sterblichen Überreste zunächst in Belluno, danach umgebettet auf den deutschen Soldatenfriedhof am Podoi-Joch unmittelbar südlich des Sella-Massivs, siehe Balcar, Heilig (wie Anm. 2), S. 12 und Hensle, Heilig (wie Anm. 2), S. 74.

<sup>180</sup> Balcar, Heilig (wie Anm. 2) 1, S. 16 Anm. 2.

<sup>181</sup> Zu ihren Karrieren siehe Anne Christine Nagel, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970 (Formen der Erinnerung 24, Göttingen 2005).

## **Sinti und Roma im Erzbistum Freiburg. Eine noch zu schreibende Geschichte**

von Barbara Henze

Auslöser für die folgenden Überlegungen ist die Fahrt mit Studierenden der Theologischen Fakultät Freiburg nach Buchenwald und Auschwitz in der Pfingstpause 2013, die finanziell durch die Erzbischof-Hermann-Stiftung mitgefördert worden ist. Die Gedenkstättenleitung in Auschwitz traute der Gruppe zu und gestattete, dass wir nach einer Führung durch zwei Mitarbeiterinnen auch ohne Museumsaufsicht das Gelände aufsuchten. So konnten wir erneut und gründlicher die in den ehemaligen KZ-Baracken von unterschiedlichen Organisationen und Ländern gestalteten Ausstellungen anschauen. Auffallend, weil neu und modern gestaltet, präsentierte sich die Ausstellung über den Völkermord an den Sinti und Roma in Block 13. Sie war am 2. August 2001 eröffnet worden und wird wesentlich vom Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg, getragen.<sup>1</sup> Die Besucherinnen und Besucher werden mit einem wenig beachteten Ausschnitt der nationalsozialistischen Verbrechen konfrontiert, und sie müssen registrieren, dass auf einer in der Ausstellung präsentierten Namensliste der im Mai 1940 nach Polen Deportierten Personen stehen, die in Walldürn, Heidelberg, Gutach, Bühl oder Freiburg geboren sind.<sup>2</sup> Weil die angegebenen Geburtsjahre von 1884 bis 1939 reichen, wird klar, dass es auch um Kinder ging. Schaut man dann die Tafeln mit Familienfotos an und sieht Bilder von Erstkommunionkindern<sup>3</sup> und

---

<sup>1</sup> Es liegt in der zweiten Auflage ein Ausstellungskatalog vor: Romani Rose (Hrsg.), *Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma. Katalog zur ständigen Ausstellung im Staatlichen Museum Auschwitz, Heidelberg*, 2. verbesserte Auflage 2010, im Folgenden abgekürzt mit: *Ausstellungskatalog Auschwitz*.

<sup>2</sup> Ebd., S. 93.

<sup>3</sup> Beispielsweise ebd., S. 39–41.

Ministranten<sup>4</sup>, dann stellt sich die Frage: Was haben die katholischen Kirchengemeinden und was hat die Leitung der katholischen Kirche – auch die des Erzbistums Freiburg – getan, um ihre Kinder zu schützen? Die Frage bleibt offen, und sie bleibt auch nach einer Abschlussarbeit offen, die nach und aufgrund der Studienfahrt entstanden ist.<sup>5</sup> Hier kann vorläufig nur zusammengetragen werden, welche Wege zu beschreiten sind, um sie in Zukunft zu beantworten.

## 1. Das Kommen von Sinti und Roma nach Baden

In schriftlichen Quellen aus der Zeit um 1300 wird in Konstantinopel das Kommen von Sinti und Roma berichtet, um 1400 in Städten des Deutschen Reichs. In den Texten werden sie „Zygeiner“ oder „Zegeiner“, lateinisch „aegyptiaci“ genannt.<sup>6</sup> Hinweise auf ihre Herkunft gibt das Romanes, ihre Sprache, das in unterschiedlichen Dialekten gesprochen wird. Danach kamen sie ursprünglich aus dem Nordwesten Indiens. Vielleicht schon im frühen Mittelalter machten sich von dort unterschiedlich große Menschengruppen Richtung Westen auf den Weg. Wie sich aus dem Wortschatz des Romanes erkennen lässt, haben sie dabei den Weg über Persien und Armenien und schließlich über Südosteuropa genommen, ehe sie in Deutschland eintrafen.<sup>7</sup> Wegen der territorialen Zersplitterung des Deutschen Reichs hat es kein einheitliches Vorgehen gegenüber den Roma gegeben. In den Städten und Landschaften war die Einschätzung, was man von den Fremden halten sollte, sehr unterschiedlich. Anfangs überwog die Auffassung, sie als Gäste auf Wanderschaft und als Pilger zu sehen. Entsprechend haben die Städte Schutzbriefe ausgestellt wie beispielsweise Colmar im Jahr 1422. Mit

<sup>4</sup> Ebd., S. 58.

<sup>5</sup> Esther Anna Barbara Stampfer, *Der Genozid an den Sinti und Roma im Zweiten Weltkrieg. Eine historische Betrachtung der Beziehung zwischen der katholischen Kirche und den Sinti und Roma mit besonderem Blick auf das Erzbistum Freiburg*. Magisterarbeit katholische Theologie, maschinenschriftlich, Freiburg 2014.

<sup>6</sup> Martin Ruch, „In den Boden können wir nicht schlüpfen!“ Zur Geschichte der „Zigeuner“ in der Ortenau im 18. Jahrhundert, in: *Die Ortenau* 84 (2004) S. 29–44, hier S. 30f.

<sup>7</sup> Rainer Hehemann, „... jederzeit gottlose böse Leute“ – Sinti und Roma zwischen Duldung und Vernichtung, in: Klaus J. Bade (Hrsg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München, 2. Auflage 1992, S. 271–277, 495f, hier S. 271.



den gesellschaftlichen Verschiebungen in der Zeit des Spätmittelalters wurde der Ton ihnen gegenüber unfreundlicher. Der Reichstag zu Freiburg im Jahr 1498 erklärte die „Zigeuner“ als vogelfrei. Zu befürchten sei, dass sie Spione der „Türken“ sind.<sup>8</sup> Neben der Angst vor den „Türken“, die nach dem Fall von Konstantinopel 1453 zunehmend begründet schien, sind innergesellschaftliche Veränderungen als Ursache für ein gesellschaftlich kälteres Klima auszumachen. Sie lassen sich erstens unter dem Stichwort „Entwicklung des frühmodernen Staates“ zusammenfassen. Einerseits wurde Macht gebündelt, andererseits dafür gesorgt, dass nicht zu viele Personen „ausscherten“. *„In der obrigkeitlichen Wahrnehmung bildeten sie [die „Zigeuner“] den Gegensatz zum gehorsamen Untertanen [...] und [entzogen] sich dem allgemeinen Regulierungsstreben des frühneuzeitlichen Staates [...] Ihre gesamte Lebensweise wurde einer prinzipiellen Kriminalisierung unterworfen.“*<sup>9</sup> Die gesellschaftlichen Veränderungen betrafen zweitens Wandlungen im Verhältnis zu Armut und Betteln gegenüber früheren Zeiten. Infolge von Missernten und Hungersnöten stieg die Zahl derer, die sich nicht mehr aus eigenen Kräften am Leben halten konnten, gewaltig an. Die Obrigkeiten, zunächst die in den Städten, dann die in den Territorien, versuchten, über Maßnahmen von oben des Armutsproblems Herr zu werden. Die *„restriktive Umstellung“* in der Zeit des 15./16. Jahrhunderts war *„durch drei Elemente gekennzeichnet [...] 1. durch Kommunalisierung, das heißt durch eine städtisch-staatliche Kontrolle der Fürsorge, 2. durch obrigkeitliche Reglementierung des Bettelns und 3. durch Disziplinierung der Arbeitsunwilligen“*.<sup>10</sup>

Ethnien wie die Sinti und Roma mussten bei einer solchen Entwicklung als Störfaktoren erscheinen. Sie galten bald als „Plage“. Jedes Territorium versuchte, sie zum nächsten abzuschieben. Aber neben Nachrichten, welche Stadt oder welcher Landkreis sich die Vertreibung der Sinti zur Aufgabe machte, findet sich auch die Information, dass 1668 der Schultheiß von Renchen, der wegen seiner Schrift *„Der abenteuerli-*

<sup>8</sup> Nach Ruch, In den Boden (wie Anm. 6), S. 30.

<sup>9</sup> Hehemann, Sinti zwischen Duldung und Vernichtung (wie Anm. 7), S. 272.

<sup>10</sup> Jürgen Michael Schmidt, Armut, Bettelei und Fahrendes Volk, in: Sönke Lorenz/Thomas Zotz (Hrsg.), Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Aufsatzband, Stuttgart 2001, S. 577–585, hier S. 580 unter Berufung auf: Thomas Fischer, Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Untersuchungen am Beispiel der Städte Basel, Freiburg i. Br. und Straßburg. Göttingen 1979, S. 13.

che *Simplicissimus Teutsch*“ berühmte Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen, und zuvor seine Tochter und später sein Nachfolger im Schultheißenamt Paten für Sintikinder waren.<sup>11</sup>

Nach dem ausführlichen Protokoll, das 1744 der Amtmann der Freiherrn von Franckenstein in Niederschopfheim anfertigte, nachdem er zwei Männer und fünf Frauen, die zusammen mit neun Kindern unterwegs waren, verhört hatte, erfährt man von der Not der Sinti, Betteln zu müssen, weil sie sonst keine Arbeit bekamen (die meisten Männer der Familien, die Arbeit bekamen, waren Soldaten), von ihren Reiserouten durch Mittelbaden, die sie für weniger gefährlich hielten, und von ihren Familienbeziehungen.<sup>12</sup> Belegen die im Verhör genannten Reiserouten, dass die Sinti einen weiten Bogen um Offenburg machten, so wird aus der Konferenz von 1762, die in Offenburg stattfand, klar, dass dies seinen Grund im harten und abweisenden Verhalten der Stadt hatte. Weil man offensichtlich bisher zu milde mit den „Zigeunern“ umgegangen sei, wolle die Konferenz nun dafür sorgen, „*dass die Ausrottung des Gesindels, als eine gemeinnützliche und nötige Sach angesehen und auf gemeinschaftliche Kosten angegangen wird*“.<sup>13</sup> Bemerkenswert ist, wer sich von dieser Konferenz, an der sonst alle mittelbadischen Herrschaften teilnahmen, fernhielt. Es waren die Klöster Allerheiligen, Gengenbach und Schuttern.<sup>14</sup> Über das Gengenbacher Klostergebiet gelangten die Sinti unbehelligt vom Renchtal ins Kinzigtal.<sup>15</sup> An den Wasserfällen von Allerheiligen hatten sie vor Verfolgung ein sicheres Versteck in einer Felsspalte gefunden, die heute noch „Zigeunerhöhle“ heißt.<sup>16</sup>

Ressentiments begleiteten die Geschichte der Sinti und Roma also fast von Anfang an. Aber solange es in den Städten und Territorien keine effektive und zentrale Verwaltung gab, die die Vorbehalte in konkrete Verfolgungsmaßnahmen umsetzte, lebten die Sinti und Roma zwar unter erschwerteren Bedingungen als der größte Teil der übrigen Gesellschaft, aber sie lebten. Demgegenüber mussten nationalstaatliche Bestrebungen

<sup>11</sup> Nach Ruch, In den Boden (wie Anm. 6), S. 31.

<sup>12</sup> Ruch (wie Anm. 6), S. 33–38, unter Verwendung von Fasc. 764 des Archivs Freiherr von Franckenstein, Rentamt Offenburg.

<sup>13</sup> Nach Ruch (wie Anm. 6), S. 40, unter Verwendung von GLA 119/599.

<sup>14</sup> Ruch (wie Anm. 6), S. 40f.

<sup>15</sup> Ebd., S. 39.

<sup>16</sup> Ebd., S. 41. Dazu auch Heinz G. Huber, Die Ortenau – ein „Paradies für Jauner und Diebe“. Nichtsesshafte und Kriminalitätsbekämpfung im 18. Jahrhundert, in: Die Ortenau 92 (2012) S. 55–92, hier S. 58f.

überall in Europa und die Gründung des Deutschen Reichs 1871 eine Verschlechterung darstellen.<sup>17</sup> Im 20. Jahrhundert werden dann schon vor 1933 neue Möglichkeiten erdacht, das „Zigeunerproblem“ zu lösen. Eine „Sonderverordnung“ des Badischen Innenministeriums verbot 1908 „Zigeunern“ das „Reisen in Horden“. Bei einer reisenden Familie durfte von da an niemand angetroffen werden, der sich nicht als Familienmitglied ausweisen konnte. Und 1922 nutzte Baden als erstes deutsches Land „das Fingerabdruckverfahren ‚für die Zigeunerbekämpfung‘ [...] Umherziehende Zigeuner ab 14 Jahren müssen fortan in Baden mit einem ‚Z‘ für Zigeuner gekennzeichneten Ausweisblatt mit Foto, Fingerabdruck und Angaben zur Person bei sich führen“.<sup>18</sup>

Der Deutsche Städtetag startete schließlich 1929 eine Umfrage zur „Bekämpfung des Zigeunerwesens“.<sup>19</sup> An Städte mit mehr als 25 000 Einwohnern war sie gerichtet. 176 Antworten gingen ein. Unter denen, die den Zuzug oder Durchzug von „Zigeunern“ beklagten, waren Heidelberg, Mannheim und Pforzheim. Unter den Städten, die Anstrengungen unternahmen, „Zigeuner“ im Stadtgebiet sesshaft zu machen, ist keine badische Stadt. Pforzheim ist unter denen, die sie möglichst schnell wieder ausweist, Freiburg unter denen, die einen bestimmten Platz als Sammlungsplatz vorschreiben. Freiburg und Karlsruhe kontrollierten den Schulbesuch der Kinder, Mannheim möchte eine strenge Handhabung bestehender Vorschriften und sieht keinen Bedarf für weitere Maßnahmen. Pforzheim plädiert für eine deutschlandweite Handhabung der von der Kriminalpolizei aufgestellten Leitsätze. Auf dem Hintergrund von Wohnungsnot und Wirtschaftskrise lässt sich verstehen, warum sich die Städte wenig Mühe gegeben haben, darüber nachzudenken, wie viel sie selbst zu dem „Zigeunerproblem“ beigetragen haben.

---

<sup>17</sup> Julia-Karin Patrut, *Phantasma Nation. „Zigeuner“ und Juden als Grenzfiguren des „Deutschen“ (1770–1920)*, Würzburg 2014, stellt von Cervantes bis Franz Kafka Literatur vor, in der „Zigeuner“ in ihrer Bedeutung für den Selbstentwurf des „Deutschen“ eine Rolle spielen.

<sup>18</sup> Michail Krausnick, *Abfahrt Karlsruhe. Die Deportation in den Völkermord*, ein unterschlagenes Kapitel aus der Geschichte unserer Stadt. Karlsruhe, 2. Auflage 1991, S. 47 unter Berufung auf GLA 357/30980.

<sup>19</sup> Die Ergebnisse der Umfrage sind unter Berufung auf Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Bestand MInn 72578, *Zigeuner 1929–37* abgedruckt in: Neviye – Rundbrief des Rom e. V. 16 (November 2007) S. 6–8, digital unter [www.romev.de/wp-content/uploads/2013/PDF/Rundbrief-16.pdf](http://www.romev.de/wp-content/uploads/2013/PDF/Rundbrief-16.pdf) (abgerufen am 23. 2. 2016).

## 2. Die katholische Kirche und die Sinti und Roma in der Zeit des Nationalsozialismus: Bekanntes

Laut Register der sechs Bände der *„Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945“*<sup>20</sup> gibt es einen einzigen Vorgang, bei dem es um „Zigeuner“, genauer: um „Zigeunerkinder“, geht.<sup>21</sup> Joseph Godehard Machens, Bischof von Hildesheim, schrieb am 6. März 1943 dem Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Adolf Bertram, Erzbischof von Breslau, dass *„in den letzten Tagen [...] katholische Zigeunerkinder aus Heimen und Pflegestellen abgeholt worden [sind] durch die Polizei. Man befürchtet sehr, daß ihr Leben in Gefahr ist.“*<sup>22</sup> Der Hildesheimer Bischof weiter: *„Ich frage mich seit Tagen beklommenen Herzens, was kann geschehen, um unsere Glaubensbrüder zu schützen und zugleich vor unseren Gläubigen deutlich genug herauszustellen, daß wir weit von solchen Maßnahmen abrücken, die nicht nur Gottes- und Menschenrechte mißachten, sondern das moralische Bewußtsein im Volke untergraben und Deutschlands Namen schänden. Aus Liebe zum Deutschtum und zur nationalen Würde müssen wir nicht nur zur Regierung in Ehrerbietigkeit und Offenheit reden, sondern ebenso zu unseren Gläubigen. Die armen Opfer dürfen nicht den Vorwurf erheben können, daß nicht alles geschehen sei. Es darf in der deutschen Öffentlichkeit nicht der Eindruck entstehen, als wagten wir nicht laut das ‚Non licet tibi‘ zu sprechen<sup>23</sup>, oder als sei es das deutsche Volk selbst, das hinter den Maßnahmen gegen die Nichtarier stehe. Die Regierung selber muß es*

<sup>20</sup> Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945, 6 Bände, Band 1–3 für die Zeit von 1933–1936 hg. von Bernhard Stasiewski. Mainz 1968–1979; Band 4–6 für die Zeit von 1936–1945 hg. von Ludwig Volk. Mainz 1981–1985.

<sup>21</sup> Da heute bewusst ist, wie viele negative Zuschreibungen das Wort „Zigeuner“ mit vermittelt, wird es in Anführungszeichen gesetzt. In der Vergangenheit ist es bis in die 1970er-Jahre benutzt worden. Die gesamte Bevölkerungsgruppe, die ihrerseits aus unterschiedlichen eigenständigen Ethnien besteht, wählte auf dem ersten Weltkongress der Roma-Nationalbewegung 1971 in London als Selbstbezeichnung „Roma“. Die Ethnie der Roma, die in Deutschland am häufigsten lebt, sind „Sinti“ bzw. in der Einzahl „Sinto“ und „Sinteza“. Sinti und Roma sind in Deutschland wie Dänen, Friesen und Sorben als nationale Minderheit anerkannt. Vgl. „Was sind ‚Zigeuner‘ bzw. Sinti und Roma?“ in: Karl-Heinz Meier-Braun, Die 101 wichtigsten Fragen. Einwanderung und Asyl. München, 2. Auflage 2015, S. 70–73.

<sup>22</sup> Nr. 823 Machens an Bertram, in: Volk, Akten deutscher Bischöfe, Bd. 6 (wie Anm. 20), hier S. 39.

<sup>23</sup> Bischof Joseph Godehard zitiert hier Mt 14, 4, die Zurechtweisung des Herodes durch Johannes den Täufer, was diesen seinen Kopf kostete.

*wissen, daß die Bischöfe genötigt sind, laut zu ihren Gläubigen zu sprechen, wenn die Maßnahmen fortgesetzt werden, weil sie diese Belehrung ihrer Herde schuldig sind und von Gott zu Schützern der Bedrängten bestellt sind.*<sup>24</sup>

Die Antwort Kardinal Bertrams vom 10. März 1943 offenbart sein Dilemma, entscheiden zu müssen, „*was zur Klarhaltung der Stellungnahme der Kirche gegenüber den beregten[!] Maßnahmen geschehen könne, ohne noch schädlichere Folgen herbeizuführen*“.<sup>25</sup> Und er fährt fort: „*Bei Durchsicht Ihrer Darlegungen kommt mir der Gedanke, daß es zeitgemäß sein würde, von neuem darzulegen, welche eminente und grundlegende Bedeutung der Dekalog für das gesamte Volksleben hat. Es kann das in rein sachlicher Weise geschehen ohne umfangreiche Erörterungen, doch mit größter Offenheit und warmer Eindringlichkeit.*“<sup>26</sup> Es folgen weitere Überlegungen zur Notwendigkeit der Einhaltung der Zehn Gebote und über die Art und Weise, wie Hirtenworte zu veröffentlichten sind. Kurz und gut: Die von Machens geforderte öffentliche Stellungnahme möchte Bertram in Form eines gemeinsamen Hirtenwortes über die Bedeutung der Zehn Gebote leisten. Der später sogenannte Dekaloghirtenbrief wurde am 19. August 1943 beschlossen und im September in allen Kirchen verlesen.<sup>27</sup> Der Passus zum fünften Gebot „*Du sollst nicht töten*“ ist eindringlich und nennt alle Menschengruppen, die „*angeblich im Interesse des Gemeinwohls*“ getötet werden, klagt aber an keiner Stelle konkret Täter an und stellt keine Verbindung zum Anliegen von Bischof Joseph Godehard her. Hier ist nicht der Platz, um die Strategie der Bischofskonferenz und ihres Vorsitzenden gegenüber dem Nationalsozialismus darzustellen, die nicht nur hier wenig öffentlichkeitswirksam war und in der Regel zu spät erfolgte. Der Antwort von Kardinal Bertram konnte Machens entnehmen, dass jeder einzelne Bischof für sich handeln musste, wollte er nicht tatenlos dem Unrecht zusehen, das in seinem Bistum geschah.

<sup>24</sup> Machens an Bertram, S. 39.

<sup>25</sup> Nr. 824 Bertram an Machens, in: Volk, Akten deutscher Bischöfe, Bd. 6: (wie Anm. 20), S. 40–42, hier S. 40.

<sup>26</sup> Ebd., S. 40.

<sup>27</sup> In Hildesheim am 19. und 26. September 1943. Vgl. zum Vorgang Wilhelm Solms, „Sie sind zwar getauft, aber ...“. Die Stellung der Kirchen zu den Sinti und Roma in Deutschland, in: *theologie. geschichte* 1 (2006) S. 107–129, hier S. 110. Digital einsehbar unter [www.univer-saar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg](http://www.univer-saar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg) (abgerufen am 23. 2. 2016).

Für das Erzbistum Freiburg sind die Unterlagen aus der fraglichen Zeit nicht publiziert. Von daher müssen die Akten des Erzbischöflichen Archivs vor Ort durchgeschaut werden. Unter dem Betreff „*Juden u. a., Fürsorge für Nichtarier, Rassenfrage*“ findet sich die Information, dass Erzbischof Conrad Gröber am 5. April 1943 an das „*Commissariat[!] der Fuldaer Bischofskonferenz*“ geschrieben hat, um die Freilassung der Familie Jakob Reinhardt zu erwirken.<sup>28</sup> Das Kommissariat bildete die Anlaufstelle der katholischen Bischöfe Deutschlands für die Kontakte zu staatlichen Behörden, Parteistellen und zur Gestapo.<sup>29</sup>

Am 11. Mai 1943 leitete Gröber an Bischof Heinrich Wienken, der seit Dezember 1937 die Leitung des Kommissariats innehatte<sup>30</sup>, ein anonymes Schreiben weiter, in dem darum gebeten wird, den angehängten „*Tatsachenbericht*“ zu prüfen, da es „*um 14 000 gläubige Katholiken*“ gehe. Der Bericht beginnt mit: „*Alle Zigeuner, [!] sowie Zigeunermischlinge werden in das Konzentrationslager Auschwitz O[ber]S[chlesien] gebracht.*“ Sie sollen zwangssterilisiert werden. Und: „*Man geht systematisch dazu über, unseren Stamm auszurotten, und wir sind der festen Überzeugung, daß dies ohne Wissen der höheren und höchsten Stellen geschieht.*“ Daher wolle der anonyme Schreiber „*diese Vorgänge zur Kenntnis [...] bringen und um Fürsprache und Prüfung [...] bitten*“.<sup>31</sup>

Der Verfasser der Bittschrift berichtet von einer Razzia im Jahr 1937, nach der alle, die keine Arbeit hatten, in ein Konzentrationslager gesteckt wurden, „*woselbst die meisten verstorben sind*“. Er spielt damit auf den sogenannten „*Asozialenerlass*“ aus dem Dezember 1937 an, aufgrund dessen Sinti in ein KZ eingewiesen werden konnten.<sup>32</sup> Die Bittschrift folgert daraus, dass es nach diesen Aktionen gar keine „*asozialen*“ Mitglieder ihres Stammes mehr habe geben können. Daher ist für die Bittschrift klar, dass es nicht um „*asozial*“ oder nicht geht, sondern um grundsätzliche Vernichtung, denn „*Frauen und Kinder [werden] in Kon-*

<sup>28</sup> EAF, B2-28-12, „Juden u.a. Fürsorge für Nichtarier; Rassenfrage, Vol. 1 1943–1944“ (= Generalia Erzbistum Freiburg, Rubrik Kirche und Religion).

<sup>29</sup> Martin Höllen, Heinrich Wienken, der „unpolitische“ Kirchenpolitiker. Eine Biographie aus drei Epochen des deutschen Katholizismus. Mainz 1981, S. 54.

<sup>30</sup> Ebd., S. 55.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Arnulf Moser, „Zigeuner“ und „negroide Bastarde“ – Zwangssterilisationen aus rassischen Gründen beim Gesundheitsamt Konstanz 1933–1945, in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 69 (2012) S. 203–216, hier S. 206.

zentrationenlager gesteckt, ganze Familien nur wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem Stamme dort sterben“ gelassen.

Dass nicht nur männliche, arbeitsfähige Sinti verhaftet und ins KZ Dachau deportiert wurden, wie bei der als „vorbeugende Verbrechensbekämpfung“ deklarierten Verhaftungswelle vom 13. bis 18. Juni 1938<sup>33</sup>, sondern ganze Familien, geschah im Mai 1940. Zuvor waren vom 25. bis 27. Oktober 1939 „Fahndungstage“ durchgeführt worden. Die Ortspolizeibehörden erfassten und zählten alle Sinti und Roma und ließ sie eine „Verpflichtungserklärung“ unterschreiben, dass sie unter Androhung der Einweisung in ein KZ den Ort, an dem sie sich zu dem Zeitpunkt befinden, nicht verlassen. „Manche Familien wurden so von einem auf den anderen Tag getrennt.“<sup>34</sup> Die nun „festgesetzten“ Sinti und Roma befanden sich von da an in Zwangslagern, von denen aus im Mai 1940 aus den Bereichen ausgewählter Kriminalpolizeistellen, darunter auch Stuttgart, 2800 Personen ins Generalgouvernement Polen abgeschoben wurden.<sup>35</sup> Von Ende Februar 1943 an wurde als Ziel der Massendeportationen das „Zigeunerlager“ in Auschwitz-Birkenau bestimmt, wo die Zustände so grauenhaft waren, dass bis zum Ende des Jahres 70 % aller Eingelieferten an Entkräftung starben.<sup>36</sup> Auch wenn möglicherweise der Autor bzw. die Autorin der Bittschrift noch nichts von den Krematorien in Auschwitz wusste, verknüpft die Schrift „Deportation nach Auschwitz“ mit „Ausrottung unseres Stammes“.

Am 29. Mai 1943 antwortete Wienken Erzbischof Gröber und legte „ein kurzes Exposé über die Lage der Zigeuner nebst einer Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen“ bei. Dieses vierseitige Exposé referiert aus der Gesetzessammlung „Das neue deutsche Reichsrecht“, dass es „eigentliche Zigeuner“ gebe und „nach Zigeunerart umherziehende Personen“ und dass das Reichskriminalpolizeiamt feststelle, wer als „eigentlicher“ Zigeuner anzusehen sei. Das Reichskriminalpolizeiamt – mit der Hervorhebung von „kriminal“ durch Gesperrrschreibung – sei deshalb zuständig, so das Exposé, weil „die Zigeuner wohl wegen ihres ‚Umherziehens‘ in Bezug auf Wohnsitten und Berufstätigkeit als asozial

<sup>33</sup> Karola Fings, Nationalsozialistische Zwangslagern für Sinti und Roma, in: Wolfgang Benz/Barbara Diestel/Angelika Königseder (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager Bd. 9. München 2009, S. 192–217, hier S. 197f.

<sup>34</sup> Ebd., S. 203.

<sup>35</sup> Ebd. und Krausnick, Abfahrt Karlsruhe (wie Anm. 18), S. 41.

<sup>36</sup> Fings, Zwangslagern (wie Anm. 33), S. 211.



betrachtet werden“. „Asozial“ ist unterstrichen. Das Reichskriminalpolizeiamt nehme bei seiner Begutachtung die Hilfe der „Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ und der Rassenhygienischen Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes in Anspruch. Referiert wird, wie die Rassenbiologie „Zigeuner“ klassifiziert und welche gesetzlichen Sonderbestimmungen für sie gelten. Es folgt Abschnitt „III. Sondermassnahmen[!] ohne gesetzliche Regelung werden durchgeführt in ähnlicher, aber doch nicht gleicher Weise wie gegen die Juden“. Unterstrichen ist dabei im Text „Sondermassnahmen ohne gesetzliche Regelung“.<sup>37</sup> Für die Frage, welche Informationen das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg spätestens im Mai 1943 besaß, ist das Exposé eine wichtige Quelle. Über Reaktionen im Ordinariat auf diese Informationen ist nichts bekannt.<sup>38</sup>

In „Zur Lage der Zigeuner“ heißt es: „Es war bisher noch nicht möglich, authentische Auskunft über diese, nicht gesetzlich geforderten, aber doch amtlichen Maßnahmen zu erhalten. In der Praxis [„Praxis“ im Text unterstrichen] konnte beobachtet werden, dass Zigeuner aus ihren Wohnbezirken und Arbeitsstätten entfernt und gruppenweise abtransportiert wurden; wohl in ähnlicher Weise wie die Juden, aber nicht mit den Juden zusammen. Wohin sie gekommen sind, konnte noch nicht festgestellt werden. In den Abwanderungsbezirken, in die die Juden gebracht worden sind, scheinen sie nicht zu sein; neuerdings verlautet, dass sie nach Auschwitz kämen.

Zigeunerkinder wurden planmässig[!] aus Heimen und Familien, wo sie untergebracht waren, entfernt und ebenfalls abtransportiert. Auch die als Hausangestellte und Pflegekinder in katholischen Heimen untergebrachten Kinder wurden behördlicherseits herausgeholt. Es steht auch noch nicht fest, wohin die Kinder gebracht worden sind.

Diese Massnahmen[!] gegen die Zigeuner scheinen nach und nach gegen kleine Gruppen durchgeführt zu werden, sodass sie kaum bekannt werden, weshalb die Beobachtung und Verfolgung der Lage der Zigeuner überaus schwierig wird, da solche kleinen Aktionen, die häufig auch nur gegen Einzelpersonen durchgeführt werden, entweder garnicht[!]

<sup>37</sup> „Zur Lage der Zigeuner“, in: EAF, B2-28-12 (wie Anm. 28).

<sup>38</sup> Romani Rose kann nur auf den „Dekaloghirtenbrief“ verweisen: Romani Rose, „... wenn unsere katholische Kirche uns nicht in ihren Schutz nimmt“. Die katholischen Bischöfe und die Deportation der Sinti und Roma nach Auschwitz-Birkenau. Heidelberg 2008, S. 10.



*bekannt werden oder so spät, dass genauere Feststellungen nicht mehr möglich sind.*

*Nähere Feststellungen, ob Sterilisierung [„Sterilisierung“ im Text unterstrichen] behördlicherseits angeordnet, zwangsweise gefordert und durchgeführt wird gegen nicht erbkrankte Zigeuner, konnte ebenfalls bisher noch nicht [mit] Sicherheit festgestellt werden. Gerüchtweise verlautet, dass diskutiert worden sei, ob Sterilisierungen oder Unterbringung in einer Art Ghetto in Frage kommen sollte und ob die davon betroffenen Personen vor die Wahl gestellt werden sollen, welches Schicksal sie vorziehen.*

IV. Religions- bzw. Konfessionszugehörigkeit der Zigeuner [komplette Überschrift unterstrichen].

*Einwandfreie statistische Unterlagen fehlen. Rücksprache mit Zigeuner-Stammesführern und Zigeuner-Hauptmännern ergab, dass die Zigeuner sich fast durchweg als katholisch betrachten und bezeichnen. Eine Sonder-Erfassung der Zigeuner in der Pfarrseelsorge war nur in einigen Pfarreien durchgeführt worden, daher fehlt eine einwandfreie Statistik, wieviel von den obenerwähnten 35 000 bis 40 000 in Deutschland lebenden Zigeunern der katholischen Kirche angehören.<sup>39</sup>*

Erstaunlich an diesem Exposé ist seine Ahnungslosigkeit. Anders als die Bittschrift verknüpft es „Auschwitz“ nicht mit der Gefahr für Leib und Leben von Massen von Sinti und Roma, für die man die Zahl von 22 700 errechnet hat.<sup>40</sup> Das Exposé kennt auch keine öffentlichen Ausschreitungen gegen Sinti und Roma, sondern spricht von „kleinen Aktionen“. Hinsichtlich der „Sterilisationen“ interessiert, ob sie auch gegen nicht erbkrankte „Zigeuner“ behördlich angeordnet werden. Daraus kann indirekt geschlossen werden, dass bei erbkranken „Zigeunern“ gegen eine Sterilisation nichts einzuwenden ist. Diese Position stände der von Joseph Mayer nahe, seit 1927 Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Caritas“. Dass in Pfarreien keine „Sonder-Erfassung der Zigeuner“ vorgenommen worden ist, spricht für die Pfarreien. Das machte es dem Leiter der „Rassenhygienischen und Bevölkerungsbiologischen Forschungsstelle“, Robert Ritter, schwerer, die Kirchenbücher für seine Zwecke zu nutzen.<sup>41</sup>

<sup>39</sup> „Zur Lage der Zigeuner“ (wie Anm. 37).

<sup>40</sup> Fings, Zwangslager (wie Anm. 33), S. 210.

<sup>41</sup> Umstritten ist, ob tatsächlich katholische Pfarrer Ritters Mitarbeitern bei der Ausfindigmachung von „Zigeunern“ geholfen haben. Vgl. Solms, „Sie sind zwar getauft“, S. 113f.

Wenn die im Ordinariat Freiburg eingegangenen Einschätzungen über die „Lage“ der „Zigeuner“ den Vergleich mit dem Vorgehen gegen Juden herstellen, ist zu fragen, warum die kirchlichen Vertreter nicht auch ihr „Verhalten“ gegenüber Sinti und Roma dem gegenüber Juden angeglichen haben. Die Rassenlehre hat die katholische Kirche immer als mit den Schöpfungsberichten nicht übereinstimmend verurteilt. Papst Pius XI. hat diese Kritik in seiner Enzyklika *„Mit brennender Sorge“* des Jahres 1937 öffentlich gemacht. Weil für die Kirche das Glaubensbekenntnis wichtiger als die Rasse ist, hat sie zum Christentum übergetretene Jüdinnen und Juden verteidigt und auch alle, die ein jüdisches Eltern- oder Großelternanteil hatten und deshalb für den Nationalsozialismus als Juden galten, selbst wenn sie von Kindheit an getauft waren. Analog hätte gegenüber den Sinti und Roma gefolgert werden müssen: Ob sie vom nationalsozialistischen Staat als „minderwertige Rasse“ eingestuft werden oder nicht, ist irrelevant, entscheidend ist ihr Glaube. Und der war katholisch. Für eine Verteidigung ihrer Sinti durch die katholische Kirche gibt es aber bisher keine Belege. Deswegen ist zu fragen, ob es nicht andere Gründe gab, sich nicht um Sinti und Roma zu kümmern, und diese möglicherweise darin zu suchen sind, dass die Ausgrenzungsmechanismen durch die Nationalsozialisten ihnen gegenüber seitens vieler Katholikinnen und Katholiken akzeptiert wurden.<sup>42</sup>

### 3. Was ist zu tun?

a) Am 15. März 2013 hat in der Stuttgarter Domkirche St. Eberhard ein ökumenischer Gottesdienst anlässlich der Verschleppung der Sinti

<sup>42</sup> Antonia Leugers ist nach Konsultation der seit 2012 der wissenschaftlichen Forschung zugänglichen Tagebücher von Michael Kardinal von Faulhaber, Erzbischof von München, zur Überzeugung gelangt, dass die anonyme Bittschrift, die Anfang Mai Erzbischof Conrad Gröber erreicht hat, von einem Sinto stammt, der unter dem Namen „Adler“ versucht hatte, am 5. April bei Kardinal Faulhaber einen Gesprächstermin zu bekommen. Mit Bezug auf Faulhaber fragt sich Leugers, ob er *„auf dem Hintergrund seiner negativ besetzten Sicht auf Sinti und Roma überhaupt die Bemerkung des Katholiken Adler ‚14 000 Zigeuner im Reichsgebiet sollen in ein Lager gesammelt und sterilisiert werden‘, in jeder Hinsicht als staatliche Unrechtsmaßnahme gegenüber den Angehörigen dieser Minderheit ansah. Eine Internierung wertete Faulhaber grundsätzlich als erlaubtes Mittel des Staates gegenüber bestimmten Gruppen“*. So Antonia Leugers, *„die Kirche soll einschreiten“*. Hilferufe von Sinti und Roma angesichts ihrer Deportation 1943, in: *theologie.geschichte* 8 (2013) ohne Seitenzählung, digital unter: [http:// universaar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg/article/viewArticle/548/587](http://universaar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg/article/viewArticle/548/587) (abgerufen am 23. 2. 2016).

und Roma aus Baden-Württemberg nach Auschwitz 70 Jahre zuvor stattgefunden. In diesem Gottesdienst sprach auch der Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Gebhard Fürst, von der Mitschuld der Kirchen an den Verbrechen gegen die Sinti und Roma.<sup>43</sup> Konkret hatte er das Schicksal der aus dem katholischen Kinderheim St. Josefspflege in Muldingen im Mai 1944 deportierten Sintikinder vor Augen.<sup>44</sup> Einen so offensichtlichen aktenkundigen Fall über die Beziehung zwischen ermordeten Sinti und Roma und der katholischen Kirche gibt es im Erzbistum Freiburg nicht. Aber es ist unwahrscheinlich, dass im gesamten Erzbistum alle Romakinder bei ihren Eltern bleiben durften. Daher sind die Unterlagen aller Kinderheime und Waisenhäuser sowohl danach zu durchsuchen, ob unter den aufgenommenen Kindern solche von Romafamilien waren, als auch danach, ob Kinder im Auftrag amtlicher Behörden abgeholt wurden.<sup>45</sup>

b) Neben den Kinderheimen waren es die Schulen und die Fürsorgeeinrichtungen der Caritas, die behördlicherseits merken mussten, wie sich die Lebensbedingungen der Sinti und Roma verschlechterten. Wie haben die katholischen Lehrerinnen und Lehrer reagiert, als 1933 Roma-schülerinnen und -schüler aus den Regelschulen in Hilfsschulen abgedrängt wurden und spätestens 1941 auch diese verlassen mussten?<sup>46</sup> Haben die Caritas-Einrichtungen die gesellschaftlich propagierten Einschätzungen übernommen?

c) Dort, wo Regionalstudien zur Geschichte und zum Schicksal der Sinti und Roma vorliegen, weiß man, wo Sinti lebten, und kennt vielleicht sogar ihre Namen. Damit bestehen gute Chancen herauszufinden, wie sich Christinnen und Christen in ihrem Umfeld und die Kirchengemeinden zu ihren Glaubensgeschwistern verhielten. Als Beleg, dass Sinti in unmittelbarer Nachbarschaft lebten und ihr Schicksal daher bemerkt worden sein muss, mögen die folgenden Beispiele aus Karlsruhe, Heidelberg und Neckarelz dienen.

<sup>43</sup> Vgl. <http://www.drs.de/service/presse/a-pflicht-zum-erinnern-00004681.html> (abgerufen am 23. 2. 2016).

<sup>44</sup> Ausstellungskatalog Auschwitz (wie Anm. 1), S. 231–233.

<sup>45</sup> Mit Schnellbrief des Reichsministers des Innern vom 19. Dezember 1942 sind die Gau- und Landesjugendämter aufgefordert worden, „bis 15. Januar 1943 eine Aufstellung über die in Heimerziehung befindlichen minderjährigen Zigeuner einzureichen. Fehlanzeige ist erforderlich“. Ausstellungskatalog Auschwitz (wie Anm. 1), S. 229.

<sup>46</sup> Fings, Zwangslager (wie Anm. 33), S. 202.

Im Gebiet zwischen den heute zu Karlsruhe gehörenden Gemeinden Hagsfeld, Grötzingen und Durlach hatten die Sintifamilien Weiss und Meinhardt für ihre nicht mehr fahrtüchtigen Wohnwagen am Ufer der Pfinz einen Platz gepachtet. Zwischen 1922 und 1934 gab es einen „gespenstischen Papierkrieg“ „zwischen den drei Bürgermeister, zwischen Kriminalpolizei, Bauamt, Bezirksamt, Schulverwaltung bis hinauf ins Badische Innenministerium. Neben den gängigen Vorurteilen zeigen diese Akten eines sehr deutlich: auch Anpassung ist nicht gefragt, zumindest zwei der drei Gemeinden wollen mit allen Mitteln die Selbsthaftwerdung[!] der ‚Zigeuner‘ verhindern, und die Sachbearbeiter in den Ämtern und die Polizisten vor Ort beteiligen sich an der ‚Zigeunerhatz‘.“<sup>47</sup> In der dritten Gemeinde, Hagsfeld, war das anders. In einer Unterschriftenaktion versicherten die direkten Nachbarn, dass sie sich durch die „Zigeuner“ an der Grenze ihrer Gemeinde nicht gestört fühlten.<sup>48</sup>

Zu prüfen und zu untersuchen ist, ob es in der fraglichen Zeit auch in den betroffenen katholischen Pfarrgemeinden Diskussionen über ihr Verhältnis zu den beiden Sintifamilien gab und welcher Gemeinde sich die beiden Familien verbunden fühlten. In Karlsruhe-Grötzingen gab es die Notkirche Heilig Kreuz, die dem 1925 zur Kuratie erhobenen Pfarrbezirk als Kirche diente, erst 1956 wurde die Kuratie Pfarrei.<sup>49</sup> Derzeit gehören die katholischen Christinnen und Christen aus Hagsfeld zur Pfarrgemeinde St. Hedwig, Waldstadt, die 1960 als Kuratie von St. Martin in Rintheim abgetrennt wurde.<sup>50</sup> Da die Filialkirche Bruder Klaus in Hagsfeld erst 1976/77 erbaut ist<sup>51</sup>, besuchten die Katholikinnen und Katholiken von Hagsfeld in der fraglichen Zeit bis 1945 die Kirche von Rintheim. Eventuell sind daher auch die Unterlagen von Rintheim zu konsultieren.

Nach einer Liste von Polizei-Sergeant Böhmann aus dem Jahr 1916 wohnten insgesamt 24 Sintifamilien in Heidelberg in der Schlierbacher Landstraße, in der Karlstraße, am Eselspfad, in der Kleinen Mantelgasse,

<sup>47</sup> Krausnick, Abfahrt Karlsruhe (wie Anm. 18), S. 46.

<sup>48</sup> Ebd., S. 46.

<sup>49</sup> Realschematismus der Erzdiözese Freiburg i.Br., Karlsruhe 2001, S. 363.

<sup>50</sup> Ebd., S. 355.

<sup>51</sup> Ebd., S. 356.

der Pfaffen- und der Semmelsgasse.<sup>52</sup> Die „Zigeunerkontrolle“ vom Mai 1934 zählte „95 Zigeuner, die größtenteils seit Jahren hier ansässig sind“ und „ausnahmslos die deutsche Staatsangehörigkeit“ besitzen.<sup>53</sup> Der NSDAP und dem Verein Alt-Heidelberg waren sie ein Dorn im Auge, und es gelang ihnen, die Stadtverwaltung, das Sozialamt und die Polizei dazu zu bewegen, auf die Sintifamilien Druck auszuüben und sie zum Verlassen von Heidelberg zu nötigen.<sup>54</sup> Im Verlauf des Jahres 1936 zogen die meisten nach Ludwigshafen um, wo sie in Rüstungsbetrieben und bei der BASF Zwangsarbeit leisten mussten.<sup>55</sup> Übrig blieben nur noch die fünf Familien Birkenfelder Senior, Köhler, Franz, Steinbach und Winter mit zusammen 21 Personen.<sup>56</sup> Sie wurden im Frühjahr 1943 nicht nach Auschwitz deportiert, weil der zuständige Heidelberger Kriminalbeamte Johann Herold den Anordnungen der vorgesetzten „Zigeunerpolizeileitstelle“ in Karlsruhe nicht Folge leistete, die Deportation verzögerte und in den letzten Kriegsmonaten die Deportationsbefehle vernichtete.<sup>57</sup> War das seine einsame Entscheidung? Wie verhielten sich die Heidelberger Nachbarn?

In Neckarelz diente die Volksschule als einer der Außenlager-Standorte des KZs Natzweiler-Struthof. Die Neckarelzer KZ-Häftlinge wurden gebraucht, um einen Gipsstollen in Obrigheim zu vergrößern. In die unterirdische Grube sollte die Fertigung von Daimler-Benz-Motoren verlegt werden, nachdem das Motorenwerk Genshagen bei Berlin Anfang März 1944 bei einer Bombardierung schwer beschädigt worden war.<sup>58</sup> Am 18. April traf ein Transport von 79 Sinti und Roma in Neckar-

<sup>52</sup> Ilona Lagrene/Michail Krausnick, Die Verfolgung der Heidelberger Sintifamilien während der NS-Zeit. Vortrag zum 50. Gedenktag der Befreiung von Auschwitz, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2006, S. 147–157, hier S. 149.

<sup>53</sup> Zitiert aus dem Bericht der Polizeidirektion Heidelberg vom Dezember 1935 nach Lagrene/Krausnick, Heidelberger Sintifamilien (wie Anm. 52), S. 150.

<sup>54</sup> Ausführlich bei: Hans-Martin Mumm, „XXII Polizei. Nr. 2 Sicherheit. Massnahmen gegen Zigeuner“. Carl Neinhaus und die Heidelberger Sinti 1935/36, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 8 (2003/04) S. 89–95.

<sup>55</sup> Lagrene/Krausnick, Heidelberger Sintifamilien (wie Anm. 52), S. 152.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Ebd., S. 155.

<sup>58</sup> Dorothee Roos, Schule der Erinnerung. Die neue Gedenkstätte in Neckarelz veranschaulicht die Geschichte der Konzentrationslager am Neckar, in: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 2012, Heft 1, S. 12–14, hier S. 12.

elz ein. Sie waren im Dezember 1943 von Auschwitz nach Natzweiler-Struthof geschafft worden, weil dort an ihnen Fleckfieberversuche vorgenommen werden sollten.<sup>59</sup> Nun hatten sie in Tag- und Nachtschicht im und am Stollen zu arbeiten. Pro Schicht waren 75–100 KZ-Häftlinge in einem Klassenzimmer untergebracht. Bis zum Kommen der Amerikaner am 1. April 1945 war das Außenlager in Betrieb. Die Einwohner von Neckarelz konnten täglich das Kommen und Gehen der Häftlinge nach Obrigheim sehen.<sup>60</sup> Was dachten sie über sie?<sup>61</sup>

d) Wo es noch keine Regionalstudien gibt, müsste mit Vorarbeiten begonnen werden. Als Anhaltspunkt könnten die 1993 publizierten „Hauptbücher“ des „Zigeunerlagers“ von Auschwitz-Birkenau dienen.<sup>62</sup> In ihnen sind dorthin verschleppte Sinti und Roma mit Geburtsdatum und Geburtsort verzeichnet, es sei denn, sie wurden sofort nach der Ankunft in die Gaskammern geschickt. Das „Hauptbuch“ für die Männer enthält 10 094 Namen, das für die Frauen 10 849. Die beiden „Hauptbücher“ sind nur deshalb nicht vor der Ankunft der russischen Armee vernichtet worden, weil einer der Schreiber, der politische Häftling Tadeusz Joachimowski, sie zusammen mit zwei Mithäftlingen vergraben hat, als er erfuhr, dass das „Zigeunerlager“ „liquidiert“ und die verbliebenen Menschen vergast werden sollten, was am 2. August 1944 geschah.<sup>63</sup> Es

<sup>59</sup> Arno Huth, Verfolgung der Sinti, Roma und Jenischen im ländlichen Raum des Kraichgaus, des Neckartales, des Elztales und des Baulandes. Eine Dokumentation. Mosbach-Neckarelz 2009, S. 97 mit Liste, auf der die Kennzeichnung als „Zigeuner“ zu erkennen ist. Ebd. S. 89–92, Abschnitt „Überstellung von ‚Zigeunerhäftlingen‘ zu Fleckfieber-Versuchen ins KL Natzweiler“ mit Hinweis auf: Anita Awosusi/Andreas Pflock, Sinti und Roma im KZ Natzweiler-Struthof. Anregungen für einen Gedenkstättenbesuch. Heidelberg 2006.

<sup>60</sup> Huth, Verfolgung der Sinti (wie Anm. 59), S. 104.

<sup>61</sup> Im Oktober 2011 wurde die neue Gedenkstätte Neckarelz im Gebäude der ehemaligen Comenius-Förderschule eröffnet. Sie liegt der Grundschule Neckarelz, und damit dem ehemaligen KZ, direkt gegenüber. Roos, Schule der Erinnerung (wie Anm. 58), S. 14.

<sup>62</sup> Memorial Book. The Gypsies at Auschwitz-Birkenau [...] Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, hg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg. 2 Bände, München 1993. Band 1 enthält die Namen der Frauen, Band 2 die der Männer. Im Folgenden wird Band 1 abgekürzt mit „Hauptbuch Frauen“, Band 2 mit „Hauptbuch Männer“.

<sup>63</sup> Thomas Grotum, Das digitale Archiv. Aufbau und Auswertung einer Datenbank zur Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz. Frankfurt/Main 2004, S. 98. Die Bücher wurden erst 1949 geborgen. Feuchtigkeit hat sie teilweise zerstört, weswegen manches unleserlich ist. Offensichtliche Fehler bei den Ortsnamen können sowohl auf Schreib- als auch auf Lesefehler zurückgehen. Es wird die Schreibweise der „Hauptbücher“ übernommen und durch nachgestelltes „[!]“ auf vermutete Fehler hingewiesen.

finden sich, wie zu erwarten, Personen aus all den Städten der Erzdiözese, die sich bei der Städtetagsumfrage 1929 mit einem „*Zigeunerproblem*“ gemeldet hatten. Stellvertretend seien Augusta Petermann, geboren am 7. Mai 1884 in Freiburg<sup>64</sup>, Agatha Bamberger, geboren am 12. Januar 1923 in Heidelberg<sup>65</sup>, Mitzi Wuchinger, geboren am 11. Februar 1930 in Karlsruhe<sup>66</sup>, Marie Reinhardt, geboren am 29. April 1930 in Mannheim<sup>67</sup>, und Berta Wagner, geboren am 6. Oktober 1919 in Pforzheim<sup>68</sup>, genannt. Notiert sind dann aber auch Menschen u. a. aus den Geburtsorten Achern (Friderika Wagner, geboren am 25. Juni 1931)<sup>69</sup>, Auggen (Martha Reinhardt, geboren am 20. November 1930)<sup>70</sup>, Bernau (Heinz Schmidt, geboren am 8. Oktober 1890)<sup>71</sup>, Blumberg (Karl Steinbach, geboren am 7. Oktober 1923)<sup>72</sup>, Bondorf[!] (Luise Lauster, geboren am 1. März 1933)<sup>73</sup>, Bruchsal (Martha Franz, geboren am 20. Dezember 1908)<sup>74</sup>, Donau Oschingen[!] (Johann Nock, geboren am 28. Juni 1932)<sup>75</sup>, Durlach (Franz Reinhardt, geboren am 11. September 1909)<sup>76</sup>, Hohentengen (Maria Winter, geboren am 24. Juli 1931)<sup>77</sup>, Meßkirch (Gertrud Reinhardt, geboren am 20. Juni 1942)<sup>78</sup>, Mosbach (Else Reinhardt, geboren am 12. September 1940)<sup>79</sup>, Pfohren (Josefa Winterstein, geboren am 12. Juni 1863)<sup>80</sup>, Reichenbach (Josef Junker, geboren am 24. Oktober 1900)<sup>81</sup>, St. Georgen (Julianne Nock, geboren am 29. Mai 1937)<sup>82</sup>, Schopfheim (Karl Eckstein, geboren am 4. Dezember 1894)<sup>83</sup>,

---

<sup>64</sup> Hauptbuch Frauen (wie Anm. 62), Nr. 598.

<sup>65</sup> Ebd., Nr. 2316.

<sup>66</sup> Ebd., Nr. 1444.

<sup>67</sup> Ebd., Nr. 4768.

<sup>68</sup> Ebd., Nr. 5559.

<sup>69</sup> Ebd., Nr. 5668.

<sup>70</sup> Ebd., Nr. 4713.

<sup>71</sup> Hauptbuch Männer (wie Anm. 62), Nr. 2866.

<sup>72</sup> Ebd., Nr. 3066.

<sup>73</sup> Hauptbuch Frauen (wie Anm. 62), Nr. 4677.

<sup>74</sup> Ebd., Nr. 3382.

<sup>75</sup> Hauptbuch Männer (wie Anm. 62), Nr. 4200.

<sup>76</sup> Ebd., Nr. 4175.

<sup>77</sup> Hauptbuch Frauen (wie Anm. 62), Nr. 10634.

<sup>78</sup> Ebd., Nr. 5962.

<sup>79</sup> Ebd., Nr. 5663.

<sup>80</sup> Ebd., Nr. 3179.

<sup>81</sup> Hauptbuch Männer (wie Anm. 62), Nr. 2606.

<sup>82</sup> Hauptbuch Frauen (wie Anm. 62), Nr. 5575.

<sup>83</sup> Hauptbuch Männer (wie Anm. 62), Nr. 4170.

Siegmaringen[!] (Anton Winter, geboren am 31. Februar 1938[!])<sup>84</sup> und Tiengen (Augustine Wagner, geboren am 24. Juni 1922)<sup>85</sup>. Sind sie in der zuständigen Pfarrei getauft worden? Gibt es außerdem über sie Eintragungen in den Kirchenbüchern? Sind Geschwister verzeichnet? Weiß man, ob und wann sie aus ihren jeweiligen Geburtsorten weggezogen sind? Und wie verhielten sich die Einwohnerinnen und Einwohner der jeweiligen Orte ihnen gegenüber?

#### 4. Fazit

Im Abstand von mehr als siebenzig Jahren auf die Zeit des Nationalsozialismus lässt sich erkennen, wie viele Rädchen zusammenwirkten, um eine Maschinerie in Gang zu setzen, die Menschen quälte und tötete. Und hinter jedem Rädchen standen selbst auch Menschen. Merkten sie, dass sie andere quälten? Jede Ausnahme im Meer der Unmenschlichkeit belegt, dass Mitläufertum nicht die einzige Lösung bleiben musste.

Der zeitliche Abstand schärft auch den Blick, um unhinterfragte Zuschreibungen und Annahmen zu erkennen, die Menschen schon ins Abseits drängten, als die NSDAP noch bedeutungslos war. Die eine gefährliche Zuschreibung war die, „Zigeuner“ seien unsozial, gar asozial. Daraus wurde das Recht abgeleitet, um der Gesamtgesellschaft willen gegen sie vorzugehen nach der Parole „Du bist nichts, dein Volk ist alles“.<sup>86</sup> Weil die Zuschreibung scheinbar nichts mit dem Nationalsozialismus zu tun hatte, findet man sie auch nach 1945 noch, und zwar bis in die 1980er-Jahre bei den Behörden, die über Wiedergutmachung und Schadenersatzansprüche entschieden.<sup>87</sup> Die Geschichtswissenschaft muss sich selbstkritisch fragen, ob sie nicht in ihren Arbeiten über die Konzentrationslager zu schnell alle Häftlinge mit dem schwarzen Winkel als eine homogene Gruppe betrachtet und damit für die Sinti und

<sup>84</sup> Ebd., Nr. 4189.

<sup>85</sup> Hauptbuch Frauen (wie Anm. 62), Nr. 5820.

<sup>86</sup> Wolfgang Ayaß, „Asoziale“ im Nationalsozialismus. Überblick über die Breite der Maßnahmen gegen soziale Außenseiter und die hieran beteiligten Stellen, in: Dietmar Sedlaczek/Thomas Lutz/Ulrike Puvogel/Ingrid Tomkowiak (Hrsg.), „minderwertig“ und „asozial“. Stationen der Verfolgung gesellschaftlicher Außenseiter. Zürich 2005, S. 51–64.

<sup>87</sup> Lothar Evers, „Asoziale“ NS-Verfolgte in der deutschen Wiedergutmachung, in: „minderwertig“ und „asozial“, S. 179–183, hier S. 182.



Roma, die ihr ohne Diskussionen zugerechnet wurden, ein Etikett benutzt, das von den Tätern stammt.

Eine zweite Annahme war damals populär und wurde im Strafvollzug, in der Polizei, in der Wohlfahrtspflege und in der Pädagogik<sup>88</sup> forciert, dass nämlich nicht konkrete Lebensumstände oder soziale Verhältnisse der Grund für ein bestimmtes Verhalten (beispielsweise das Leben im Familienverband) sind, sondern die Biologie, konkret die Gene eines Menschen, die sein „Wesen“ festlegen. So musste beispielsweise der Caritasverband in der Jugendfürsorge als Kriterium für die Arbeitsteilung mit der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt die Unterscheidung „*erbkrank-erbggesund*“ hinnehmen, was bedeutete, dass er die als „*gebrechlich*“, „*erbkrank*“ oder „*asozial*“ eingestuften Jugendlichen zu übernehmen hatte.<sup>89</sup>

Das Erschreckende ist, dass an den Fehlurteilen festgehalten wurde, selbst wenn aus heutiger Sicht das Gegenteil auf der Hand lag. Ein Beispiel: Vom Fußmarsch der Sinti und Roma vom provisorischen Sammelager in der Festung Hohenasperg zum Bahnhof Asperg bei Ludwigsburg am 22. Mai 1940 sind Fotos gemacht worden. Sie sind möglicherweise gemacht worden, um zu demonstrieren, dass in aller Öffentlichkeit (Passanten sind auf der anderen Straßenseite zu erkennen, und es scheint die Sonne) ein endlos scheinender Strom von Menschen unter Polizeibewachung „ausgesondert“ werden kann. Allmachtsfantasien werden geweckt worden sein: Obwohl die Sinti viele sind und die Polizisten nur wenige, schert niemand aus: „*Gefangen im Fokus der Täter, muten die Menschen wie passive Objekte einer staatlichen Gewaltmaßnahme an, gegen die jedes Aufbäumen von vornherein sinnlos erschien.*“<sup>90</sup> Aber man sieht auf dem Foto auch Männer im Anzug mit Krawatte, Hut und Koffer, durch nichts von jedem anderen wohl situierten Mann zu unterscheiden. Wie passt das zu dem Märchen von den zerlumpten herumlungern den „Zigeunern“?

---

<sup>88</sup> Werner Brill, Pädagogik der Abgrenzung. Die Implementierung der Rassenhygiene im Nationalsozialismus durch die Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn 2011.

<sup>89</sup> Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus. Opladen 1999, S. 496f und öfter.

<sup>90</sup> Frank Reuter, Mit den Augen der Täter? Zum Umgang mit Quellen des NS-Völkermords im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, in: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 2012, Heft 1, S. 24f, hier S. 25.

Wenn sich herausstellen sollte, dass die Geschichte der Sinti und Roma im Erzbistum Freiburg eine genauso traurige wie in jedem anderen Bistum war und dass die Ausgrenzungsmechanismen so wie überall funktionierten, dann ist einzugestehen, dass die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ohne Konsequenz für das Handeln blieb. Und es ist auch die schlichte Auffassung zu revidieren, dass die Mitglieder der katholischen Kirche entweder Nazis oder Widerständlerinnen und Widerständler waren.

## Jahresbericht 2014

Die Mitgliederversammlung für das Vereinsjahr 2014 des Kirchengeschichtlichen Vereins (KGV) fand am 28. April 2015 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg statt. Sie stand diesmal ganz im Zeichen des 150-jährigen Bestehens des Vereins und seiner Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ (FDA), war doch der KGV im Spätjahr 1864 gegründet worden, das FDA hingegen im Jahr 1865 erstmals erschienen.

Die eigentliche Aufgabe des KGV ist die Erforschung und Dokumentation der Geschichte des Erzbistums Freiburg, seiner historischen Vorläufer und der benachbarten Bistümer. Die Ergebnisse der von unzähligen Vereinsmitgliedern im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten verrichteten Arbeiten haben sich in bislang 134 Bänden des FDA niedergeschlagen – da lag es nahe, nicht etwa einen Rückblick auf die im Großen und Ganzen unspektakulären Vereinsaktivitäten in den Mittelpunkt der Jubiläumsveranstaltung zu stellen, sondern den Inhalt der FDA-Bände unter verschiedenen Gesichtspunkten in kurzen Referaten schlaglichtartig in den Blick zu nehmen. Im Einzelnen sah das Programm der gut besuchten öffentlichen Jubiläumsfeier – zu den Gästen zählte neben Erzbischof Stephan Burger auch sein Amtsvorgänger Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch – folgendermaßen aus:

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Karl-Heinz Braun, sprach in seiner Begrüßung nicht nur von den veränderten Fragestellungen und Methoden der (Kirchen-)Geschichtsforschung, sondern würdigte auch die enormen Forschungsleistungen derer, die in unserem Verein bisher gewirkt haben. Er zitierte den mittelalterlichen Gelehrten Bernhard von Chartres (gest. um 1130), der sagte, „dass wir Zwergen gleich sind (nos esse quasi nanos), die auf den Schultern von Riesen sitzen, um mehr und Entfernteres als diese sehen zu können – freilich nicht dank eigener scharfer Sehkraft oder Körpergröße, sondern weil die Größe der Riesen uns emporhebt“.

Dr. Christoph Schmider, derzeit Schriftleiter des FDA, umriss anhand der seinerzeit maßgeblichen Intentionen die Gründung unserer Vereinszeitschrift und stellte seine Amtsvorgänger in wenigen Worten vor. Die stellvertretende Vorsitzende des KGV, Dr. Christine Schmitt, warf anhand einiger Daten und Tendenzen einen strukturellen Blick auf das FDA und seine im Lauf der Zeit immer wieder veränderten inhaltlichen Schwerpunktsetzungen.

Prof. Dr. Thomas Martin Buck, Beisitzer im Vorstand, spürte der wechselnden Bedeutung nach, die der Erforschung der Geschichte des Mittelalters im FDA beigemessen wurde, während sich Dr. Barbara Henze, ebenfalls Beisitzerin, auf die Suche nach den eher spärlichen Niederschlägen der Auseinandersetzung mit der Ökumene begab, die sich im FDA finden. Prof. Dr. Wolfgang Hug, über Jahrzehnte hinweg Vorstandsmitglied, schilderte den erheblichen Wandel, dem die Beurteilung der Aufklärung in den anderthalb Jahrhunderten seit der Gründung des KGV unterworfen war, und Prof. Dr. Hugo Ott, der die Geschicke unserer Vereinszeitschrift in den gut vier Jahrzehnten seiner Tätigkeit als Schriftleiter ganz maßgeblich gelenkt hat, berichtete aus eigenem Erleben über die bisherigen Beiträge im FDA zur Aufarbeitung der NS-Geschichte.

Prof. Dr. Karl-Heinz Braun stellte die bisherigen Vorsitzenden des KGV, ihre unterschiedlichen Kompetenzen und ihre je eigene Ausrichtung vor. Domkapitular em. Dr. Eugen Maier, der dem Vorstand als Vertreter des Erzbischöflichen Ordinariats angehört, ging auf die Bedeutung ein, die der Geschichte für das religiöse Selbstbewusstsein einer Bistumsleitung zukommt. Prof. Dr. Dr. Mariano Delgado, Vorsitzender des benachbarten Schweizerischen Kirchengeschichtsvereins, erzählte aus der Warte des von außen Kommenden die bewegte Geschichte der sich in der Namensgebung von Verein und Vereinszeitschrift manifestierenden inhaltlichen Neuausrichtung des „Vereins für Schweizerische Kirchengeschichte“.

Den Endpunkt der eigentlichen Jubiläumsveranstaltung bildete das Gruß- und Schlusswort des Protektors des Kirchengeschichtlichen Vereins. Erzbischof Stephan Burger würdigte die enorme wissenschaftliche Leistung, die in den bislang erschienenen FDA-Bänden dokumentiert ist, vor allem aber die seit Jahrzehnten geübte Praxis, im Interesse der geschichtlichen Wahrheit auch unerfreuliche Aspekte der Vergangenheit zu erforschen und objektiv zu dokumentieren. Dem KGV, für dessen Tätigkeit er lobend anerkennende Worte der Würdigung fand, wünschte er weiteres Gedeihen und auch künftig ertragreiche Arbeit, dem FDA größtmögliche Breitenwirksamkeit.

Besondere oder außergewöhnliche Aktivitäten hat der KGV im Vereinsjahr 2014 nicht zu verzeichnen, weder Tagungen noch Publikationen. Immerhin konnte die Homepage nach langen Vorbereitungen und Überlegungen mittlerweile freigeschaltet werden, so dass die wichtigsten In-

formationen über unseren Verein nunmehr auch im zeitgemäßen Informationsmedium „Internet“ zu finden sind (<http://www.kgv-freiburg.de/>). Die Arbeiten an den noch ausstehenden Bänden der Bistumsgeschichte konnten leider noch immer nicht abgeschlossen werden, doch sie sind immerhin wieder ein gutes Stück vorangekommen. Die Zahl der persönlichen Mitglieder hat sich etwas verringert, da den neun Neuzugängen 17 Abgänge entgegenstehen.

Zehn Personen sind im Jahr 2014 verstorben, die dem Verein teils viele Jahre angehört hatten. Im Einzelnen sind dies:

*Prof. Dr. Kurt Abels*

*Oberrechtsdirektor i. R. Kurt Froemer*

*Oberamtsrat i. R. Erwin Haag*

*Heike Hofert*

*Oberstudienrätin i. R. Elisabeth-Gertrud Latzel*

*Prof. Dr. Dieter Mertens*

*Diplom-Bibliothekekar Günther Rau*

*Prof. Dr. Klaus Reinhardt*

*Prof. Dr. Peter-Johann Schuler*

*Rudolf Vallendor*

Zum Schluss der Jahresversammlung lud Erzbischof Stephan Burger aus Anlass des Jubiläums alle Gäste und Mitglieder zu einem Umtrunk mit Buffet ein.

Prof. Dr. Karl-Heinz Braun



## Kassenbericht für das Jahr 2014

### Einnahmen:

Beiträge der Mitglieder .....	7 732,00
Beiträge der Kirchengemeinden / Pfarreien .....	23 298,00
Mitgliedsbeiträge Gesamt .....	<u>31 030,00</u>
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden.....	113,60
Buchverkauf Herder Verlag .....	963,00
Zinserträge Geldmarktkonto .....	129,12
Zuschuss Ordinariat .....	0,00
Spenden und Ersatzbeträge.....	67,00
<b>Summe der Einnahmen</b> .....	<b><u>32 302,72</u></b>

### Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 134/2014 .	22 481,24
Honorare für den Jahresband Nr. 134/2014 .....	912,50
Vergütung für die Schriftleitung.....	2 800,00
Vergütung für die Rechnungsführung .....	0,00
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek. ....	153,78
Vergütung für die Kassenprüfung .....	80,00
Bankgebühren .....	120,25
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.).	4 425,09
<b>Summe der Ausgaben</b> .....	<b><u>30 972,86</u></b>
Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2014 .....	36 352,44
Einnahmen 2014. ....	32 302,72
Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel .....	<u>68 655,16</u>
Ausgaben 2014 .....	30 972,86
<b>Kassenbestand zum Abschluss 2014</b> .....	<b><u>37 682,30</u></b>

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2015 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA .....	369
Beitragsfreie Mitglieder.....	7
<b>zusammen</b> .....	<b><u>376</u></b>

Im Geschäftsjahr 2014 gab es 9 Neuzugänge, 10 Abgänge durch Tod und 7 Abgänge durch Austritt.

Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt	1 061
die Anzahl der Tauschpartner	95

Manfred Barth

